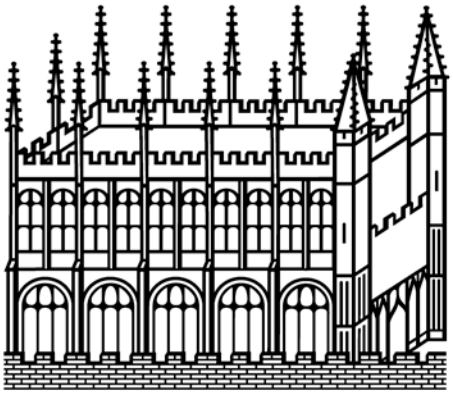


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Schaumberger's
Leben und Werke.

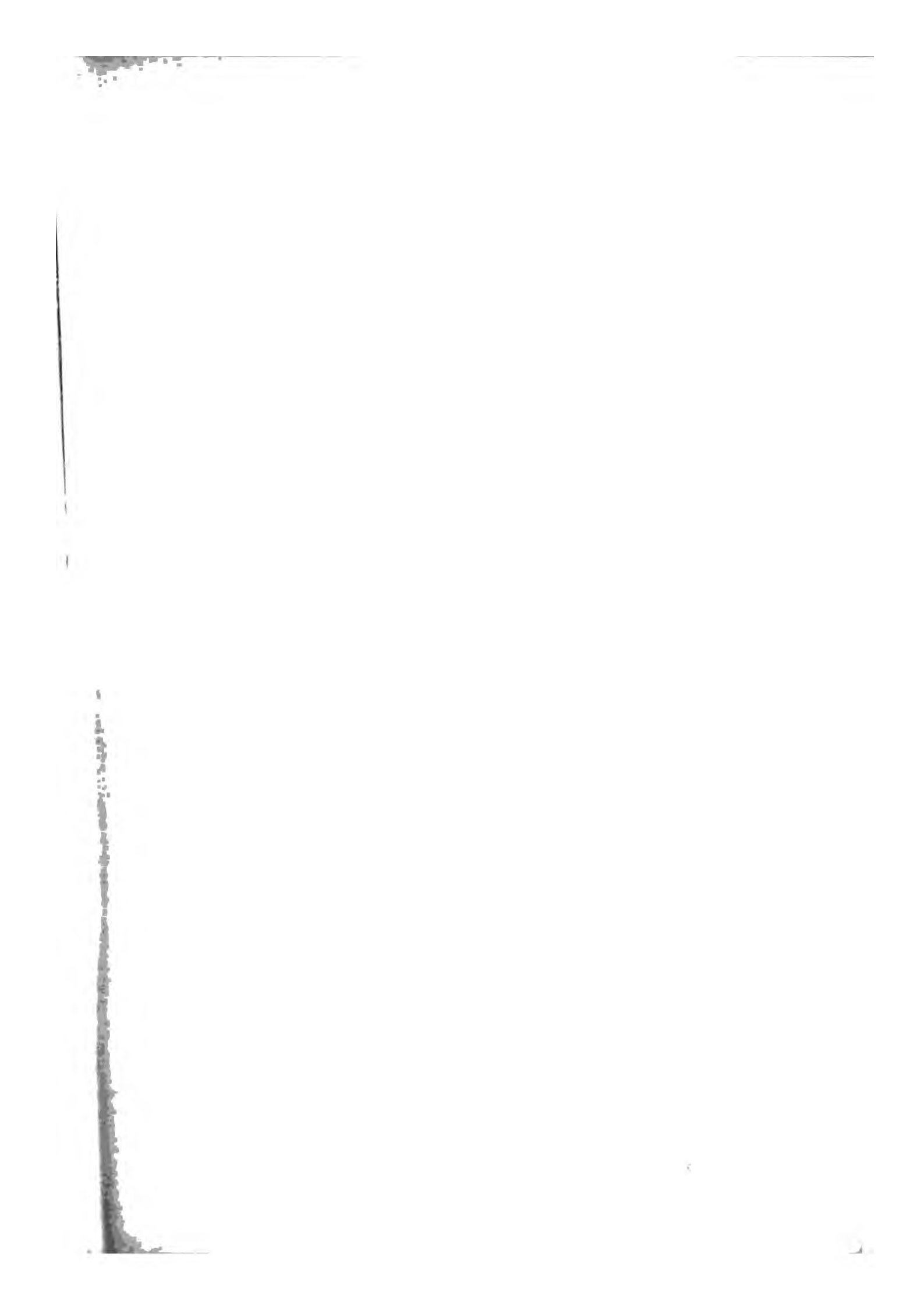
~~259a 19~~



REP. G. 4250

~~GM 480 A 1~~







H. Schaumberger.

Heinrich Schaumberger.

Sein Leben und ſeine Werke.

Nach authentiſchen Quellen dargeſtellt

von

Hugo Möbius.

Mit Schaumbergers Bildnis.

Wolfenbüttel.

Druck und Verlag von Julius Zwißler.

THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
15 FEB. 1939
OF OXFORD

Meiner lieben Frau

Hermine geb. Nadler

gewidmet.

Vorwort.

Der Leſer ſtelle an das vorliegende Buch nicht zu ſtrenge Anforderungen. Ich beabſichtigte weniger, eine ſtilgerechte Biographie zu ſchreiben, als vielmehr leicht lesbare Lebensbilder, in denen die zahlreichen Freunde Schaumbergers Antwort finden ſollten auf ſo manche Fragen, die ihnen bei der Lektüre der eigenartigen Erzählungen des Dichters aufſtiegen.

Es iſt in der ganzen Darſtellung keine Zeile, die nicht mit authentiſchen Dokumenten belegt werden könnte. Des Dichters geſamter Nachlaß an Schriften ſtand mir zu Gebote: ſeine gehaltreichen Briefe, ſeine Tagebücher, Abhandlungen von ihm, Pläne, Entwürfe und erſte Ausführungen verſchiedener Erzählungen; dazu kamen ausführliche Mitteilungen der Angehörigen Schaumbergers, in deren Gedächtnis der Tote unverlierbar fortlebt.

Nicht Glanz der Darſtellung, nicht bunten Wechſel der Scenen, nicht Senſationseffekte ſuchte ich zu erzielen, ſondern einzig und allein vollkommene Wahrheitstreue und damit unbedingte Glaubwürdigkeit. Ich hätte auf Grund des mir zur Verfügung ſtehenden Materiales mancher Partie leicht eine polemiſche Färbung geben können; ich habe es vermieden, denn über Schaumbergers Grabe ſoll ſich nicht Streit

erheben. Andrerſeits mußten berechtigte Intereſſen lebender Perſonen geſchont werden. Bleiben infolgedeſſen gewiſſe Lebenskapitel noch einigermaßen im Dunkel, ſo kann ich das wohl bedauern, aber nicht ändern.

So ziehe denn hin, mein Büchlein, und wenn Du zu den Tauſenden von Schaumbergerfreunden noch etwelche werben ſollteſt, dann hätteſt Du Deine Beſtimmung erfüllt.

Dresden, am 8. Juli 1882. **Hugo Möbius.**

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Kapitel I.	Kindheit	1
„ II.	Jünglingsjahre. Seminarzeit	26
„ III.	Einberg	51
„ IV.	Ahlſtadt	84
„ V.	Schaumberger als Lehrer	112
„ VI.	Weißenbrunn	139
„ VII.	Neue Liebe, neues Leben	168
„ VIII.	Davos	187
„ IX.	Sehnſucht nach der Heimat	225
„ X.	Blicke in Schaumbergers Seele	241
„ XI.	Dichteriſches Schaffen	264
„ XII.	Rückkehr nach Davos	298
„ XIII.	Letzte Lebenszeit	324
„ XIV.	Letztes Schaffen	353
„ XV.	Schaumbergers Werke	382

Verbeſſerung einiger Druckfehler.

Seite 12, Zeile 3 v. u.: denn.
„ 59, „ 5 v. u.: trotz dem.
„ 85, „ 3 v. u.: oben.
„ 86, „ 16 v. o.: Bäumen ſtatt Blumen.
„ 147, „ 4 v. o.: es.
„ 152, „ 8 v. u.: ſeinem erſten.
„ 160, „ 7 v. u.: wollte.
„ 161, „ 16 v. o.: verworren.
„ 176, „ 10 v. o.: Wilibald.
„ 176, „ 1 v. u.: Kap. 49.
„ 203, „ 6 v. o.: Berge.
„ 224, „ 17 v. o.: Euer.
„ 298, „ 14 v. u.: 4. April.
„ 332, „ 13 v. o.: Kapital.
„ 338, „ 9 v. u.: Schweſtern.
„ 312, „ 5 v. o.: und an andren Stellen: Szene.

Außerdem ſind an einzelnen Stellen Zeichen zu ergänzen oder anders zu ſetzen.

I.

Kindheit.

Wandert man von Coburg über die Rosenau hinaus, so öffnet sich dem Blicke die Aussicht auf eine liebliche Landschaft. Links grüßt die Ruine Lauter vom Berge herab; nach vorn zieht sich das schöne, reich bewaldete Itzthal den blauen Bergen des Thüringerwaldes entgegen, die im Hintergrunde in Duft und Dämmer aufglänzen. Denkt man sich dazu den schönsten blauen Sommerhimmel, so hat man ein deutsches Landschaftsbild, wie es anmutiger nicht leicht gefunden wird.

Hinter Wohlbach und Mittelberg legt sich ein Querthal vor, reich bebaut, übersät mit üppigen Obstgärten, im Westen begrenzt von zwei dichtbewaldeten Berglehnen. In diesem gesegneten Thale liegt Weißenbrunn vorm Walde. Die Berge zu seinen Häupten sind der Linden- und der Koppelsberg; das Dorf entlang schlängelt sich der Lindenbach, der sich vor dem Dorfe in die Itz ergießt. Stattlich hebt sich die Kirche mit dem spitzen Turm aus den roten Ziegeldächern des Dorfes; nahe daran liegen Pfarre und Schule, zwei freundliche, wohnliche, lichtvolle Häuser. Hinter Kirche und Kirchhof dehnt sich der prächtige Park aus, der ein geschmackvoll gebautes Schlößchen umgiebt.

Weißenbrunn ist nicht groß; alles liegt hier eng beisammen. Nahe bei Kirche, Schule, Pfarre und Schloß erhebt sich ein langgestrecktes, altertümliches Haus, dem man es ansieht, daß schon viele Generationen darin hausten. Hier wurde am

14. September 1791 Johann Georg Nikolaus Heider geboren, der Sohn des Wagnermeisters und Grundbesitzers Johann Nikolaus Heider und seiner Ehefrau Margarete Barbara, einer gebornen Ehrlicher aus Neukirchen. Zum Jüngling herangewachsen, führte Georg Heider am 8. Februar 1818 die Tochter des Mahlmüllermeisters Konrad Otto aus Öslau, Christiane, in das alte Haus, in dem er fortan als Hausherr Wagnerhandwerk und Bauerei betrieb.

Seine Ehe war eine sehr glückliche. Von drei Töchtern, die dem „Wagnersjörg“ und der „Wagnerschristel“ geboren wurden, blieb indes nur die jüngste leben: Margarete Dorothea, geboren am 7. März 1821. Dieses Kind, ausgezeichnet durch Leibesschönheit wie durch Seelengüte, machte das ganze Glück der trefflichen Eltern aus. Alle Liebe, die nur immer Elternherzen entsprießt, häufte sich auf das Haupt der einzigen Tochter. In allen Frauentugenden erzogen, wuchs sie heran wie eine schöne Blume, die zarte, sinnige „Wagnersmargaret“. Wir brauchen sie hier nicht weiter zu schildern; wer Schaumbergers „Umsingen“ gelesen hat, kennt sie.

War es ein Wunder, daß die liebliche Jungfrau die Blicke vieler auf sich lenkte? Mancher Jüngling ging ihr zu Liebe. Einem aber hatte sie es vor allen angethan, dem jungen Präzeptor Georg Friedrich Schaumberger aus Mittelberg bei Weißenbrunn.

Geboren am 7. Juli 1821, stand Fritz Schaumberger mit Margarete Heider ungefähr in gleichem Alter. Ihm lachte ein freundlicher Stern. Gar reiche und angesehene Burschen bewarben sich um die schöne Margarete; aber das holde Kind des Dorfes neigte dem stattlichen Präzeptor sein Herz in Liebe zu. Alles das ist in „Umsingen“ zu lesen, wo es ihr Sohn Heinrich, mit einiger dichterischer Zuthat, gar anmutig erzählt hat. Wir folgen hier andren Quellen und gelangen zu einer etwas abweichenden, den Thatsachen genauer entsprechenden Darstellung.

Fritz Schaumberger hatte Margarete Heider kennen gelernt, ehe er noch einen Schritt in seine Mittelberger Schule that.

Frisch vom Seminar weg war ihm die kleine Stelle in Mittelberg übertragen worden, wo er im „Hirtenhause“ Wohnung und Unterrichtslokal angewiesen erhielt. Seinen Einzug in Mittelberg hat der Sohn in einer bisher noch ungedruckten Skizze geschildert, die unter dem Titel: „Aus den Erinnerungen eines alten Lehrers“ mit „Umsingen“ zusammen ein Gegenstück zu „Fritz Reinhardt“ bilden sollte.

Mittelberg gehört nach Weißenbrunn in die Kirche. Schule hatte Fritz Schaumberger noch nicht gehalten, aber die Nachkirchweih, die eben fiel, mußte er mitfeiern. So finden wir ihn denn Sonntag nachmittags mit andren Burschen im Wirtshaus von Weißenbrunn beim Tanze. Hier sah er Margarete Heider zum erstenmale. Sie war „Planjungfrau“ und als solche eine gefeierte Persönlichkeit. Fritz Schaumberger tanzte viel mit dem schönen Mädchen. Hernach luden ihn die „Planburschen“ zum Essen ein, und er wurde bald gut Freund mit ihnen. Bis in die Nacht hinein tanzte er nach Herzenslust. Am nächsten Morgen wurde er feierlich in sein Amt eingewiesen.

Fritz Schaumberger war oft in Weißenbrunn. Namentlich beim Pfarrer, einem alten, kränklichen, aber gemütvollen und lehrerfreundlichen Herrn, der ihn immer mit beiden Händen begrüßte, gefiel es ihm sehr gut. Es herrschten damals noch recht patriarchalische Zustände. Zwischen Pfarre und Schule wurde ein freundschaftlicher Verkehr aufrecht erhalten, wie er in dieser Weise jetzt kaum mehr vorkommt.

Schaumberger half dem väterlichen Freunde gern bei seinen Arbeiten. Dann hing er seinen Frack in des Pfarrers Schrank, zündete sich eine Pfeife an und nahm dem alten Herrn gegenüber Platz, der, behaglich in seinen Schlafrock gehüllt, aus der langen Pfeife rauchend, im Lehnstuhle saß. Nach dem Kaffee wurde der Tisch mit dem Schreibgerät ans Fenster gerückt; die Tabaksdose und ein Gefäß mit Papierfidibussen standen zur Hand. Nun wurde fleißig in den Kirchenbüchern geschrieben. Zuweilen diktierte auch der Pfarrer seinem jungen Famulus die Predigt für den nächsten Sonntag in die Feder.

Hinterher wurde immer aus einem Dichter vorgeleſen. Wenn der junge Präzeptor falſch betonte, korrigierte ihn der geſtrenge Pfarrherr; ſtets wurde das Geleſene beſprochen. Nach dem Abendeſſen ſpielten die beiden „Sechsundſechziger“; fünf Spiele koſteten einen Kreuzer. Schaumberger bekam Bier, der alte Herr trank Waſſer. Zuletzt wurde noch ein Imbiß aufgetragen, in der Regel Butterbrot mit Cervelatwurſt, dazu Borsdorfer Äpfel, in Butter gedämpft. Beim Abſchiede warnte der Alte den Jungen noch freundſchaftlich: „Gehen Sie nicht in die Lichtſtuben; es könnte böſe Folgen haben!“

Einmal, als die beiden wieder ſo traulich beiſammen ſaßen, trat ein junges Mädchen herein, um ſich und die Eltern zur Beichte anzumelden. Der Pfarrherr ſtellte das ſchöne Kind ſeinem jungen Freunde mit den Worten vor: „Meine Margaret'!“ Der aber war nicht wenig erfreut, als er in ihr ſeine Tänzerin von der Nachkirmes erkannte.

Der Pfarrherr that es nicht anders — Fritz Schaumberger mußte ſich zu Margarete aufs Sofa ſetzen, und nun plauderten ſie behaglich von dem und jenem. Die Zeit verging ihnen wunderſchnell.

Als Margarete fort war, ſprach der Pfarrherr noch ein Langes und Breites über ihre Eltern und lobte die „Wagnersleute“ gar ſehr. Auch das nahm ſich Fritz Schaumberger zu Herzen.

Bald ſahen ſich die jungen Leute öfter; Fritz Schaumberger fühlte allgemach eine zarte Neigung für die ſchöne Margarete in ſeiner Seele aufkeimen. Wenn er dem Pfarrherrn vorlas, ſchweiften ſeine Blicke oftmals ſehnſüchtig über das Buch hinaus und durchs Fenſter, und in ihm fragte es: „Ob ſie wohl kommen wird?“

Mit Margaretens Vater war er unterdes im Wirtshauſe auch bekannt geworden. Der „Wagnersjörg“ hielt große Stücke auf den jungen Präzeptor.

Soweit war alles gut. Aber Schaumberger war nicht der Einzige, der um Margarete warb. Ein Kollege aus der Nachbarſchaft ging gleichfalls ihr zu Gefallen. Am zweiten

Weihnachtsfeiertage erſchienen die beiden ſtillen Nebenbuhler, die im übrigen ganz gut miteinander ſtanden, einträchtig im Wirtshauſe, wo auch Margarete war. Schaumberger wurde von ihr bereits ſichtlich bevorzugt; ſie tanzte ausſchließlich mit ihm. Schaumberger, und nicht der Kollege, war auch der Glückliche, der ſeine ſchöne Tänzerin nach Hauſe begleiten durfte.

Je deutlicher Margarete fühlte, daß ihr Herz dem jungen Präzeptor gehöre, deſto mehr ermutigte ſie ihn in ſeiner ſchüchternen Werbung. Als er ſie einmal im Hofe ihres Hauſes traf, erteilte ſie ihm geradezu den Auftrag, dem andern Bewerber „abzuſagen“. Mit tauſend Freuden wurde das beſorgt! Immer öfter kam Margarete nun in die Pfarre, und immer deutlicher gab ſie dem jungen Lehrer ihre Liebe zu erkennen. Als er einſt an der Orgel etwas zu reparieren hatte, kam ſie verſtohlen in die Kirche, um mit ihm zu plaudern. Nach beendigter Arbeit begleitete ſie ihn auf einem Spaziergange hinaus ins Freie. Einträchtig wandelte das junge Paar durch die Fluren. Immer inniger und ernſter wurden ihre Geſpräche; bald gingen ihnen die jungen Herzen ganz auf; und von Auge zu Auge, von Mund zu Mund floß ihnen das Geſtändnis der Liebe.

Bald darauf hielt der hochbeglückte Jüngling bei den Eltern um die Hand des ſchönen Kindes an. Mit tauſend Freuden willigten dieſe ein. Von nun an war Schaumberger in ſeiner freien Zeit faſt immer im traulichen Wagnershauſe.

Dem jungen Manne war es zu gönnen, daß einmal ein Sonnenſtrahl in ſein armes Leben fiel. Gar mühſam hatte er ſich bis dahin auf der Schattenſeite des Lebens forthelfen müſſen. Sein Vater war ein armer Tagelöhner und Schwarzbüttner in Sonnefeld. Noch viele Kinder ſaßen an ſeinem Tiſche; Kummer und Sorge wohnten in ſeinem Hauſe. Unter mancherlei harten Entbehrungen hatte Fritz das Seminar zu Hildburghauſen abſolviert und ſich dort zu einem tüchtigen Lehrer vorgebildet, der ſeine Prüfungen rühmlich beſtand und namentlich durch ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe und Leiſtungen ſich viele Freunde erwarb. Heute noch lebende Seminargenoſſen

ſprechen mit Liebe und Achtung von ihm, von ſeiner anſprechenden Perſönlichkeit, von ſeinem Können und Streben. Über ſein Weſen in damaliger Zeit hat uns der Sohn in „Umſingen“ berichtet; der junge Präzeptor Karl iſt Schaumberger **senior.**

Mehrere Jahre hatte er in Mittelberg die Leiden des Wandeltiſches ertragen, bis er endlich in Neuſtadt an der Heide eine erträgliche Stelle als Kantor und Lehrer fand. Hierher führte er nun am 11. Dezember 1842 ſeine Margarete als junge Frau. Freilich mag es dem Dorfkinde manchmal bange gethan haben nach dem luftigen und lichtvollen Heim im ſchönen Weißenbrunn. Hier in Neuſtadt wohnte ſie hoch oben in einem beſcheidenen Dachſtübchen. Das Schulhaus war zwar für die damaligen Verhältniſſe gar ſtattlich; allein vier Lehrerfamilien teilten ſich in die Räumlichkeiten, welche nicht zu Klaſſenzimmern benutzt wurden. Kantor Schaumberger, als der jüngſte Lehrer, mußte mit den beſcheidenſten Gelaſſen vorlieb nehmen, und ſo kam er höher hinauf, als ihm lieb ſein mochte. Für die Enge der Wohnung entſchädigte einigermaßen die Ausſicht über Gärten und freundliche, im Grün verſteckte Häuschen, nach dem hochragenden, dicht bewaldeten, ganz iſolierten Berge hinter der Stadt. Doch hatte dieſer Berg auch ſeine Tücken. Von weither zog er die Gewitter an, und wenn dann die Blitze von ſeiner Höhe nach dem Städtchen hinabzuckten und der Donner grollte, ward es den Bewohnern des hohen Dachſtübchens oft recht unheimlich.

In dieſem Dachſtübchen des Schulhauſes zu Neuſtadt an der Heide erblickte am 16. Dezember 1843, mittags 1 Uhr, ein Knabe das Licht der Welt, der am 27. Januar 1844 in der Taufe die Namen Michael Heinrich empfing. Groß war die Freude ſeiner Eltern, die ſich in zärtlicher Liebe um den Erſtgeborenen bemühten, groß auch die Freude der Weißenbrunner Großeltern, die jetzt im Hauſe der Tochter aufwachſen ſahen, was ſie ſich ſelbſt ſo oft vergeblich gewünſcht: ein Söhnlein.

Erträglich nannten wir die Stellung Schaumbergers in Neuſtadt; glänzend war freilich ſeine Lage auch hier nicht.

Die Einnahmen paßten gut zu der engen Wohnung. Vielleicht wäre die Not dem jungen Heimweſen nicht ganz fremd geblieben, wenn nicht die Eltern der jungen Frau ſich des Haushaltes als vermögliche Bauersleute mit freigebigen Händen angenommen hätten.

Namentlich der Großvater aus Weißenbrunn hielt öfters Einkehr bei ſeinen Kindern. Durch den Schwiegerſohn wurde er auch in den geſellſchaftlichen Kreiſen Neuſtadts bekannt, und bald war er hier ſo beliebt wie daheim in Weißenbrunn. Obgleich äußerlich in der Regel ſehr ruhig und gemeſſen, konnte er doch, wenn es galt, ein ſehr heitrer Geſellſchafter ſein. Dem Enkel Heinrich, der mit Zärtlichkeit an ihm hing, blieb er in der Erinnerung als ein „ernſter, ſchöner Bauersmann“.

Nur ſparſam floſſen in ſpäteren Jahren unſerm Heinrich Schaumberger die Erinnerungen aus der erſten Zeit ſeines Lebens, vielleicht deshalb, weil er im zweiten Lebensjahre von einer bösartigen Augenkrankheit befallen wurde, an welcher er zwei Jahre dahinſiechte. Eine weiße, ſtille Kindergeſtalt blieb ihm noch im Gedächtnis, die eine Zeit lang auf dem Schoße der Mutter ſpielte und dann fort war. Es war ſein Schweſterchen. Nach dem Sohne Heinrich waren den Eltern noch zwei Mädchen geboren worden, die aber im Alter von zwei und fünf Jahren ſtarben. An welches von beiden Kindern ſich die nachfolgende Kindergeſchichte knüpft, iſt nicht zu entſcheiden.

Einſt wurde der Knabe Heinrich von der Kindsmagd in ein Sterbehaus getragen und ſah hier zum erſtenmale eine Leiche. Er verſtand das bleiche Bild nicht zu deuten. Das bunte Leichenhemdchen, die Kränze und Blumen, in welchen das tote Kind wie vergraben lag, machten ihm Freude; der feierliche Ernſt der vielen ſchwarzgekleideten Männer erregte ihn, und ſo brach er in die Worte aus: „Warum kommen die ſchwarzen Männer nicht auch zu uns?“ Das Kindsmädchen erſchrak und verwies ihm heftig die unſchuldige Kinderrede mit den Kaſſandraworten: „Nun wird gewiß auch bei uns eins ſterben!“ Heinrich verſtand das wohl nicht, aber er weinte doch heftig über das vermeintlich begangene Unrecht.

Danach ſollte der heilige Chriſt beſcheren. Der Großvater aus Weißenbrunn war gekommen; Heinrichs Herz war erfüllt von Freude und Jubel. Das Schweſterchen aber lag ſtill in ſeinem Bettchen; Vater und Mutter, auch das Kindsmädchen, weinten heftig; der Großvater drückte den Enkel ſchluchzend an ſich, und der Herr Doktor, den Heinrich gut kannte, hielt eine lange, lange Rede. Was das bedeutete, verſtand der Knabe nicht. Als aber am Abend der heilige Chriſt keinen Lichterbaum brachte, als die Geſchenke, die Äpfel, Nüſſe und Zuckerſachen ſo kahl auf dem ſpärlich erleuchteten Tiſche geordnet waren, als die Eltern ſo bitterlich weinten, da verließ er die Sachen und weinte mit.

Danach kamen nun wirklich die ſchwarzen Männer in ſein Haus. Das Schweſterchen lag jetzt auch im ſeidnen Bettchen gleich jenem toten Kinde, von Blumen faſt erdrückt, wie Heinrich es einſt gewünſcht. Der Knabe lachte. Das Kindsmädchen riß ihn hinweg und jammerte: „Ach, Heinrich, Heinrich, was iſt mit Dir? Du biſt ſchuld, daß das Schweſterchen ins ſchwarze Loch geſcharrt wird, weil Du die ſchwarzen Männer ins Haus gewünſcht haſt — — und Du lachſt noch?“

Nun verſtand Heinrich auf einmal den Tod! Sah er doch gut genug das Grab, in welches ſein Schweſterchen geſenkt ward. Der erſte tiefe Kummer ſeines Lebens trieb ihm die Thränen aus den Augen. Und oft noch träumte er von den böſen ſchwarzen Männern, die er ins Haus gewünſcht und die ihm nun das liebe Schweſterchen genommen. —

Die Schüchternheit, die dem kleinen Heinrich angeboren war, brachte ihm viel Ungemach. „Die wilden Buben der Nachbarſchaft drangſalierten ihn ſchrecklich. Das that ihm um ſo mehr weh, als er ſo gern mit ihnen geſpielt und ſie geliebt hätte.“ Nichts iſt ja empfindlicher als ein liebebedürftiges Herz. Die kalten Abfertigungen, der höhniſche Spott der Knaben ſchnitten ihm ſo in die Seele, daß er keine andre Hülfe wußte, als weinend zur Mutter zu flüchten und ihr ſein Leid zu klagen.

Heinrich war das einzige Kind ſeiner Eltern; die Mutter

war auf dem Lande erzogen und darum vielleicht nicht recht heimiſch in der Stadt — genug, ſie nahm die kindiſchen Klagen ihres Söhnleins leider immer zu ernſt, weinte mit ihm und jammerte über die Welt, die es beſonders darauf anlege, ſie und ihr Kind zu kränken. Auf dieſe Weiſe machte ſie den Knaben immer weichmütiger und unſelbſtändiger. „Von einem geſunden Knabenzorn und Knabentrotz war keine Spur in ihm.“

War dieſe Weichheit, dieſe Liebebedürftigkeit dem Knaben angeboren oder anerzogen? Heinrich wußte es ſelbſt nicht; nur ſoviel konnte er ſagen: er liebte als kleiner Knabe Eltern und Großeltern mit einer Innigkeit, einer Glut, vor der er als Mann ſelbſt erſtaunte. Auch die kleinſte Trennung konnte er nicht ertragen; blieb Vater oder Mutter von einem Ausgange etwas zu lange aus, ſo war er in Kummer und Sorgen gänzlich aufgelöſt.

Dieſe ängſtliche Sorge, dieſe Neigung, alle ſchlimmen Möglichkeiten vorauszudenken und vorauszufürchten, war wohl von ſeiner Mutter auf ihn übergegangen. Er erinnerte ſich ſpäter nicht, die ſchöne, ſtattliche Frau jemals ganz heiter und fröhlich geſehen zu haben. Immer lag eine Wolke auf ihrer Stirn; oft ſeufzte ſie unwillkürlich, noch öfter klagte und weinte ſie laut. Trotz ihrer Frömmigkeit vermochte ſie ſich nicht zu einem freudigen Gottvertrauen zu erheben. Schon das kleinſte Wölkchen verdüſterte ihren Lebenshimmel völlig. Immer hatte ſie über die Schlechtigkeit der Menſchen zu jammern; früh ſchon hörte ihr Knabe die ängſtliche Frage aus ihrem Munde: „Warum muß gerade der Gerechte ſoviel leiden?“ Vielleicht mochte auch wirkliches Leid die Schwermut der Mutter vergrößern.

Kantor Schaumberger war Elementarlehrer und nahm als ſolcher ſeinen Heinrich ſehr früh mit in die Schule. Herzlich freute er ſich, wenn der kleine Burſche dann und wann eine leichte Frage beantwortete. So nahm Heinrich auch an den Leſeübungen teil und ſchrie den andern Schülern gedankenlos die aufgeſteckten Buchſtaben nach. Wurde er einmal gefragt, ſo halfen ihm die Nachbarn getreulich ein. Der erfreute Vater

rühmte dann wohl der Mutter die Fortschritte des Sohnes. Zufällig kam sie einmal ins Schulzimmer. Natürlich sollte Heinrich eine Probe seiner Künste ablegen. Warum ihn seine Helfer im Stiche ließen, wußte er nicht, genug — seine gänzliche Unwissenheit in der Buchstabenkenntnis enthüllte sich fürchterlich! Der Vater schüttelte den Kopf, machte aber weiter keinen Lärm; der Mutter jedoch sah Heinrich an, wie sie nur mit Mühe die Thränen zurückhielt — und sein kleines Herz erzitterte! Mit Recht! Ein großes Strafgericht erwartete ihn, und die Fürbitte des Vaters blieb fruchtlos. Lieber Gott, war das ein trauriger Nachmittag! Heller Sonnenschein leuchtete ins Zimmer; in den Gärten sangen die Vögel; auf dem Bauplatze vor dem Hause spielten Heinrichs Kameraden im feuchten Bausande — und er, der Unglückliche, saß neben der aufgeregten, weinenden Mutter und sollte mit Gewalt auf einmal die bösen, bösen Namen der dummen Buchstaben lernen! Und wenn nur die Mutter mit Ruhe und Geduld zu Werke gegangen wäre! — Die Scheltworte und Kopfnüsse verwirrten Heinrichs armen Kopf nur noch mehr; bald saß er in heller Verzweiflung vor den schrecklichen Täfelchen, vollkommen überzeugt: einen dümmeren, verworfeneren Jungen als ihn könne es auf der weiten Welt nicht geben! Zum Glück erlöste der Vater Mutter und Sohn, jagte seinen Jungen ins Freie und tröstete die Mutter. Heinrich aber mied die Spielgefährten, setzte sich in einen Winkel und weinte vor Kummer und Scham. Das war ein großes Leid! Der Vater aber wandte von da an dem Sohne in der Schule mehr Aufmerksamkeit zu, und spielend, unbewußt lernte Heinrich in kürzester Zeit geläufig lesen, lange bevor er das schulpflichtige Alter erreicht hatte.

Nach dem Gesagten könnte es scheinen, als sei des Knaben Jugend trübe und freudlos gewesen. Dem war nicht so. „Ein treueres, hingebenderes Mutterherz hat nie für ein Kind geschlagen als das, welches seine Kindheit behütete. Nur allzugroß war die Liebe der Mutter, allzupeinlich ihr Pflichtgefühl, ihre Sorge um sein Wohlergehen.“ Sie hätte gar zu gern ein frühreifes Wunderkind aus ihrem Heinrich gemacht.

Außerordentlich viel hatte der Knabe aber auch dem Vater zu verdanken. Wie dieſer auch ſonſt gedrückt und verſtimmt ſein mochte, im Umgang mit dem Sohne bewahrte er eine immer gleiche, harmloſe, faſt kindliche Heiterkeit. Er war Heinrichs beſter Spielgefährte, Kamerad und Freund. Vielleicht gerade deshalb, weil der Vater ſelten den Ernſt des Erziehers hervorkehrte, gewann er ſo bedeutenden Einfluß auf des Sohnes Entwicklung. Auf allen Spaziergängen, bei allen Beſuchen in den umliegenden Orten mußte ihn der Knabe begleiten. „Auf ſolchen einſamen Wanderungen war es zumeiſt, wo der Vater ſeinem Heinrich den großen Reichtum ſeiner Natur, ſeine Gemütstiefe, ſeinen feinen poetiſchen Sinn offenbarte, wo er verwandte Keime und Anlagen in der Knabenſeele weckte und liebevoll pflegte.“

Das waren für Heinrich glückliche Gänge! Neuſtadt ſelbſt liegt in häßlicher Sandgegend; aber ringsum breiten ſich reichgeſegnete Fluren und üppige Wieſengründe aus, von ſtattlichen, reichen Ortſchaften belebt. Mit den Lehrern dieſer Dörfer war Heinrichs Vater befreundet; wenn es zu Beſuchen ging, durfte der Knabe nicht daheim bleiben. „Trotz oder vielleicht wegen ſeiner unvollendeten Bildung, trotz der ſchmerzlich empfundenen Unabgeſchloſſenheit ſeines Weſens war der Vater in ſeinen guten Stunden ein rechter Kinderfreund, ja, er wurde da gewiſſermaßen ſelbſt wieder zum Kinde. Die in ihm ſchlummernde, nie recht geweckte Idealität, die reiche, ihm ſelbſt unbewußte Poeſie ſeines Weſens drängte ſich dann unwillkürlich in kindlicher Einfachheit und Naivetät hervor.“

Wie zwei harmloſe, fröhliche Kinder wanderten Vater und Sohn durch kniſternde, wogende Saatfelder, in denen tauſend unſichtbare Heimchen zirpten, aus deren gelben Wellen die roten und blauen Blumen ſo großäugig nach dem kleinen Knaben blickten. Wie ging bei dieſen Wanderungen dem ſinnigen Kinde das Naturleben in ſeinen tiefſten Geheimniſſen auf! „In ſeltſam komiſcher Gravität ſchwankten die Ähren auf und ab, ſtreiften mit ihren rauhen Fingern dem kleinen Wandrer übers Geſicht, nickten ſich dann wieder zu, drückten ſich die

Hände und raunten ſich allerlei Bemerkungen ins Ohr. In den üppigen Gründen, den blumenprangenden Wieſen überragten die Grasriſpen den kleinen Mann; ſo recht vor ſeinen Augen entfalteten ſie ihre glitzernden Herrlichkeiten; ihre duftigen Blütenſtaubwölkchen fuhren gleich ſtummen Kanonenſchlägen in die ſonnige Luft; zierliche, zitternde Herzchen gaukelten durcheinander; allerlei luſtiges und unheimliches Getier wimmelte durch die Wildnis.“

Gar herrlich ruhte ſich's bei ſolcher Wanderung im Schatten der Erlen, aus denen der Vater dem Knaben einen paſſenden Spazierſtock ſchnitt. Drunten murmelte und rauſchte die klare Flut; ſie lockte hinab in die geheimnisvolle, wunderreiche Tiefe. „Trotz des gefürchteten Häkelmannes, der da unten einträchtig mit Goldfiſchen und böſen Krebſen hauſte und nur darauf wartete, daß ein vorwitziger Bube dem Waſſer zu nahe komme, um ihn ſogleich in ſein feuchtes Haus hinabzuziehen, ward heimlich mancher Blick hinab in die lockende Tiefe gewagt.“ Oft führte auch der Weg auf ſchmalem, ſchattigem Damme zwiſchen ſpiegelnden Teichen hin. „In tiefer, traumhafter Ruhe lag die mächtige Waſſerfläche zwiſchen dem Ufergebüſch; die ſtillen Waſſerlilien blickten ſo geheimnisvoll aus dem Kranze ihrer Blätter.“ — —

Endlos waren die Geſchichten, welche der Vater dem Sohne bei ſolchen Wanderungen erzählte. Stundenlang konnten die beiden recht kindlich phantaſieren, träumen, ſchwärmen und Luftſchlöſſer bauen. So wurden dieſe Spaziergänge wichtig für Heinrichs Entwicklung; ſie weckten frühe ſchon ein gar reiches Gemütsleben in ihm; namentlich aber begründeten ſie in ſeiner Seele „jene poetiſche Innerlichkeit, die ihm ſpäter ſo viel Glück und Leid bringen ſollte“.

Im ganzen verlebte Heinrich eine glückliche Jugendzeit, „trotz mancher Wunderlichkeiten ſeiner Eltern“. Vor allem hatte er, ſo ängſtlich auch die Mutter im allgemeinen war, ziemliche Freiheit, die er dann auch redlich zum Flanieren durch die Stadt und ihre Umgegend benutzte.

In die Neuſtädter Zeit Heinrichs fiel das Sturm- und

Drangjahr 1848. Wieviel auch die Mutter weinen, wie ſorgenvoll der Vater umhergehen mochte, für die Buben war die plötzlich auftauchende Militärſpielerei der Kommunalgarde ein Seelengaudium. Schon die blitzenden Uniformen und Gewehre, die nickenden Büſche auf den Schützenhüten, dann die raſſelnden Trommeln, die ſchmetternde Muſik, die imponierenden Aufmärſche und Paraden, vor allem aber die Exerzierſtunden auf dem Anger: welche Fülle von unbeſchreiblichen Seligkeiten für ein Knabenherz! Natürlich ahmten die Kleinen die Großen nach, und noch als Mann dachte Heinrich an den Stolz, mit dem er einſt ſeinen „Waffenrock“ getragen. Außer einigen Fahnenweihen, Kirchenparaden und Übungsmärſchen blieben dem Knaben indes keine Heldenthaten der Kommunalgarde im Gedächtnis. Auf das heitre Spiel folgte bittrer Ernſt. Fremde Truppen rückten ein und lagen monatelang im Städtchen im Quartier. Das war ein bittrer Schluß.

Im nächſten Jahre, 1849, ward Kantor Schaumberger nach Weißenbrunn, der Heimat der Mutter, verſetzt. Dort begann für Heinrich eine neue Epoche ſeines Lebens. Weißenbrunn hat er ſtets als ſeine wahre Heimat betrachtet.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man die anmutige Knabengeſchichte Schaumbergers: „Eine Weihnacht auf dem Lande“ als Erlebnis des Dichters aus ſeiner Neuſtädter Zeit anſieht. Es mochte oft vorkommen, daß der Herr Kantor Schaumberger mit Frau und Kind zu den Großeltern nach Weißenbrunn hinausfuhr, daß dann da draußen ſich alles ſo abſpielte, wie es Schaumberger in ſeiner Novelle mit Stifterſcher Naivetät, Lebenstreue und Gemütswärme erzählte. Der Dichter hat hier ein Bild ſeiner Knabenzeit gegeben, wie man es lebensvoller nicht wünſchen kann. Auch ſeine Eltern und Großeltern treten uns da in ihren beſten Seiten vor Augen, ohne die Ecken und Schärfen, von denen ſie in Wirklichkeit nicht frei waren.

Der Leſer lege keine falſchen Motive unter, wenn im weiteren dieſe Härten und Kanten doch auch zuweilen hervortreten werden. Es muß das geſchehen im Intereſſe der Gerechtigkeit, der Unparteilichkeit und Wahrheit; es wird geſchehen

im ſtrengſten Anſchluſſe an die von Heinrich Schaumberger ſelbſt hinterlaſſenen Aufzeichnungen.

„Eine wunderliche Zeit“ nannte Schaumberger ſpäter ſeine Weißenbrunner Jugendjahre. Schwer wurde es ihm, die wenigen ihm gebliebenen Erinnerungen zu einem überſichtlichen Geſamtbilde zu ordnen, ſo ſeltſam und widerſpruchsvoll ſtellten ſie ſich dar. Wie ſich in Weißenbrunn eigentlich ſein Leben geſtaltete, vermochte er nicht mehr genau zu ſagen. Es war ihm, als ob er hier noch mehr Freiheit gehabt hätte als früher. Das iſt erklärlich. Vater und Mutter wurden durch die Beſorgung einer kleinen Ökonomie ſehr in Anſpruch genommen; ſie mochten froh ſein, wenn ſie den unruhigen Buben auf Zeiten los wurden, meinten ſie ihn doch bei den Großeltern gut aufgehoben.

Freilich, damit hatte es ſeine eigne Bewandtnis. Gern geſehen war Heinrich auf alle Fälle bei den Großeltern; aber er war auch ſich ſelbſt völlig überlaſſen. „Als unumſchränkter Herr durfte er ſich in Haus und Hof bewegen.“ Man kann ſich denken, wie der lebendige Knabe dieſe ſouveräne Stellung ausnutzte.

Wer ſelbſt auf dem Dorfe aufwuchs, weiß, wie unendlich viele Vorteile der Dorfknabe vor dem Stadtkinde hat. Was ſteht ihm nicht alles zu Gebote! Frei kann er ſchweifen durch Flur und Wald. Jeder Vogel im Hain iſt ihm bekannt; die tauſend und abertauſend Melodien der muntren Waldſänger dringen ihm als ſüße Lockrufe in die Seele. Das weckt darin bald eigne Weiſen. In einer poetiſch angelegten Knabenſeele klingt und ſingt es immerfort.

Am Dorfbache, der hinter dem Schulhauſe durch die Wieſen dahinrauſchte, war Heinrich oft zu finden. Wie viele lauſchige Plätzchen gab es da im Gebüſch! Schon in Neuſtadt hatte Heinrich gern den Fiſchen und Krebſen nachgeſtellt; hier in Weißenbrunn bot ſich ihm dazu noch viel beſſere Gelegenheit.

Hinter dem Schulhauſe war noch ein Ort ſeiner ſtillen Freuden. Ein alter Birnbaum ſtreckte dort ſeine Äſte in die Lüfte; unter demſelben ſtand eine ſchlichte Holzbank. Hier

warf ſich Heinrich gar ſo gern ins Gras und blickte träumend in die Wolkengebirge, die ſich ſo myſtiſch, ſo alpengleich am blauen Sommerhimmel auftürmten. Oder er zog ein Buch aus der Taſche und las und vergaß darüber alles, Vater und Mutter und Großeltern, Schule und Spiel. Der Birnbaum mit der ſchlichten Holzbank darunter blieb ſein Lieblingsplätzchen bis in die Mannesjahre, da nun aus dem „Heinrich“ der „Herr Lehrer“ geworden war.

Weiter oben im Dorfe gab es noch einen Ort, zu dem es den Knaben zog mit geheimnisvoller Gewalt: das war der Weißenbrunner Dorfteich. Im „Hirtenhaus“ hat ihn der Dichter geſchildert. Was er und ſeine Kameraden dort für Kinderſpiele trieben — wie könnte man es beſſer darſtellen, als es im 17. Kapitel des herrlichen Buches geſchrieben ſteht? Hier war eine Geburtsſtätte ſeiner heimlichen Kinderfreuden; hier träumte die Knabenſeele vorahnend manchen Traum, der erſt viel ſpäter und dann ganz anders in Erfüllung ging.

Vom Vater her war unſerm Heinrich der Sinn und die Anlage für Muſik eingeboren. Die ſchlichten Weiſen der Dorfmuſikanten fielen mit magiſcher Gewalt in ſeine aufhorchende Seele. So ein Dorfmuſikant bildet ſich von ſelbſt, ohne viel Anleitung. Einer ſieht es dem andern ab. Iſt Talent vorhanden, dann findet die ſangesfrohe Seele ſchon von ſelbſt die richtigen Töne, den richtigen Anſatz und Anſchlag. Nicht mühſam eingelernte Stücklein ſind es, die dann ertönen, ſondern Klänge, die der Seele entſtrömen. Wie der Schülzle in „Glück im Unglück“ ſeiner Trompete Töne entlocken konnte, die magiſch ein Mädchenherz umſtrickten und bezauberten, das mußte Heinrich Schaumberger an ſich ſelbſt erfahren haben. Er hatte ja in der Hauptſache auch ohne viel Anleitung, aus ſich ſelbſt, kraft des ihm innewohnenden Talentes, „die Muſik erlernt“.

Und dann die Orgel! Frühe ſchon verſuchten ſich die kleinen Kinderfinger auf dem geweihten Inſtrumente, der Königin aller Inſtrumente. An ſtillen Nachmittagen ſaß der Knabe einſam in der Kirche, um ſich zu üben. Nachdem er einmal ſo viel Fertigkeit gewonnen, daß er ſelbſtändig zum Gottes-

dienſt Orgel ſpielen konnte, faßte er auch bald in eigne Töne, was ihm in der Seele lebte: er verſuchte ſich in muſikaliſchen Phantaſien. Wenn ihm auch erſt das Seminar die Geſetze lehrte, nach denen ſich das muſikaliſche Selbſtſchaffen zu vollziehen hat: der geheimnisvolle Born, dem Melodien entſprangen, lag doch bereits in der Seele des Knaben und ſprudelte ſchon in ſeinen kindlich einfachen Präludien und Zwiſchenſpielen, noch nicht gefaßt zur Quelle, aber urkräftig und naturfriſch.

Später bildete ſich Schaumberger zu einem trefflichen Organiſten aus. Die Erinnerung an ſein herrliches Orgelſpiel lebt heute noch in Weißenbrunn; ebenſo ſind noch Tonſtücke ſeiner Erfindung aufbewahrt, die insgeſamt ein ſchönes Talent bekunden.

Sehr oft nahm der nahe Wald, der den Linden- und Koppelsberg bedeckt, den Knaben in ſeinen kühlen Schatten auf. Der prächtige Waldſteg, der am Berghange hinab zum Waldbrünnlein, andrerſeits auf die Höhe des Koppelsberges führt, ſah den friſchen Jungen oft dahinwandeln. Damals war er noch kerngeſund. Das Knabenbild, das aus jener Zeit aufbewahrt iſt, zeigt einen ſehr hübſchen Kopf mit träumeriſchen, ſinnenden Augen.

Wenn der Knabe da oben ſtand auf freier Bergeshöhe und die kühlenden Lüfte ſeine erhitzten Wangen umfächelten, da wurde ſein helles Auge weit, da nahm ſeine Seele begierig die Reize der Landſchaft auf, die ſich in mannigfaltiger Schönheit vor ihm ausbreitete. Tief zu ſeinen Füßen lag das Heimatsdorf mit den Häuſern von Eltern und Großeltern, mit dem ſchlanken Kirchturme, den reichen Obſtgärten, den geſegneten Fluren; weiter hinaus erſtreckten ſich die fruchtbaren Gefilde bis hin nach der hochthronenden Feſte Coburg, links weite Thalgründe bis hinab zu den im blauen Äther verſchwimmenden Höhen des Thüringerwaldes, bis zum hohen Bleßberge. Unauslöſchlich prägte ſich dieſes ſchöne Bild in ſeine Seele, ſo unvertilgbar, daß er ſpäter als Lehrer von Weißenbrunn oft auch ſeine Kinderſchar hier heraufführte, um in den jungen Herzen Liebe zu Gottes herrlicher Natur, Liebe zur Heimat zu wecken.

Wenn die üppig prangenden Felder ihres reichen Fruchtsegens entleert waren, wenn das Laub der Wälder sich zu färben begann zu jenen wunderbaren Nüancen, die das Entzücken jedes Waldfreundes sind, dann erwachte ein neues Leben auf den Fluren. Über die Stoppeln zogen nun die Herden der stattlichen Rinder dahin; das Viehhüten begann. Das war so recht ein Fest für die Dorfjugend, Heinrich obenan. Er ließ sich diese letzte und fast schönste Freude des scheidenden Jahres nicht entgehen. Bald rauchten die Hirtenfeuer draußen auf den Triften; die Höhen hallten wieder von dem Jauchzen und Peitschenknallen der fröhlichen Buben.

Auch der Winter brachte seine Freuden. Zwar sperrt er den Dorfbewohner ganz und gar ein in seine Bezirke; aber eben auf dem kleineren Raume entwickelt sich ein ganz andres winterliches Treiben, als in der weitläufigen Stadt mit ihren tausend Zerstreuungen.

Der Dorfknabe sucht sich seine Vergnügungen selbst. Ist nur erst einmal ein richtiger Schnee gefallen, sind nur erst Teiche und Bäche zugefroren, dann hat es keine Not. War das ein lustiges Leben, wenn die Weißenbrunner Dorfjugend die Hänge des Koppelsberges herniedersauste in langer Reihe! „Fehseln“ nennt man's in Weißenbrunn. Bis in die sinkende Nacht hinein dauerte die Lust.

Und wenn erst die Schneebälle anfingen zu fliegen, anfangs in neckischer Spielerei, dann ernst und immer ernster, bis die Bälle anwuchsen zu Kanonenkugeln und in regelrechter Art geworfen wurden gegen den feindlichen Heerhaufen, dann kommandierte Heinrich als Feldherr und siegte — oder ging ruhmvoll unter auf den Trümmern seines Troja.

Der Eislauf auf dem Dorfteiche bot wieder ein ganz andres Bild. „Züschen“ nennt man in Weißenbrunn das Dahingleiten auf der glatten Bahn. Bis spät in die Nacht hinein herrschte hier ein frohes Leben. Und wenn dann der Mond aufging und sein magisches Licht über die glänzende Fläche warf, der Mond, den Heinrich so sehr liebte, da war es, als wäre Klopstocks herrliche Ode: „Der Eislauf“ Wahr-

heit geworden, Wahrheit im kleinen Kreiſe oberfränkiſchen Dorflebens.

Nahte nun Weihnachten, das Feſt aller Feſte, das nirgends ſo tief empfunden gefeiert wird, als auf dem Lande, ſo traten ernſtere Beſchäftigungen in den Vordergrund. Die Vorbereitungen zum „Umſingen“ begannen. Nahm doch außer den Choradſtanten ein großer Teil der Dorfjugend an dieſem altehrwürdigen, ſchönen Herkommen teil. Da gab es freilich manche Strapaze zu ertragen. Wer nicht dicke Stiefel und einen warmen Rock oder Pelz trug, dem konnte es traurig ergehen. Doch machte ſich niemand ſonderlich viel daraus. Je heftiger der Winterſturm tobte, je beißender die Winterkälte war, deſto behaglicher erwärmte dann der glutſpeiende Kachelofen, deſto beſſer mundete Kaffee, Grog oder Punſch oder was ſonſt von freundlichen Händen gereicht wurde, deſto tapferer wurde eingehauen in Wurſt und Sauerkraut.

Alles das hat Heinrich miterlebt in ſeinen Knabenjahren. Er wuchs auf als ein Kind des Volks; nichts blieb ihm fremd. Und an allem hing ſein ganzes Herz. Wäre er ſonſt wohl jemals dazu gekommen, in ſeinen Mannsjahren das alles niederzuſchreiben mit jener köſtlichen Naturtreue und naiven Darſtellungskunſt, die Kenner und Freunde des Volkes in ſeinen Dichtungen bewundern? Woher hätte er wohl die intime Kenntnis des Volkslebens haben ſollen, wenn er ſie nicht ſchon einſog als Kind, da er mitten drin lebte in allem, was die Poeſie des Dorflebens ausmacht? —

Die erſte Trübung, die in Heinrichs friſches, fröhliches Knabenleben fiel, war das Hals- und Kehlkopfleiden, das ſeine Mutter erfaßt hatte. Die ſchöne, kaum dreißigjährige Frau ſiechte unrettbar dem Tode entgegen. Schon in Neuſtadt hatte etwas über ihrem Weſen gelegen, das wie eine Vorahnung des kommenden großen Leidens erſchien, eine dumpfe Seelenangſt, die an die Schwüle vor dem kommenden Gewitter gemahnte. Das mußte ſtörend in das Nervenleben der jungen Frau eingreifen, mußte ihr reiches, weiches Gemütsleben tief herabſtimmen. Die arme Frau kam bald aus den Ängſten,

Sorgen und Klagen gar nicht mehr heraus. Natürlich wirkte das auch ſtörend ein auf ihre häuslichen Verhältniſſe. Sie wurde eine Kranke mit allen üblen Launen einer ſolchen.

Die Gewißheit, ſterben zu müſſen in jungen Jahren, goß Bitterkeit über ihr ganzes Weſen, trübte ihr den unbefangenen Blick und hüllte ihr alles in düſtres Grau. So konnte es wohl kommen, daß ſie den Ihrigen die wechſelnden Stimmungen einer Kranken oft recht fühlbar machte. Es war eine Zeit ſchwerer Not für die Familie Schaumberger. So nur laſſen ſich die Mitteilungen erklären, die Heinrich Schaumberger über jene trüben Tage hinterlaſſen hat.

Er wußte ſpäter von ſeiner Mutter nur noch als von einer kranken, traurigen Frau. Ihr unheilbares Leiden war der erſte Schatten, der ſich in ſeine Seele legte. Von den früheren überreichen Beweiſen einer zärtlichen Mutterliebe war keine Spur mehr geblieben. Meiſt der Aufſicht ſeiner Großeltern überlaſſen, die ihn „gründlich verzogen“, entwickelte ſich Heinrich mehr und mehr zu einem „lebendigen, wilden Buben“, der ſeine Mutter oft ſchwer geärgert haben ſoll. Das that ihm dann in ſeinen Mannesjahren ſehr leid; er betonte ausdrücklich, was jeder Einſichtige ſich ſelbſt ſagt: „Aus böſem Herzen geſchah das gewiß nicht; ich kann mich keines Falles entſinnen, wo ich der Mutter jemals wiſſentlich eine Kränkung bereitet hätte.“ Ach, gerade damals hungerte und dürſtete er ſo ſehr nach Liebe! Aber nirgends fand er, was ſein kindliches Herz ſo heiß erſehnte! Die Mutter war krank; wollte er zu ihr, ſehnte er ſich nach einem milden Worte von ihr, wie er es früher in verſchwenderiſcher Fülle erhalten, ſo ward er barſch fortgewieſen. Er konnte ſich ſpäter aus dieſer unglücklichen Zeit keiner Liebkoſung der Mutter entſinnen, kaum hie und da eines freundlichen Wortes. Sie ſah eben nur die Unarten des kleinen Wildlings. Unvergeßlich blieb ihm der Pfiff, der ihn an das Bett der Kranken rief; wußte er doch, daß er dann immer eine Züchtigung empfangen ſollte!

Als die Mutter geſtorben war (12. Dezember 1853), koſtete es viel Mühe, den Knaben zu beruhigen. Er ſchrie

immer: „Meine Mutter hat mich nie geliebt!“ Schaumberger ſagt ſelbſt hierüber: „Das war traurig für einen zehnjährigen Knaben von meinem empfänglichen Gemüt; das war mein erſter Zweifel an der Liebe.“

Wie innig er trotzdem an der Mutter hing, wie ſehr ſein Seelenleben mit dem ihrigen verwachſen war, zeigt uns eine andere Mitteilung Schaumbergers.

Wir haben geſehen, wie ſeine Mutter, dieſe von Natur milde, ſanfte Frau, gleichſam in Vorahnung ihres baldigen Endes, zu einer ſchwermütigen Lebensauffaſſung geneigt war. Für alle Leiden des Lebens, die ſie tiefer als andere empfand, ſuchte ſie Troſt im Gebete. Dieſes duldende Ertragen war der Hauptcharakterzug, der ſpäterhin dem Jüngling Heinrich von der Teuren noch in Erinnerung blieb. Es mußte um ſo tieferen Eindruck auf den Sohn machen, als er mit unbeſchreiblicher Liebe an ſeiner Mutter hing. Auch er lernte, ſo lange ſie lebte, die Welt als ein Jammerthal anſehen. Wenn das auch nur eine ganz dunkle Vorſtellung war, die ſeiner jugendlichen Heiterkeit keinen Eintrag that, eins folgte doch daraus: Heinrich wurde bald und innig mit ſeinem Gotte vertraut; das Gebet war ihm teuer, ja unentbehrlich.

Eine Änderung hierin wurde hervorgerufen durch den Tod der Mutter. Oft hatte der zehnjährige Knabe während ihrer Krankheit auf den Knien um ihre Erhaltung gefleht; ja, als ſich ihr Zuſtand trotz ſeines Gebetes immermehr verſchlimmerte, da bat er nicht mehr, er verlangte ihre Geneſung von Gott. Es kam ſo weit, daß er „Gott drohte, daß er mit ihm trotzte“ in kindlichem Ungeſtüm. Die Qualen, die das erregte Kind damals ausſtand, ſind nicht zu ſchildern. Kamen doch nach ſolchen leidenſchaftlichen Erregungen immer die bitterſten Empfindungen der Reue, der Furcht, der Angſt! Er fühlte ſein Unrecht, mit Gott zu reden, wie mit andren Menſchen, er fürchtete ſich vor der Strafe, die doch unausbleiblich ſeiner Sünde folgen mußte. Die Angſt tötete ihn faſt, da ja ſeine Mutter gewiß ſterben werde, weil er ſich an Gott verſündigt hatte!

Und ſeine Mutter ſtarb! Was damals in ihm vorging, wußte er ſpäter nicht mehr zu ſagen. Es kam ihm nur vor, als wäre er innerlich tot geweſen. Das Übermaß der Erregungen hatte ihn jedenfalls abgeſtumpft. Der Knabe war an einem Wendepunkte ſeines Lebens angelangt. Es brachen jetzt in ihm Quellen ſeeliſchen Lebens auf, die ſpäterhin für ſein ganzes Leben richtunggebend werden ſollten. Er lernte an ſich ſelbſt erfahren, welche Gefühle in einer Menſchenſeele auftauchen können; die Leiden, die er innerlich ertrug, öffneten ihm, dem zehnjährigen Knaben von außergewöhnlichen Anlagen, die Augen über vieles. Große Schmerzen ſind unſre Lehrmeiſter! Dieſes Wort mußte er in ſeiner ganzen bittren Wahrheit an ſich ſelbſt erfahren.

Der Vater erweckte den Knaben aus ſeiner Lethargie. Er ſtellte ihm Gott als einen liebenden Vater dar, der zwar ſtrafen könne, aber am liebſten vergebe. Heinrich faßte wieder Mut, an Gott zu denken — aber beten konnte er erſt wieder, als der Vater ihm nun weiter vorſtellte, wie die Mutter bei Gott auch auf ihren Knaben herniederſähe, und wie er ſie erfreuen oder betrüben könne durch ſein Betragen. Bald hatte ſich in dem Knaben die Vorſtellung gebildet: da nun ſein Mütterchen bei Gott ſei, werde ihn Gott nicht ſtrafen; ſie, die ihren Heinrich doch ſo ſehr geliebt, werde gewiß bei Gott für ihn bitten. Dieſe Vorſtellung beruhigte den Knaben nicht nur, ſondern ſie vereinte ihn noch viel inniger mit Gott, als je vorher. Bald waren er, Gott und die Mutter in ſeiner Vorſtellung eins. Sein größtes Glück fand er darin, nachts einſam zum Sternenhimmel aufzuſehen und ſich zu ſeiner Mutter, zu ſeinem Gotte zu denken; Worte kamen dabei nicht über ſeine Lippen!

Eigentümlich iſt es, daß weder die Schule, noch der Konfirmandenunterricht den Knaben in ſeiner religiöſen Entwickelung förderten. Er verdankte ſeine religiöſe Bildung nur der Familie. Den Grund hatten Vater und Mutter gelegt, weiter bauten, allerdings meiſt unbewußt, ſeine Großeltern. Das waren einfache, ſchlichte Leute, aber ſie hatten das Herz auf

dem rechten Flecke. Der Großvater war ein ganzer Mann. „Sein Weſen war durch und durch deutſch: feſt, gerade und fromm. Nicht eine finſtere, asketiſche Frömmigkeit war es, die in ihm glühte, er war fromm, wie nur ein Deutſcher fromm ſein kann. Unerſchütterlich war ſein Glaube! Er und ſein Gott waren eins. Mit Gott begann, durch Gott vollendete er alles. Sein Glaube war die Poeſie, die ſein Leben mit Roſen ſchmückte. Die Bibel war der heilige Born, aus dem er Leben und Freude ſchöpfte.“ Wenn die heiligen Geſänge, die ja in ſeiner Bruſt lebten, über ſeine Lippen quollen, und Heinrich, an ſeine Knie geſchmiegt, lauſchend zu ihm empor ſah, dann ſenkte ſich der Geiſt der Wahrheit und der Liebe auch auf den Knaben nieder, dann überrieſelte ein heiliger Schauer ſeine Seele — dann fühlte er Gott! Tief ergriff es den Knaben, wenn der Großvater ſein Leben darſtellte, ſo einfach, ſo ſchlicht und doch ſo innig und wahr. Er enthüllte dem Kinde ſein Inneres, erzählte ihm, wie er gelebt, geliebt, geſtrebt und geſtritten, wie er mit Gott ſeine höchſten Freuden empfunden und wie er immer im Leben geſprochen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen — der Name des Herrn ſei gelobt!“ Selbſt wenn er im Innerſten gekränkt und verkannt, in ſeinem beſten Streben gehemmt oder verfolgt wurde, wankte er doch nie; mit innerer Geſchloſſenheit ſtand er der Welt gegenüber und fühlte ſich glücklich im Vereintſein mit Gott. Trotz aller bittren Erfahrungen, trotz harter Schläge hatte ſich der ehrwürdige Greis ein jugendlich friſches, heitres Herz bewahrt, ein Herz voll Liebe und Teilnahme für alle Menſchen. Und wenn der Großvater dem Enkel nun ſagte: „Das alles iſt mir nur möglich geweſen durch meinen Gott!“ — da lernte Heinrich, was Gott ſei, und „eine heilige Liebe entflammte ihn zum feurigen Streben nach dem Guten.“

Durch das Beiſpiel der Großmutter, die mit kindlicher Innigkeit betete, ward auch für Heinrich das Gebet eine Lebensmacht; es war nicht angelernt, nicht äußerlich ihm angewöhnt, ſondern es entſprang aus dem innerſten Bedürfniſſe, Gott immer näher zu kommen.

Dem Kenner der Schaumbergerſchen Erzählungen wird es nicht entgehen, daß der Dichter das Bild des Großvaters in den Hauptzügen, abgerechnet die Armut, feſtgehalten hat in der Geſtalt des Lichtennikele, der zu den allerbeſten Figuren gehört, die Schaumberger ſchuf.

So war in der Seele des Knaben Heinrich Gott zum Mittelpunkte geworden; „alles ging von ihm aus, alles führte zu ihm hin“. Heinrich fühlte ſich nie allein, überall war er mit ſeinem Gotte vereint; nichts vollbrachte er ohne Gottes Hilfe. „Freilich waren ſeine Vorſtellungen von Gott ſehr ſinnlich, ſehr kindlich; ſein Gebet war oftmals kaum ein Gebet zu nennen. Auch ſeine Begriffe von Recht und Unrecht, von Sünde ꝛc. waren nie klar, ſondern immer nur dunkel und verworren; aber er fühlte dieſen Mangel nicht — hatte er doch ſeinen Gott! War der nicht mehr als alle jene Begriffe?“

So lebte der Knabe glücklich und zufrieden, ſelig durch ſeinen Glauben. Und in dieſem frohen, gewiſſen Kinderglauben trat er über die Schwelle der Knabenzeit in das Jünglingsalter, bis endlich, wie in jeder ſtrebenden Jünglingsſeele, auch bei ihm andre Mächte aus der Seele Tiefen auftauchten, die gegen dieſes Bollwerk anſtürmten, bis die Kämpfe kamen, die ihn aufs tiefſte elend und unglücklich machten.

Hatte ſich Heinrichs Vater bei den religiöſen Kämpfen in der zarten Kindesſeele auf der Höhe ſeiner Erzieheraufgabe gezeigt, ſo vergaß er dieſelbe in ſpäteren Jahren leider! manchmal. Der Wahrheit wegen kann dieſe Bemerkung nicht unterdrückt werden. Schaumberger ſagt ſelbſt: „Der Vater kümmerte ſich wenig um mich, und die Großeltern verzogen mich. Oft wochenlang ſah der Vater nicht nach mir und fragte nie, ob ich etwas lerne oder was ich ſonſt treibe. War er dann einmal übel gelaunt — großer Gott! — wie ging mir's! Der Vater und die Großeltern lebten nicht gut zuſammen, und all' ihren wechſelſeitigen Zorn mußte ich erfahren. Heute war der Vater gegen mich die Liebe und Güte ſelber, und morgen ſtieß er mich ohne alle Urſache von ſich, wenn ich zu ihm kommen wollte. War es ein Wunder, wenn ich ängſtlich und verzagt wurde?“

Nicht beſſer wurde es nach der zweiten Verheiratung des Vaters. Nur ungern gedachte Heinrich ſpäter der Zeit von ſeinem zehnten bis zu ſeinem ſiebzehnten Jahre. Er ſagt darüber: „Von jener Zeit her ſchreibt ſich die Ängſtlichkeit und Verzagtheit meines Weſens. Wenn ich irgendwo Liebe gefunden habe, ſo zittre ich vor der Frage: ob ſie auch beſtändig iſt, ob ſie nicht etwa umſchlägt ins Gegenteil?“ —

Leider hat Schaumberger die autobiographiſche Skizze: „Aus meiner Jugend“, der wir hier zum Teil gefolgt ſind, nicht weitergeführt als bis zur Überſiedlung von Neuſtadt nach Weißenbrunn. Am 10. Februar 1873 ſchrieb er zuletzt daran. Die nun beginnende Arbeit an „Fritz Reinhardt“, die rapide Verſchlimmerung ſeines ſchweren Leidens hinderte ihn wohl, zu jenen Konfeſſionen zurückzukehren. Wir müſſen das tief beklagen. Welche Fülle von intereſſanten Details, von feinen pſychologiſchen Zügen hätte Schaumberger hier niederlegen können! Seine Autobiographie wäre ſicher ein würdiges Seitenſtück zu gleichartigen Erzeugniſſen unſrer Litteratur geworden, zu dem, was z. B. Goethe, Jean Paul, Jung-Stilling, Juſtinus Kerner, Gutzkow, Bogumil Golz, Spielhagen, Hans Hopfen u. a. geboten haben. So muß man ſich begnügen, das Leben des Dichters herauszuleſen aus ſeinen Briefen, wie bei Adalbert Stifter, aus Tagebuchblättern, wie bei Melchior Meyr, oder aus den Werken, wie bei Dickens, Bret Harte, Turgénew u. a.

In welcher Weiſe Schaumberger ſeine Autobiographie geſchrieben hätte, geht aus den Worten hervor, mit denen er die erwähnte Skizze einleitet. Dieſe Worte verdienen hier, an der Schwelle von Schaumbergers Jünglingszeit einen Platz, gleichſam als ein Denkſtein, den der Dichter ſeiner Knabenzeit ſelbſt geſetzt. Er ſchreibt:

„Ein Blick in die Kindheit — ein Blick in das wunderbarſte, holdeſte Märchenland! Ein heitrer Himmel öffnet ſich über uns, von leuchtenden Roſenwölkchen umfloſſen; in einen Garten treten wir ein, wie ihn nur die Sehnſucht kennt. Wunderſame, in keiner Naturgeſchichte beſchriebene Blumen

blühen auf den lichtgrünen, ſonnigen Matten, ſteigen aus dem Schilf und Röhricht der ſtillen Weiher im Mondenlicht empor, nicken hinab in die blauen, murmelnden Bächlein, winken aus dem ſchattigen Gebüſch und locken hinein in das geheimnisvolle, anmutig grauenhafte Waldesdunkel. Bunte Schmetterlinge, emſige Bienchen umgaukeln die Blüten; mancherlei ſeltſames Getier tummelt ſich durch den Wald, ſchreckhaft von Geſtalt und Farbe, aber den Kindern freundlich geſinnt, holde Geheimniſſe unter rauher Hülle bergend. Die Stimmen des Waldes ſind nicht unverſtändliche Naturlaute — alles, alles, vom Rauſchen des Laubes, vom Summen der Bienchen bis zum Geſang der Vögel — alles, alles redet in verſtändlicher Sprache! Das Wehen des Blütenblattes hat ſo gut ſeinen tiefen Sinn, als das Erſchauern des Baumes nach erquickendem Regenguſſe. All' das Leben ringsum, all' der Duft und Sonnenſchein, all' das Blühen und Treiben, das Weben und Wimmeln iſt ja nur Hülle eines noch geheimnisvolleren, wunderbareren Lebens, das ſich dem Kinde in Träumen offenbart.

O Kindheit! — Was der Menſch das ganze Leben hindurch ſucht und nie findet, was er ewig erſtrebt und nie erreicht, das giebſt du, ja, das biſt du — das Glück! Und weil du das biſt und ewig bleibſt, darum blickt jeder Menſch mit ſolch unendlicher Wehmut zurück in das verlorne Paradies. Je weiter der Stundenweiſer der Lebensuhr vorrückt, je langſamer die Pulſe pochen, je ſtiller es im Herzen wird an Wünſchen und Hoffnungen, je mehr der Geiſt im ſtillen Entſagen ſich ſammelt und ſich ſelbſt wiederfindet und nun friedevoll, mit wehmütiger Heiterkeit, dem wunderlichen Haſten und Drängen um ſich her zuſchaut — deſto reiner und verklärter ſteigt die einzig ſchöne, einzig glückliche Kinderzeit vor ſeinem Innern empor. Es iſt, als ob das Leben ſich zu ſeinem Anfange zurückwende, ſo lebhaft erwachen Erinnerungen, die lange ſchliefen und vergeſſen ſchienen. Und je länger der Wegmüde in ſinnender Ruhe und Beſchaulichkeit, unbeirrt von Leidenſchaften, von heftigen Wallungen des Gefühls, zurückblickt in den Beginn ſeines Lebens, je mehr er den Spuren des er-

wachenden Bewußtſeins, den eigenartigen Lebensregungen nachgeht, deſto bedeutungsvoller und beziehungsreicher werden ihm auch die kleinſten und zufälligſten Erlebniſſe. Ein Schleier ſcheint ſich vor ſeinen Blicken zu heben! In den Hauptgrundzügen findet er ſein Leben, ſeine Entwicklung ſchon im Kinde vorbereitet und angedeutet. Im Kinde ſchon erkennt er den Jüngling, den Mann und Greis. Unbewußt war er dort ſchon, was er ſpäter bewußt zu erreichen ſtrebte und ach! ſo ſelten erreichte. Mit Schmerz muß er ſich ſagen, daß er auf keiner Stufe dem entſprochen, was das Kind hatte hoffen laſſen. Eine ſchmerzliche Erkenntnis! Aber um ſo reiner, um ſo herrlicher ſteht die Jugendzeit vor dem geiſtigen Auge. Der Greis liebt im Kinde nur um ſo inniger ſein beſtes Ich. Und es löſt ſich ihm auch manches Rätſel ſeines Lebens, das ihn bisher gequält; gar manche Handlung erſcheint ihm in andrem Lichte, beſſer oder ſchlimmer, je nachdem — und wohl ihm, wenn er auch jetzt noch ſeine Kindheit lieben und ſich ihrer erfreuen kann, wenn nicht mit der nagenden Reue zugleich die ſchmerzliche Frage auftaucht: Warum komme ich zu ſpät erſt zur Erkenntnis?

Ja, zu ſpät! Wer achtet auf die geheimnisvollen Winke und Warnungen der Natur, die ſie im unſchuldigen Kinde offenbart? Wer hat im Sturm und Drang des Lebens Zeit, das Paradies ſeiner Jugend zu hüten oder wenigſtens daraus zu retten, was zu retten iſt? Erſt das thatenloſe Alter kehrt wieder zum Anfang zurück — dann freilich oft zu ſpät! Denn die Erkenntnis — was nützt ſie jetzt noch dem Leben?“

II.

Jünglingsjahre. Seminarleben.

Nach ſeiner Konfirmation blieb Heinrich noch drei Jahre im elterlichen Hauſe. Das war für ihn gut und ſchlimm, je nachdem man es betrachtet. Weshalb wohl der Vater zauderte, den Sohn alsbald aus dem Hauſe und auf eine Schule zu

thun? Man kann es erraten. Heinrich war nicht ſtark von Körper; es ſchien, als ob das fürchterliche Leiden ſeiner armen Mutter auch ſein unglückliches Erbteil geworden ſei: bereits in Heinrichs 15. Jahre ſtellte ſich vorübergehend Bluthuſten ein. Der Vater, der mit großer Liebe an ſeinem Sohne hing, mochte ſorgenvoll erwägen: Sollſt du den Knaben jetzt, wo er in raſchem Wachstum begriffen iſt, den aufreibenden Anſtrengungen einer höheren Schule ausſetzen? Iſt's nicht vielleicht für ſeine körperliche Entwicklung beſſer, wenn er noch einige Zeit in der geſunden Weißenbrunner Luft bleibt, wenn er ſeine Körperkräfte ſtählt in ländlicher Arbeit in Haus und Hof, in Wald und Feld? So ſehen wir denn Heinrich im Ökonomiebetriebe des elterlichen und großelterlichen Hauſes beſchäftigt; er war ein Bauernburſche gleich ſeinen Schulkameraden. Daneben liefen allerdings häusliche Beſchäftigungen mit unter, die er nicht gerade liebte. Der Vater hatte zum zweitenmale geheiratet, und Heinrich hatte einen Stiefbruder, Reinhold, erhalten, mit deſſen Wartung und Pflege er ſich viel beſchäftigen mußte.

Heinrichs geiſtige Ausbildung erlitt in dieſen drei Jahren ländlichen Stilllebens eine traurige Einbuße. Es wurde ſo gut wie gar nichts dafür gethan; Heinrich war ganz und gar auf ſich ſelbſt angewieſen. Und doch war ein ſo reger Bildungsdrang in ihm lebendig! Mit einem wahren Heißhunger warf er ſich auf alles, was nur immer ſeinen geiſtigen Horizont erweitern, ſeine Kenntniſſe bereichern, ſeine Erkenntnis der Dinge klären konnte. Es hat ſich noch ein Heft aus dieſer Zeit erhalten, das er bis zum Mai 1859 fortführte. In dasſelbe trug er alles ein, was in den Kreis ſeiner geiſtigen Beſchäftigung fiel. Bemerkenswert iſt der zeichneriſche Trieb Heinrichs, der hier zum Ausdrucke kam. Er ſchrieb ſich Bruchſtücke aus Erzählungen ab, die ihm beſonders gefallen mochten, und verſuchte ſich in Illuſtrationen dazu. Ganz roh in den Umriſſen, vollſtändig der Schulung entbehrend, beweiſen dieſe Bildchen doch, daß Heinrich Talent zum Zeichnen beſaß. Als ſelbſtändige Arbeit des Jünglings iſt eingeſchrieben: „Sage

von der Zerſtörung der Schaumburg bei Schalkau". Dieſe Sage hat er ſpäter als Novelle bearbeitet und noch auf dem Sterbelager einer Umgeſtaltung unterzogen.

Ein gewiſſes Intereſſe für biographiſche Zwecke hat dieſe Jugendarbeit inſofern, als ſie einen Einblick in das damalige Leben und Treiben Heinrichs gewährt. Zugleich ſieht man aus dieſem ſelbſtändigen Verſuche, daß Heinrich zwar als Jüngling noch nicht orthographiſch zu ſchreiben vermochte, indes bereits eine bemerkenswerte Gewandtheit im ſchriftlichen Darſtellen, namentlich im Erzählen, beſaß.

War es ein Wunder, wenn das geiſtig öde Dorfleben den Jüngling, in deſſen Seele reiche, jetzt noch gebundene Kräfte ſchlummerten, auf die Dauer anwiderte? In ihm rief und rang ſo vieles nach Erlöſung; Stunden kamen über ihn, wo er ſich völlig unglücklich und elend fühlte. „Du biſt zu etwas Höherem geboren! Sollſt Du Dein junges Leben hier auf dem einſamen Dorfe vertrauern? Da draußen liegt die Welt, die weite, freie, ſchöne Welt — und Du ſiehſt nichts davon! Dort hinter den Bergen wohnen Menſchen, anders geartet und geſinnt als die, unter denen Du hier lebſt: ach, könnteſt Du zu ihnen, könnteſt Du ihnen ſagen, was in Deiner Seele gährt! Könnteſt Du Freunde unter ihnen finden, die Dich und Dein Seelenleben ganz und voll verſtehen!"

So rief und klagte es wohl manchmal in ihm, wenn er am Abend, von der bäueriſchen Arbeit ermattet, daheim auf die Ofenbank ſank. Es iſt ja eine aus Schaumbergers eignem Munde beglaubigte Thatſache, daß er ſich den ländlichen Arbeiten in vollem Umfange zu widmen hatte; es iſt Thatſache, daß er „im Sommer vor Sonnenaufgang mähen, im Winter mit dreſchen mußte." „Er hat es oftmals den Seinen ſpäter erzählt, wie er in ſolchen Momenten vollſtändiger Ermattung lieber geſtorben als dem Rufe an weitere Arbeit gefolgt wäre." Und doch hatte er in dieſen Momenten größter Erſchöpfung immer noch den Drang, ſich geiſtig weiterzubilden. Seine Erholung von ſchwerer Handarbeit beſtand in Lektüre. Das war ja leider! die einzige Art der Fortbildung, die ihm blieb. Der

Vater folgte in dieſer Beziehung ganz eigentümlichen pädagogiſchen Grundſätzen, die ſich nur erklären laſſen aus ſeiner Abneigung gegen ein weiteres Studium des Sohnes. Dabei kann ja immer noch feſtgehalten werden, daß er das beſte ſeines Sohnes, wie er es auffaßte, im Sinne hatte: die Schonung und Erhaltung ſeiner Geſundheit. Daß er den Sohn dadurch innerlich tief unglücklich machte, bedachte er wohl nicht. Es iſt überhaupt fraglich, ob er eine Ahnung hatte von dem reichen Seelenleben, das in dem Knaben bereits erwacht war. Er nahm jedenfalls ſeinen Sohn für weniger als er war.

Heinrich war eine ſtille, ängſtliche Natur, und es muß geſagt werden, daß der Vater einige Schuld trug, wenn ſich das Gemüt Heinrichs vor ihm verſchloß und immer mehr in ſich ſelbſt zurückzog. Das fürchterliche Leiden der Mutter und ihr Tod hatte einen tiefen Schatten in des Knaben Seele geworfen; nicht gleichgiltig hatte er das alles mit durcherlebt, ſondern im höchſten Grade teilnehmend. Sein Knabenherz hungerte nach Liebe, und er fand ſie nicht. Die todkranke Mutter war zu ſehr mit ihren Schmerzen beſchäftigt, ſie ſtand zu ſehr unter der Herrſchaft ihrer Krankheitslaunen, als daß ſie ihm dieſe Liebe wie früher hätte bieten können. Der Vater wiederum war, wie die meiſten Väter, weniger zu Zärtlichkeitserweiſungen aufgelegt; er ſuchte wohl eher, zur Wahrung ſeiner Autorität, die rauhe Seite herauszukehren. Manchmal kamen Augenblicke, in denen er ſich darauf beſann, daß er dem verwaiſten Knaben auch die Mutter zu erſetzen hatte, und dann ſuchte er durch übertriebene Liebeserweiſungen das Verſäumte nachzuholen. Dadurch kam in ſeine erzieheriſche Thätigkeit etwas Ungleiches, etwas Sprungweiſes, das auf Heinrichs anlehnungsbedürftiges Gemüt nicht vorteilhaft einwirken konnte.

Schaumberger ſprach ſich über ſeine Jünglingszeit im elterlichen Hauſe ſpäter ſo aus: „Es iſt mir wirklich nicht leicht geworden, ein reines, ſchönes Leben darzuſtellen. Es iſt gar ſo ſchwer, in großer Jugend ſelbſtändig ſein Leben geſtalten zu müſſen, zumal, wenn die Entwicklung des Weſens, wie es bei mir der Fall war, allen Anſichten, Hoffnungen und Wün-

ſchen der mir Zunächſtſtehenden entgegen war. Ich habe zwar meinen Eltern viel zu danken, aber der Vater hat mich doch auch oft in Kämpfe und innere Wirren geſtürzt, die er mir hätte erſparen können. Meine Jugendjahre waren ein fortgeſetzter Kampf gegen ſtörende Einflüſſe von außen. Das hat mich oft zweifelnd und ſchwankend gemacht, und meine oft allzu ängſtliche Sorge für die Zukunft iſt nur eine Folge jener Einflüſſe."

Beſonders ſchrecklich war dem Jünglinge das Lernen ohne Lehrer, das doch nichts ſein konnte, als ein blindes Umhertappen; in ſeiner völligen Erfolgloſigkeit mußte es den aufſtrebenden Geiſt mit Mißmut und Verzagtheit, ja mit Verzweiflung an allem Vorwärtskommen erfüllen. In ſeinem Tagebuche von 1862 ſpricht ſich Schaumberger darüber aus: „Ich hatte wirklich ein elendes Leben zu Weißenbrunn, und nur mit Schaudern vermag ich daran zurückzudenken. Namentlich war das Lernen und Kinderwarten eine Laſt und Qual für mich — das Lernen, weil ich alles ſelbſt aus Büchern lernen ſollte, was man doch mit dem beſten Willen nicht kann, ferner, weil mein Vater mir nicht dazu half und ich doch noch die meiſte Zeit zu andern Arbeiten verwenden ſollte."

Wie oft ſtand Heinrich in dieſen Jahren, träumend von einer beſſern Zukunft, auf den Höhen des Linden- oder Koppelsberges und wandte die ſehnſüchtigen Blicke hinaus in die Gelände. Fort von hier! Das war bald die Triebfeder all' ſeines Denkens und Wollens. Er beſtürmte den Vater: Laß mich hinaus! Ich will werden, was Du geworden — ein Lehrer; ich liebe die Kleinen, laß mich ihrem Dienſte mein Leben weihen!

Lange ſchwankte der Vater, der mit ſorgendem Blicke alle Verhältniſſe überſchaute: des Sohnes zarten Körperbau, das verzehrende Feuer, das in ſeinem geweckten Geiſte lohte, die Schwere des Berufes, den der Sohn zu wählen trachtete. Oft wohl verſuchte er ihn zu beſtimmen, abzulaſſen von ſeinem Beginnen, daheim zu bleiben und ſich zur Übernahme des Gutes vorzubereiten, das ihm als einzigem Enkel der vermög-

lichen Wagnersleute einmal zufallen mußte. Umſonſt! Der machtvoll erwachte Wiſſensdrang, die mit Urgewalt in der Jünglingsſeele aufbrechenden Gefühle waren nicht zurückzudrängen. Der Sohn ließ nicht nach in ſeinen Bitten und Vorſtellungen. Schweren Herzens mußte der Vater endlich ſeine Einwilligung geben. Am 27. Mai 1861 bezog der 17½jährige Jüngling das Seminar zu Coburg. Ein Jahr ſpäter ſchrieb er hierüber in ſein Tagebuch: „Am Sonntag war es ein Jahr, daß ich hieher kam. O, welche Gefühle bewegten damals mein Herz, als ich mit meinem Freunde Höhn auf deſſen offenem Wägelchen ſaß und der Stadt zurollte.“

Nun begann für Schaumberger ein ganz neues Leben. Es fehlte ihm in allen Dingen, Muſik vielleicht ausgenommen, doch noch ſehr. Durch bloße Lektüre hatte er ja nicht erſetzen können, was an formaler und materieller Bildung zwiſchen ſeinem 14. und 17. Jahre verſäumt worden war. Bei ſeinen guten Anlagen fielen die Unterweiſungen ſeiner Lehrer auf fruchtbaren Boden. In kurzer Zeit holte er nach, was ihm fehlte, füllte er die Lücken ſeines Wiſſens aus.

Das, was man auf Schulen einen „Büffler“ zu nennen pflegt, ſcheint Heinrich Schaumberger nicht geweſen zu ſein. Seine Seminarzenſuren aus den Jahren 1861—64 lauten durchſchnittlich auf „gut“. Rechnen ſcheint ſeine Liebe nicht geweſen zu ſein; er hatte darin durchgängig „mittelmäßig“ oder „ziemlich gut“, brachte es allerdings im letzten Jahre auch hier auf „gut“. Seine Leiſtungen im Deutſchen, wichtig für den ſpäteren Dichter, waren ſechsmal „gut“, dreimal „recht gut“, um merkwürdigerweiſe mit „ziemlich gut“ zu ſchließen. Die Leiſtungen in der Muſik, anfangs durchgängig „gut“, erhoben ſich von Michaelis 1862 an auf „recht gut“, ſowohl im Generalbaß, als im Orgel-, Klavier- und Violinſpiel; nur das Singen blieb in den erſten Jahren auf „ziemlich gut“ ſtehen, bis es ſich im letzten Seminarjahre auf „gut“ normierte. So iſt aus den Zenſuren ein Vorwärtsgehen erſichtlich, aber nicht der Beweis geliefert, daß Schaumbergers Anſtrengungen über den gewöhnlichen „guten“ Seminariſtenfleiß hinausgegangen wären.

Seine guten Anlagen machten ihm eben das Lernen nicht schwer. Unter den neun Schülern, welche die Klasse zählte, nahm er von Anfang bis zuletzt den vierten Platz ein. Aller Achtung ist es immerhin wert, daß er nach nur dreijährigem Kursus in seiner Abgangsprüfung eine der besseren Zensuren sich erwarb.

Aus dem Tagebuche von 1862 und einem Notizbuche aus demselben Jahre ersieht man, daß Schaumberger damals das Leben gern von der angenehmsten Seite nahm. Es sind in diesen zwei Büchern sehr naive Auslassungen des offnen Jünglingsgemütes niedergelegt. Wenn man Schaumberger nicht schon als Dichter liebte, könnte man ihn aus diesen Aufzeichnungen liebgewinnen. Es ist ein echt deutsches Jünglingsherz, das sich hier offenbart.

Daß Schaumbergers Lebensanschauung damals noch nicht sehr tiefgründig war, sieht man aus den Maximen, die er sich aufstellte: „Man muß das Leben nicht ernster nehmen als es ist, sonst kommt man nicht durch. Lustig und froh sein, tüchtig arbeiten, einmal einen Jux machen und dabei nicht ausarten: das ist, dächte ich mir, die beste Lebensweisheit.“

Nach dieser Lebensregel richtete er denn auch sein Seminaristenleben ein. Gegen früher fühlte er sich jetzt wahrhaft glücklich. In seinen Freistunden ging er fleißig spazieren, am liebsten in Gesellschaft eines Freundes. In vollen Zügen genoß er die Schönheiten der idyllischen Coburger Landschaft. Ein Lieblingspunkt von ihm war die Feste mit ihren schönen Berganlagen. Hier hatte er, wie ja auch in „Fritz Reinhardt“ (Kap. 10) zu lesen steht, „manches versteckte Lieblingsplätzchen; hier verträumte er manche Stunde in Lust und Leid; hier sog er so gern in tiefen Zügen die berauschenden Wohlgerüche ein und lauschte dem Murmeln der Springbrunnen und dem Gesange der Vögel. Unter einer rotblühenden Kastanie hoch oben am Berge ließ er sich gern nieder; von der Abendsonne rotgolden bestrahlt, lag dann vor ihm die weite, lachende Landschaft, Berg und Thal, Wald und Wiese, Dorf und Stadt in bunter Abwechslung. Lange konnte er auf die Stadt blicken, die mit ihren Türmen und schimmernden Dächern, ihren stolzen

Prachtbauten, mit dem Kranze von ſtattlichen Villen im dichteſten Grün zu ſeinen Füßen lag. Wie fernes, dumpfes Brauſen tönte das Geräuſch des vielgeſtaltigen Lebens zu ihm herauf, und das häufige Klingen und Schlagen auf den Türmen erſchien ihm wie der hüpfende Pulsſchlag der Zeit.“ Schaumberger blieb oft bis zum ſpäten Abend oben. Einen neuen Reiz gewann das ſchöne Landſchaftsbild, wenn das Mondlicht ſeinen magiſchen Glanz darüber warf. Dann trank ſich die ſchönheitsdurſtige Seele des Jünglings vollends ſatt, dann wachten in ihm Stimmen auf, die man im Geräuſche des Alltags nicht hört.

Aber auch andre Ziele ſuchte ſich der frohe Wandrer: Neuſes, das Dörfchen Rückerts, Schloß Callenberg, Schloß Hohenſtein, Rothenhof, Sonnefeld, die Heimat des Vaters. Ein Freund war immer dabei. „Um Weg und Steg kümmerten ſich die muntren Jünglinge nicht viel. Wo ein Bergrücken eine lohnende Ausſicht verſprach, beſtiegen ſie ihn; mit Wonnegefühl durchwanderten ſie die herrlichen Wälder, ſprangen ſie durch Wieſen und Felder, überſchritten ſie Flüſſe und Bäche.“ Nicht eher dachten ſie an die Heimkehr, als bis die Sonne ſank. Bei Mondſchein zurückzuwandern, dünkte ihnen der ſchönſte Genuß.

Am liebſten richtete Schaumberger aber doch ſeine Schritte nach Weißenbrunn. Am 11. Januar ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Es zieht mich mit geheimen Banden zur Heimat hin.“ Das Wort kam ihm aus tiefſter Seele. So ſehr er ſich früher aus Weißenbrunn fortgeſehnt hatte, ſo ſehr gefiel es ihm jetzt wieder daheim. Im Gegenſatze zu dem Stadtleben traten ihm nun die Lichtſeiten des Dorflebens gewiſſermaßen idealiſiert entgegen. Wenn der Sonnabend kam, dann griff der Jüngling in der Regel zu Mütze und Stock und ſchritt über die ſchöne Roſenau hinaus dem Heimatsthale entgegen. Nichts konnte ihn dann zurückhalten: nicht Schneegeſtöber oder Regenſchauer, nicht „der kalte, pfeifende Wind“ oder der grundloſe Weg, ſelbſt nicht ein ſchlimmer Fuß. „Wenn er ſo dahinwanderte und den altbekannten und geliebten Gegenden immer

näher kam, dann tauchten alte Erinnerungen aus der Jugend in ſeiner Seele auf; er durchlebte gleichſam noch einmal die vergangenen ſchönen Zeiten, und wehmütige Gedanken zogen durch ſeine Seele.“

Zu Hauſe fand er freilich nicht alles ſo, wie es ſein liebevolles Herz gewünſcht hätte. „Sein größter Kummer war der Unfriede, der zwiſchen ſeinem Vater und ſeinen Großeltern herrſchte.“ Er fühlte ſein Herz, das beide Parteien zärtlich liebte, im Zwieſpalt zerriſſen und tief bekümmert. „O wie ſchön,“ ſchrieb er am 8. Januar 1862 in Beziehung darauf, „wenn in einer Familie Klarheit und Wahrheit herrſcht — welches Glück, welcher Friede, welche Eintracht! O Vater, gieb, daß auch einſt in meiner Familie wieder Eintracht, Friede und Liebe einkehre!“ In einer ſpäteren Bemerkung ſetzte er hinzu: „Als mein Vater zur zweiten Verheiratung ſchritt, folgten Mißhelligkeiten auf Mißhelligkeiten, bis endlich die Kluft zwiſchen Eltern und Großeltern faſt unausfüllbar wurde. Und warum geſchah das? Ach, leider! blos um irdiſchen Beſitzes willen. Jetzt, wo ſie ſich vielleicht gern vereinigten, weil ſie ſich gegenſeitig unterſtützen müſſen, iſt das Mißtrauen auf beiden Seiten bereits ſo tief eingewurzelt, daß es nicht mehr auszurotten iſt. Wären ſie ſich gleich anfangs liebevoll entgegengekommen, gewiß, jetzt herrſchte Friede und Einigkeit zwiſchen ihnen; aber ſo hebt bei jedem Verſuche der Vereinigung die giftige Hyder Mißtrauen ihr Haupt und hindert die Wiederherſtellung der Eintracht. Auch diesmal, als ich nach Hauſe kam, fand ich nichts als Unfrieden. Gott! Du allein weißt, wie das noch enden ſoll!“

In großen Schreck wurde Schaumberger im Februar 1862 durch die Nachricht verſetzt, ſeine Großmutter ſei recht ernſtlich krank. Er eilte ſofort nach Weißenbrunn und fand denn auch die 64jährige Greiſin ſehr ſchwach. Inbrünſtig betete er aus der Tiefe ſeines liebevollen, kindlichen Herzens: „Gott, laß dieſen Kelch an mir vorübergehen! Laß ſie wieder geſunden!“ Vierzehn Tage ſpäter beſuchte ihn der Vater in Coburg und brachte gute Nachricht von daheim. Schaumberger ſchrieb voll

Freude in ſein Buch: „Mit meiner guten, lieben Großmutter geht es, Gott ſei Dank! von Tag zu Tage beſſer. Tief rührte es mich, als ich vernahm, der alte Matthes Dötſchel habe ausgekämpft und werde morgen mit Muſik begraben. Wohl ihm, dem armen, alten, müden Mann!“

Es war, als ob die Krankheit der Großmutter die vorhandene Spannung zwiſchen dem Wagnershaus und der Schule etwas ausgeglichen habe; denn nach einem ſpäteren Beſuche in Weißenbrunn konnte Schaumberger in ſein Büchlein ſchreiben: „Ach, es war ſchön daheim! Herzlichkeit und Liebe kamen mir entgegen. O, wie wahr iſt das Wort: Vertrauen erweckt Vertrauen, und Liebe erweckt Gegenliebe!“

So gern der junge Seminariſt arbeitete, ſo ſehr freute er ſich jeder Erholung. Als endlich „der ſo lange erſehnte Markt gekommen war und mit ihm ein freier Tag“, machte er ſich recht vergnügt. Dabei wäre beinahe die Liebe in das Herz des 18jährigen Jünglings eingezogen; ein junges, ſchönes Mädchen machte bedeutenden Eindruck auf ihn. „Doch ging es mit etwas Sehnſucht noch ſo gelinde ab“.

Die Faſtnachtsferien, die bald danach eintraten, begrüßte Schaumberger mit den emphatiſchen Worten: „So wäreſt du denn endlich da, lange erſehnte und gewünſchte Faſtnacht! Und wirklich haſt du unſre Hoffnungen nicht betrogen: eine ganze Woche können wir uns des ſüßen Nichtsthuns erfreuen.“ Er fand indes zu Hauſe eine ſehr trübe Stimmung vor. Seine Stiefmutter war an den Folgen einer Entbindung erkrankt.

Schaumberger ſuchte ſich während dieſer Ferien nach Kräften zu amüſieren; frohen Herzens beteiligte er ſich an allen Scherzen des Faſtnachtsabends im Kreiſe ſeiner Jugendgenoſſen. Er rauchte tüchtig Tabak; ſein Vater hatte ihm vor kurzem offiziell die Erlaubnis dazu gegeben. Naiv geſteht er, daß es ihm bei dieſem Vergnügen „mehrmals recht ſchlecht wurde“. Den Sonnabend kam er faſt gar nicht ins Zimmer; er ſpazierte den ganzen Tag draußen herum. Freunde hatte er ja genug in Weißenbrunn. Schweren Herzens ſchrieb er in ſein Buch: „Ach, lieber Himmel, morgen, morgen, morgen!“

Und als er wieder in Coburg war, fügte er hinzu: „So wäre denn die so lange herbeigesehnte Fastnacht vorbei! Sie brachte viel Schönes; aber ich bin doch froh, daß ich wieder in Coburg in meinem kleinen, dumpfen Stübchen sitze und Freiherr bin!“

Wenige Tage darauf erhielt er die Nachricht, sein kleiner Stiefbruder Georg Ferdinand Alwin sei wieder gestorben. Das betrübte ihn. So war sein Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, den er nach der Geburt des kleinen Weltbürgers niederschrieb: „Gott erhalte ihn recht gesund!“ Wehmütig stimmte ihn in dieser Zeit auch die Wahrnehmung, daß der Weißenbrunner Pfarrherr recht verändert und leidend aussah. Er schrieb: „Wenn ihm etwas zustoßen sollte, würde er mich dauern; er war doch ein guter Mann.“

Die Osterferien begrüßte Schaumberger mit dem ganzen Jubel einer freiheitsliebenden Jünglingsseele: „Endlich, o Glück auf Glück, sind die Ferien da! O schön, o schön! Wie freue ich mich darauf, und wie sehne ich mich danach!“ Obgleich er ein „sehr böses Bein“ hatte, wanderte er doch seelenvergnügt nach Hause. Bei den Großeltern wohnte jetzt ein Geometer, mit dem er fleißig verkehrte. Am Ostersonntage nahm er an einem Ausfluge des Weißenbrunner Gesangvereins nach Almerswind teil. Er hatte diesen Gesangverein im Mai 1859 ins Leben gerufen und war beinahe drei Jahre dessen Dirigent gewesen. Am 3. Januar 1862 trat er die Leitung desselben an seinen Vater ab.

Am Ostermontage fuhr Schaumberger mit Höhn nach Öslau. Nach der Rückkehr von da ging er in Weißenbrunn noch zu Tanze und war mit seinen Freunden sehr lustig. Mittwoch darauf besuchte er seinen Geburtsort Neustadt, wo Markt war, und verlebte hier wiederum den Abend sehr vergnügt. Sein Vater war freilich mit diesem Umherschweifen nicht zufrieden. Kleinmütig bekennt Heinrich: „Das Maß meiner Sünden war nun voll, und ich bekam von meinem Alten einen Bittern.“ Er fing denn nun auch an, sich nützlich zu beschäftigen. Am Freitag ging er in den großelter-

lichen Berggarten, den „Schutz“, und veredelte hier ſechs Stämmchen. Am Sonntag hatte er noch „einen ungeheuren Spaß“, den er aber nicht näher beſchreibt; er ſagt bloß: „Ich mußte mich doch darüber bald totlachen.“ Mit ſeinem Freunde Höhn fuhr er endlich Mittwoch nach Coburg zurück. Recht trübſelig klingt ſeine Klage: „So ein wehmütiges, katzenjämmerliches Gefühl läßt ſich gar nicht beſchreiben. Es wird aber ſchon vergehen.“

Die herrlichen Frühlingstage, die nach Oſtern ins Land zogen, ließen Schaumberger ſelten in ſeinem Zimmer. „Das Wetter war ſo wunderſchön, daß ſich die älteſten Leute nicht eines ſo vorzeitigen Lenzes erinnern konnten. Die Eichen ſchlugen ſchon aus; in Gärten, Wieſen und Feldern ſproßte der erſte Blumenflor.“ Schaumberger ging fleißig ſpazieren; gemeinſchaftlich mit einem Freunde beſtimmte er manche Pflanze.

Anfang Mai war er wieder in Weißenbrunn. Als er zurückkehrte, hatte er in Fornbach eine unverhoffte Begegnung. Er ſchreibt: „Wen fand ich hier? Ein junges Mädchen, das ich früher kennen lernte; es war ſchöner denn je, und ſo freundlich, ſo liebevoll gegen mich, daß die alte Liebe, die faſt eingeſchlummert war, wieder erwachte und zwar ſtärker denn je.“ In ſehr gehobener Stimmung kehrte der Jüngling nach Coburg zurück; er wußte den denkwürdigen Tag nicht beſſer abzuſchließen, als durch einen Beſuch der Oper. Mit Entzücken hörte er den „Oberon“ ſeines Lieblings Karl Maria von Weber. In ſeinem Tagebuche faßte er ſeine Gefühle darüber in das eine Wort zuſammen: „Wunderſchön.“ Was ihm beim Anhören Weberſcher Muſik durch die Seele ging, hat er ſpäter ſehr anſprechend im 10. Kapitel ſeines „Fritz Reinhardt“ auseinandergeſetzt.

Muſik war überhaupt Schaumbergers Lieblingsfach. Er hatte denn auch bei ſeinem Muſiklehrer einen guten Stand. Einmal verſah er es aber doch, und der alte Herr war ſehr böſe auf ihn. Da biß denn den Heinrich das Gewiſſen ganz gewaltig. Obwohl die Reihe gar nicht an ihm war, ging er in die Heiligekreuzkirche zum Orgeln, um hier von ſeinem

Lehrer Verzeihung zu erlangen. Die wurde ihm denn auch zu teil.

Denſelben Nachmittag noch erhielt er die Nachricht, daß er künftig im „Sängerkranz“ mitwirken ſolle. Bereits abends mußte er zur Probe, wobei er Violine zu ſpielen hatte. Es gefiel ihm da ſehr gut. Der Schalk machte die Anmerkung in ſeinem Büchlein: „Namentlich verſchönten den Abend die anweſenden Sängerinnen, worunter einige recht hübſche Mädchen waren.“

Am nächſten Tage ſah Schaumberger ein Klavier, das ihm ſehr gefiel. Die ganze Nacht kam es ihm nicht aus dem Sinne. Andern Tages ließ er ſich Urlaub geben und ging nach Weißenbrunn. Es wurde denn auch im Familienrate beſchloſſen, das Inſtrument zu kaufen, wenn es nicht zu teuer ſei. Der Vater kam an ſeinem erſten freien Tage nach Coburg, ſah ſich das Klavier an und erwarb es auch für 37 Gulden.

Sehr großen Einfluß gewann in dieſer Zeit ein Schüler des dem Seminar benachbarten Gymnaſiums, Namens Schneider, auf Schaumberger, wie wir an andrer Stelle noch aus einem Briefe ſehen werden. Schneider war ein ſehr begabter Jüngling, der nachhaltig auf Schaumbergers geiſtige Entwicklung einwirkte. Ihn hatte wohl Schaumberger hauptſächlich im Sinne, als er die Stelle am Schluſſe des 3. Kapitels in „Fritz Reinhardt“ ſchrieb, welche vom Umgange des Seminariſten mit einigen Primanern des Gymnaſiums ſpricht. Einmal war Schaumberger aber doch mit Schneider auseinander gekommen. Ein dritter Freund, derſelbe, mit dem Schaumberger oft ſpazieren ging, mußte ſich ins Mittel ſchlagen. Nach einigem Sträuben ging endlich Schaumberger auf eine Verſöhnung ein. Die drei Freunde kochten ſich nun in Schaumbergers Stübchen grünen Thee und „blieben gemütlich hocken bis nach 11 Uhr.“

Ohne Freunde konnte Schaumberger überhaupt nie ſein. Auch mit ſeinen Weißenbrunner Jugendbekannten hielt er fortwährend noch Fühlung.

Mit ſeinen Kommilitonen ſchob Schaumberger fleißig Kegel. Es war ihm das „ein herrliches Vergnügen“; nur ſollte es nach ſeiner Meinung nicht ſo viel Geld koſten. Ein Kegelkränzchen wurde geſtiftet, das die Freunde alle Freitage vereinigte. „Bei Bier und Tabak ging es da oft recht luſtig her.“ Eines Tages hätten die Freunde leicht Unglück haben können. Kaum vierzig Schritte von der Kegelbahn ſchlug der Blitz ein. Zum Glücke war es nur ein kalter Schlag, der weiter keinen Schaden that; die Kegelſpieler kamen mit dem bloßen Schreck davon.

Am 9. Mai war Examen, das erſte, welches Schaumberger zu beſtehen hatte. Da wurde ihm denn gewaltig angſt, und er wünſchte: „Wenn nur der Tag erſt vorbei wäre!“ Das Herz klopfte ihm nicht wenig, als er ins Seminar kam und ſo viele ſchwarzbefrackte Herren, meiſt Lehrer, anweſend ſah. Doch ging die „böſe Stunde“ glücklich vorüber. Seinen Gefühlen nach beſtandenem Examen machte er in folgenden Worten Luft: „Freiheit! o ſüßes Wort! Nur der kann es begreifen, der vorher lange in Sklavenketten geſeufzt hat. Ach, wie froh waren wir, wie hob ſich unſre Bruſt ſo leicht, als wir uns am Nachmittage wieder auf dem Seminar trafen! Welcher Jubel herrſchte unter uns!“

Man beſchloß, das große Ereignis würdig zu feiern. Trotz des drohenden Unwetters machte ſich die kleine Schar Schlag 2 Uhr auf den Weg nach Neuſes. „Doch mit des Geſchickes Mächten iſt kein ewiger Bund zu flechten!“ Kaum waren die Jünglinge vor die Stadt gekommen, ſo öffnete der Himmel ſeine Schleuſen; der Regen floß in Strömen herab. Mit genauer Not rettete ſich die bedrängte Schar noch „in eine Art Höhle“. Kaum ließ aber das Wetter etwas nach, ſo rückten die Wandrer wieder aus, und mit fröhlichem Geſange: „Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen!“ zogen ſie in Neuſes ein.

Dort wurde Kaffee getrunken und ein Kegelſpiel arrangiert. Später zogen ſich die jungen Leute in eine Laube zurück. Bei Bier und Tabak ging es da luſtig her. Manch fröhliches Lied

erhöhte die Burſchenluſt; „wenn es auch nicht immer ſchön klang, hatten die Sänger doch ihr Vergnügen daran.“

Als die Wogen geſelliger Luſt hoch gingen, gebot einer der Jünglinge: „Silentium!“

Es ward ſtill, und der Redner begann:

„Wir ſind hier verſammelt (Beifall!), ſo vollzählig, wie wir es noch nicht oft waren. Ich glaube, es gefällt jedem dieſes muntre Zuſammenſein, und ich ſchlage vor: Wir gründen einen Bund und kommen alle Freitage zuſammen. Wenn's ſchön iſt, gehen wir aufs Land, wenn's regnet, zu unſerm Wirt in der Stadt. Es war bis jetzt kein Zuſammenhalt unter uns. Wir ſind zwar nur neun Köpfe, aber es hat jeder ſeinen beſondren Sinn. Das geht nun nicht mehr. Die Mehrzahl beſtimmt, wohin es gehen ſoll, und die Minderheit fügt ſich. Wir wollen nun regelmäßig abſtimmen. Schaumberger!“

Sch. „Ich ſtimme zu.“ So auch die andern.

Nach einigem Lärmen und vielen „Silentium!“ erhielt Schaumberger das Wort und ließ ſich, wie folgt, vernehmen: „Ich bin ſehr erfreut, daß Ihr einmal ſo vernünftig wart und einen Bund geſchloſſen habt. Aber wie kein Staat ohne Oberhaupt, ſo kann auch keine Geſellſchaft ohne Vorſtand beſtehen. Ich ſchlage deshalb vor, wir wählen einen Vorſtand, und ich gebe meine Stimme dem N. N.“

Alle ſtimmten zu. Der Gewählte erhob ſich und ſprach pathetiſch:

„Ich danke Euch für das Zutrauen, das Ihr mir erweiſt. Ich nehme das Amt an und werde alles thun, um das Vergnügen der Geſellſchaft zu erhöhen.

Ein anderer erhielt nun das Wort und begann etwas ſchwerfällig:

„Weil mer — da wir — wenn mer a Geſellſchaft ſchließen thut, ſo wollen wir ſie auch leben laſſen.“ (Beifall!)

Die Gläſer wurden gefüllt; der Präſes erhob ſich, alle andern mit ihm. Mit fröhlichem Tone begann der Sprecher: „Die Geſellſchaft ſoll leben und gedeihen! Hoch! Hoch! Hoch!“

Voll Begeiſterung ſtimmten alle ein.

Nach einer Pauſe ergriff ein Dritter das Wort und ſprach: „Meine Herren! Ihr wißt, daß fünf von uns Spitznamen haben. Ich ſchlage vor, daß entweder alle Spitznamen bekommen oder auch unſre nicht mehr genannt werden!“

Nach langer Debatte wurde dem Vorſchlage beigeſtimmt. Zu den vorhandenen Spitznamen wurden weitere vier gefügt. Schaumberger blieb im Beſitze ſeines Ehrentitels: Fug (Fuga). Jedenfalls bezog ſich dieſer nom de guerre auf ſeine muſikaliſchen Qualitäten. Zum Schluſſe wurde noch feſtgeſetzt: Der Bund heißt „Seminarbund“, die Farbe iſt Schwarz und Gold, das Symbol ein Eichenblatt.

Fröhlich, wie das Verbrüderungsfeſt begonnen, endete es. Der enge Zuſammenſchluß der Klaſſe ſcheint auch bis ans Ende der Seminarzeit gewährt zu haben. —

Am Jahrestage ſeines Einzugs in Coburg ſtellte Schaumberger Betrachtungen über ſein Seminarleben an. Er ſchrieb: „Wohl dem Mann, der, wenn er ſich einem Berufe gewidmet hat und nun die rauhe, dornenvolle Bahn des Lernens dahinwandert, nicht die Luſt am künftigen Berufe verliert. Wohl ihm, wenn er freudig fortſchreitet auf der Bahn zu ſeinem Ziele, wenn er die Zeit mit Sehnſucht erwartet, die ihm Arbeit geben ſoll. Auch ich trat einſt mit frohem Herzen ein, ich war für den Beruf eines Lehrers begeiſtert und ſah für mich kein höheres Glück, als: Kinderſeelen auf den rechten Weg zu leiten und dahin zu bringen, daß ſie allein ihre Beſtimmung verfolgen könnten. Aber wie iſt es jetzt? Iſt mein Eifer ſchon abgekühlt? O ja! Und leider bedeutend. Nicht mehr freudig ſchreite ich auf dem Wege meines Seminarlebens fort; ich bin oft und vielfach mit mir ſelbſt zerfallen.“ Wir brauchen den Grund dieſer inneren Unzufriedenheit nicht weit zu ſuchen: er lag in Schaumbergers Temperament, in ſeinen bisherigen Lebensſchickſalen und im Gange ſeiner Erziehung. Wir werden auch ſpäter immer und immer wieder dieſe peſſimiſtiſchen Anſchauungen, dieſe klagenden Töne aufklingen hören. Es ſchoſſen dem Jünglinge jetzt ſchon Gedanken durch den Kopf, die ſpäter einen Umſchwung ſeines ganzen Weſens und Lebens herbei-

führten. Die gewaltigen Seelenkämpfe leiteten ſich ein, die er ſpäter ſo anſchaulich, mit ſo bewundernswerter pſychologiſcher Wahrheit in ſeinen Dichtungen, am machtvollſten in „Fritz Reinhardt“ darſtellte. In dieſen Momenten innerlicher Nichtbefriedigung fing Schaumberger an zu dichten. Unmittelbar hinter obigem Herzenserguſſe ſtehen in ſeinem Notizbuche zwei Verſe; ſie zeigen deutlich, welche Richtung in ſolchen Augenblicken ſeine Gedanken nahmen. Es ſind die erſten dichteriſchen Verſuche Schaumbergers, die man nachweiſen kann. Sie lauten:

Seh' ich Deine blauen Hügel,
Teure Heimat, dort ſo fern,
O, wie ſehnlich wünſch' ich Flügel,
Eilte ja zu Dir ſo gern!

Dort in Eurem dunklen Schoße,
Unter einem grünen Baum,
Möcht' ich ruh'n auf weichem Mooſe
In dem hehren Waldesraum.

Wie anſpruchlos auch die Verſe ſind, in dieſem Zuſammenhange gewinnen ſie ein gewiſſes pſychologiſches Intereſſe; ſie zeigen, wie ſehr ſchon damals die Schönheit der heimatlichen Natur Schaumbergers Seele gefangen genommen hatte.

In demſelben Jahre entſtand ein größeres Gedicht, das Schaumberger offenbar dem „Siebzigſten Geburtstage“ von J. H. Voß nachbildete: „Die Kirchweih. Vorabend.“ Wahrſcheinlich ſollte es der Vorläufer einer ganzen Reihe von ähnlichen Dichtungen werden, welche das ländliche Feſt ſchilderten. Iſt auch der Hexameter nicht allenthalben korrekt, ſo hat das ſchlichte Gedicht doch den Vorzug, daß es nicht gemacht und gekünſtelt, ſondern ein ungeſchminkter, offner Ausdruck wahrer Empfindung iſt. Jedenfalls entſtand es im Herbſte 1862, vielleicht zur Zeit der Weißenbrunner Kirchweih.

In die Weihnachtsferien des Jahres 1862 nahm Schaumberger Goethes „Wahlverwandtſchaften“ und „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ mit. Er machte während des Leſens in ſein Notizbuch Bemerkungeu darüber, die ihn ſchon ziemlich ſelbſtändig im Urteil erſcheinen laſſen.

Man hatte ihm gesagt, daß der Charakter Ottiliens ganz falsch geschildert sei. Er konnte das nicht finden. Eins gefiel ihm in den „Wahlverwandtschaften“ durchaus nicht: „daß Herr Mittler vom Dichter nicht eingeführt wird, sondern wie aus den Wolken hereinschneit.“ Er fragte sich: Warum hat das Goethe gethan?

Als er die Lektüre des ersten Bandes beendigt hatte, schrieb er: „Ich fand darin viel ausgezeichnet Schönes, treffliche Aussprüche und Gedanken; auch die Charaktere sind treffend geschildert. Namentlich gefällt mir sehr wohl der einfache Gang der Ereigniſſe; alles scheint eine Folge des Vorhergehenden zu sein; nichts ist ungereimt und unnatürlich. Nur scheint mir die rasende Liebe des Barons für einen Mann in seinen Jahren nicht mehr recht passend.“ Ein Zweifel blieb ihm: „Wie kommt es, daß Ottilie, die doch anfangs fast schlecht schrieb, nun auf einmal die Handschrift des Barons nachahmen kann?“ Als er den Roman ausgelesen hatte, schrieb er: „Ich muß gestehen, daß mich das Buch ganz ergriffen hat. Nur erscheint mir manches doch nicht recht durchgeführt. Wie kommt es denn, daß z. B. Ottilie sich so lange des Genusses aller Speisen enthalten konnte? Warum mußte sie sich gerade zu Tode hungern? Auch zieht sich durch das Ganze etwas Lüsternes, etwas Unsittliches hindurch, das wohl manchem Anstoß geben dürfte.“ Um nicht falsch verstanden zu werden, setzte er naiv hinzu: „Doch ist das Ganze wirklich sehr schön.“

Besonders scheint ihm der Gehilfe gefallen zu haben. Er schreibt: „Für uns Lehrer ist besonders wichtig, daß der Gehilfe sagt: Ottilie könne nur begreifen, was sich aus dem Vorhergehenden folgern lasse. Bei wie vielen Kindern ist es nicht ebenso?“ Zu der Stelle aus dem Briefe des Lehrers: „Ottilie lernte nicht als eine, die erzogen wurde, sondern als eine, die erziehen will“ machte er die Bemerkung: „Lehrer, oder der du einer werden willst, merke dir das!“

Neben Goethe las Schaumberger in diesen Weihnachtsferien „Otto von Wittelsbach“ von Babo. Das Stück gefiel ihm gar nicht. Die Sprache fand er veraltet; originelle Ge-

danken vermißte er gänzlich. Beſſer gefiel ihm Graf Törrings „Agnes Bernauerin“. Höchſt charakteriſtiſch für Schaumberger, ſeine künftige Geſinnung ſchon im Keime anzeigend, iſt die Bemerkung über beide Trauerſpiele: „Dieſe Stücke ſind ſo recht ſtockbayriſch gehalten, was jeden Deutſchen beleidigen muß.“

Zu derſelben Zeit las er Ifflands „Jäger“, die ihm recht wohl gefielen. Neben der guten Durchführung der Charaktere fand er zu loben, was Iffland über die Verſchiedenheit der Konfeſſionen ſagt. Ifflands „Hageſtolzen“ fand er „nicht übel“; nur ſchien es ihm „etwas gezwungen, daß Hofrat Reinhardt, der gebildete Mann, eine Bauerntochter heiratet.“ Er ſagt darüber: „Hätte Herr Iffland mehr auf dem Lande gelebt, ſo würde er dies für unmöglich gehalten haben; denn wenn ſich auch das Landvolk aus der Ferne noch leidlich ausnimmt, in der Nähe ſieht es doch ganz anders aus.“

Dieſe Stelle iſt bezeichnend für den ſpäteren Schilderer bäuerlichen Weſens. Sie beweiſt, wie früh ſchon jener feine Takt in ihm lebendig war, der den Bauernſtand nicht um eine Linie hinausgehoben wiſſen wollte über das, was er in Wirklichkeit iſt. Mit einem Worte: ſchon hier kündigt ſich der ſtrenge Realismus an, den Schaumberger in ſeinem dichteriſchen Schaffen ſo konſequent feſthielt.

Sehr anregend wirkte ferner auf den Seminariſten Seumes Biographie. Er ſagt: „Darin liegt doch Geiſt und Humor. Ergötzlich iſt, wenn er ſchildert, wie er oft entſetzlich faul und oft wieder entſetzlich fleißig geweſen ſei. Innig gerührt hat mich das Schickſal des armen Menſchen. O, wenn ich doch auch ſo in die Wiſſenſchaft eindringen könnte wie Seume und andre; aber leider! ſind mir dazu alle Mittel genommen.“

In dieſen letzten Worten thut ſich uns das Jünglingsherz mit ſeinem Wiſſensdrange wieder einmal auf. Es lag wie eine Ahnung in ihm, daß er berufen ſei, dereinſt etwas zu leiſten. Jedenfalls mochte der intime Umgang mit ſeinen Freunden vom Gymnaſium ſolche Reflexionen in ihm zeitigen.

Um dieſelbe Zeit, vielleicht zu Anfang des Jahres 1863, las Schaumberger auch das prächtige Epos Kinkels: „Otto der Schütz“. Man ſieht, er muß bei ſeinen litterariſchen Studien einen guten Berater gehabt haben.

Am 3. Januar 1863 ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Sei immer klar und wahr! Dieſen Ausſpruch will ich mir zum Wahlſpruch für mein Leben wählen, und Gott möge geben, daß ich demſelben treu bleibe bis an mein Ende!“ Er hatte dieſe Sentenz in einem Buche gefunden, das ihn außerordentlich anzog und lange feſſelte. Er führte den Gedanken ſelbſtändig weiter aus: „Sei immer klar, das heißt: ſei dir immer bewußt, was du ſollſt! In meinem Innern ſoll es immer mehr Licht werden; je mehr das der Fall iſt, deſto heller werde ich auch den Weg erkennen, den ich zu wandern habe, und das Ziel, wohin mich dieſer Weg führen ſoll. Wenn es in mir klar iſt, ſo werde ich auch die Abwege kennen lernen, die vom Ziele abführen, und ſie meiden, wenn ſie anfangs auch unter Roſen dahinführen. Es muß aber auch die Kenntnis meiner Kräfte vorhanden ſein, denn ſonſt richte ich nichts aus. Wie oft habe ich meiner Kraft getraut, und wie bitter habe ich mich getäuſcht! Wie oft fehlte ich, bloß weil ich mir zu viel zugetraut hatte, weil ich nicht wahr gegen mich ſelbſt geweſen, weil ich mich willig und gern der Selbſttäuſchung hingab.“

Dieſes Ringen nach Klarheit und Wahrheit war gerade jetzt notwendig; denn Schaumberger war nun in den Jahren, in denen Sturm und Drang in jeder begabten Jünglingsſeele ſich regt. Auch ihm konnte eine „Sturm- und Drangperiode“ nicht erſpart bleiben. Sein Glaube, der bis dahin das Lebensſchifflein getragen, begann zu wanken; er wurde hinausgeſchleudert auf das wilde Meer der Zweifel. Schaumberger hat dieſe Kämpfe redlich ausgefochten, jetzt und ſpäter zu wiederholten Malen. Immer fand er die Kraft, ſich daraus zu erheben. Gerade in dieſen ſchweren Seelenkämpfen hat ſich der fromme Glaube, der ihm treu blieb durch die ſchwerſten Leiden hindurch, geſtählt zu jener wunderbaren, ſelbſt die Schrecken des

Todes überwindenden Macht, die ſeine ergreifende Abhandlung: „Aus dem Krankenzimmer“ mit ſo überzeugender Beredſamkeit ausſpricht.

Jetzt war er aber noch mitten drin im Wirrſal des Zweifels. Unmittelbar hinter der obenſtehenden Auslegung ſeines Wahlſpruches ſchrieb er: „Schwer hatte ich in dieſen Tagen zu kämpfen, und noch immer ringen Licht und Finſternis in meinem Innern. Giebt es einen Gott? Giebt es keinen Gott? Entſetzlicher Streit! Doch mein guter Genius ließ mich nicht ſinken. Ja! rief es mir zu, es giebt einen Gott! Und dieſer Stimme vertraute ich. Doch macht mir meine Vernunft noch immer Einwürfe. O, Du Unnennbarer, Unfaßbarer, ſtärke mich in dieſem Streite! Gieb, daß das Gute die Oberhand behalte, daß ich über die böſen Einflüſterungen meines Verſtandes ſiege!“

Das von Schaumberger hier in einer flüchtigen Tagebuchnotiz berührte Thema behandelte er ſpäter in größter Ausführlichkeit in einer gehaltvollen, die tiefſten Fragen des Menſchendaſeins berührenden Abhandlung, die er in Einberg zwiſchen dem 1. Dezember 1865 und dem 5. Februar 1866 niederſchrieb, deren thatſächliche Grundlage aber jedenfalls in ſein letztes Seminarjahr zurückreicht.

Unter gleichem Datum mit jener Tagebuchnotiz über die inneren Kämpfe Schaumbergers ſteht eine Bemerkung, die im voraus einiges Licht auf den ſpäteren Dichter Schaumberger fallen laßt: „Wenn mir etwas, wenn auch nicht gerade Beſonderes begegnet, bin ich mir plötzlich deutlich bewußt, dieſe Szene ſchon einmal erlebt zu haben; auch von dem, was noch kommen ſoll, lebt in mir ſchon eine dunkle Vorſtellung; nur kann ich ſie nie zur Klarheit bringen. Jedenfalls ſind dies Träume; denn woher ſonſt das Erinnern auch des kleinſten Gegenſtandes oder Zufalles? Woher dieſes Licht, welches ſo urplötzlich in mich hereinſtrömt, daß ich auch gar nicht den geringſten Zweifel hegen kann: Dies habe ich ſchon einmal erlebt?“

In einer Briefſtelle ſprach er ſpäter ſeinem Schwieger-

vater Bagge gegenüber eine ähnliche Wahrnehmung aus. Jetzt kann man wohl ſagen: Dieſes urplötzliche Hereinſtrömen von Licht über einen Gegenſtand war das weſentlichſte Moment ſeiner individuellen dichteriſchen Begabung. Nur dadurch wurde es ihm möglich, die Dinge ſo genau wiederzugeben, wie ſie im Leben ſind. Bei jedem wahrhaften Dichter muß man dieſe momentane Inſpiration annehmen. Es iſt im Grunde derſelbe Vorgang in der Dichterſeele, den Goethe in ſeinem herrlichen Gedichte „Zueignung“ ſo hochpoetiſch geſchildert hat.

Um dieſe Zeit hörte Schaumberger die Anſicht ausſprechen: „Poeſie iſt mir ſoviel als Religion, und ich kann die Religion nur inſofern lieben, als ich ſie als ein poetiſches Erzeugnis anſehe.“ Nachdem er ſich das für ſein Denken zurecht gelegt hatte, äußerte er ſich entſchieden: „Damit bin ich nicht einverſtanden. In der Religion iſt es namentlich die Größe und Erhabenheit, die unermeßliche Tragweite der Idee, welche mich begeiſtert; mich reißen die unumſtößlichen, ewigen Wahrheiten hin, welche in derſelben verkündet werden. Ich könnte mir z. B. nicht denken, daß eine Religion, die durch und durch poetiſch wäre und welcher doch der tiefſte Sinn mangelte, auf die Dauer einen denkenden, die Wahrheit über alles liebenden Menſchen feſſeln könnte, ſo ſehr ſie auch vielleicht das Herz gefangen nehmen möchte. Mir hat in den ſchweren Zweifeln, mit denen ich in der letzten Zeit zu kämpfen hatte, nur der Gedanke an die großen und unermeßlichen Wahrheiten, welche im Chriſtentume verkündet werden, meinen Glauben gerettet; denn das konnte kein ſchwacher Menſch hervorbringen, es muß göttlich ſein. Wie elend würde ich ſein, wenn die Religion nur als Poeſie Wert hätte! Gut, daß ſie auch den Vorzug noch hat.“

Der Seminarzeit Schaumbergers gehören einige Gedichte an, die im 9. Bande ſeiner geſammelten Werke ſtehen. Die Heimatsliebe, die ihn „mit magiſchen Banden“ faſt allwöchentlich nach Weißenbrunn zog, ſpricht ſich aus in dem rührend einfachen, aber tief empfundenen Liede an ſeine tote Mutter:

„Warum ich's liebe?“ Dieſes Gedicht entſtand am 5. März 1863, mutmaßlich auf dem Koppelsberge, von dem aus Schaumberger ſo gern die teure Heimat überſchaute. Ergreifend iſt beſonders die Stelle:

„Die Welt hat ſie vergeſſen,
Doch ich vergaß ſie nicht;
Ich werde ihrer denken,
Bis mir das Herz einſt bricht.“

Echt poetiſch empfunden iſt die Wendung:

„Doch nein, nicht einſam wein' ich!
Die Vöglein ſeh' ich ja —
Sie ſitzen auf den Bäumen,
Sie ſingen ſo traurig da.

Dort ſetzt ſich eins aufs Kreuzchen,
Das auf dem Grabe ſteht;
Es ſingt ſo leis und klagend,
Daß mir's durchs Herze geht.“

Ein beredtes Zeugnis ſeiner Sehnſucht nach der toten Mutter iſt der Vers:

„Du Mütterlein da unten,
Du haſt nun lang' ſchon Ruh' —
O, deckte mich auch balde
Die kühle Erde zu!“

Den Tagen ſeiner ſchweren religiöſen Kämpfe gehört das „Abendlied“ an, welches er am 7. Juni 1863, wohl daheim im Weißenbrunner Schulhauſe, dichtete. Bezeichnend für ſeinen damaligen Seelenzuſtand iſt der letzte Vers:

„Und überall herrſcht Frieden —
Nur mich hat er gemieden,
Ich finde nirgends Ruh';
Mein Herz klopft ängſtlich, bange —
Wie lange, o wie lange
Soll ich noch kämpfen immerzu?“

Noch ein anderer Schmerz fand Ausdruck in dem kurz vor ſeinem Abgange vom Seminar, am 19. Februar 1864, niedergeſchriebenen Gedichte: „Entſchluß“. Schaumberger, der damals im 21. Lebensjahre ſtand, war zarten Herzensregungen durchaus nicht unzugänglich geblieben; im Gegenteil, er hatte

mehrmals ſchon ſein Herz verloren. Er war eine einnehmende Perſönlichkeit, die nicht verfehlte, das Wohlgefallen manches Mädchenherzens zu erregen. Sein Tagebuch giebt mehrfache Andeutungen über aufkeimende, manchmal raſch wieder unterdrückte, bisweilen auch ſich weiterſpinnende Neigungen. Welcher Schönen das obige Gedicht gilt, läßt ſich nicht entſcheiden.

Das letzte Seminarjahr war für Schaumberger beſonders arbeitsreich. Vom 1. Juli bis zum 30. September 1863 amtierte er als Vikar an der Mädchenſchule in Coburg; während dieſer Zeit blieb er vom Muſikunterricht dispenſiert. Das letzte Vierteljahr im Seminar verging ihm ſehr ſchnell. „Von Neujahr bis Oſtern 1864 arbeitete er tüchtig aufs Examen los, lebte aber unterweilen auch luſtig nach des Tages Mühen.“ Das Examen ſelbſt dauerte vom Montag nach Judica bis zum Freitag. Montag früh von 9—12 Uhr wurden die Abiturienten in Glaubenslehre und Bibelerklärung, nachmittags von 3—5 Uhr in Geographie, Naturgeſchichte und Geſchichte examiniert. Schaumbergers Abiturientenarbeit, die noch erhalten iſt, behandelte das Thema: „Die Liebe zum Vaterland“. Beſonders hervorragende Gedanken ſind nicht darin enthalten; die Arbeit hält ſich auf dem Durchſchnittsniveau aller ſolcher Stilübungen. Die Zenſuren Schaumbergers in den erſten vier Lehrfächern lauteten auf „gut“, in Geſchichte auf „recht gut“. Dienstag nachmittags von 3—5 Uhr erſtreckte ſich die Prüfung auf Pädagogik und Klavierſpiel. Hier erntete der Examinand „gut“ und „recht gut“. Mittwoch von 2—¼4 Uhr war Orgelprüfung. Schaumberger erhielt „recht gut“. Donnerstag von 10—12 Uhr und Freitag von 9—10 Uhr ſchloß das Examen mit der praktiſchen Prüfung in der Übungsſchule. Für Schaumberger ergab ſich die Zenſur „gut“. Die Hauptzenſur lautete: „gut mit Lob“ (IIa). Jedenfalls gaben hierfür ſeine durchgängig „recht guten“ Leiſtungen in der Muſik den Ausſchlag.

Den Tag darauf, am 19. März, traf den Jüngling ein ſchwerer Schlag: ſein Großvater Heider ſtarb. Am 23. März wurde er begraben. Heinrich geleitete ihn zu ſeiner letzten

Ruheſtätte. Tags darauf wurde er als Schulamtskandidat aus dem Seminar entlaſſen.

Freud' und Leid in innigſter Verkettung, am Ziele eines Strebens gleich wieder ein herber Verluſt — ſo war's immer in Schaumbergers Leben. Das war nun das zweite Mal, daß des Todes rauhe Hand hineingriff in ſein intimſtes Herzensleben; wie mag ſeine Seele gelitten haben in dieſen Tagen!

Der alte Heider war ſeit dem Tode der einzigen Tochter, ſeit 1853, kränklich geweſen. Er hatte ſchon damals ſein Wagnerhandwerk aufgegeben und auch einen Teil ſeiner Ökonomie verpachtet. Den andern Teil bebaute er bis zu ſeinem Tode ſelbſt, um den Bedarf für den eignen Hausſtand zu decken. 1859 traf ihn ein Schlaganfall, der ihn drei Tage bewußtlos aufs Lager warf, ſodaß ſelbſt die Ärzte an ſeinem Aufkommen zweifelten; doch erholte er ſich wieder. Zwar wiederholten ſich die Schlaganfälle in den ſpäteren Jahren noch mehrmals, indes ohne nachteilige Folgen zu hinterlaſſen. Am letzten Examentage ſeines Enkels Heinrich, Freitags, beſuchte er die Kirche. In ſeine Wohnung zurückgekehrt, fühlte er große Schwäche. Am andern Tage, den 19. März, nachts halb 12 Uhr, endete ein Schlaganfall ſein Leben, das ſo recht in Arbeit und werkthätiger Frömmigkeit zur Ehre Gottes und zur Freude aller guten Menſchen verfloſſen war. Er hatte ein Alter von 72½ Jahren erreicht.

Der Nachruf an ſeinem Grabe rühmte: „Vor allem iſt er ein ſehr religiöſer Mann geweſen, der fleißig zum Tiſche des Herrn ging und unausgeſetzt an Sonn- und Feſttagen das Gotteshaus beſuchte. Sein eignes Haus regierte er mit Umſicht und Klugheit; gegen ſeine Nachbarn und Freunde bewies er Gefälligkeit und herzliche Teilnahme, Redlichkeit und Rechtſchaffenheit. Seine reine Denk- und Handlungsweiſe erwarb ihm in hohem Grade die Achtung und das Vertrauen der hieſigen Gemeinde und wird allen denen, die ihn näher kannten, unvergeßlich bleiben."

Wir können hinzuſetzen: alle dieſe trefflichen Eigenſchaften wurden nicht mit ſeiner ſterblichen Hülle ins Grab gelegt;

ſie lebten fort und trugen reiche Früchte in der verwandten Seele ſeines Enkels Heinrich.

III.

Einberg.

Am 10. April 1864 wurde Schaumberger als proviſoriſcher Lehrer nach Einberg bei Öslau berufen; am 12. April zog er dort mit ſeiner Großmutter ein, die von nun an bei ihm blieb; am 13. begann er den Unterricht.

Wir wiſſen, daß das Seminar ihn wohl vorbereitet in das Amt entließ. Sein Geſundheitszuſtand war damals befriedigend. Seine Seele glühte von Begeiſterung für den erwählten Beruf; insbeſondere lebte ſchon jetzt eine innige Liebe zur Kinderwelt in ihm. Trotzdem dachte er nicht hoch von ſich. Er war ſich der Lücken ſeines Wiſſens ſehr wohl bewußt und erkannte ganz die Größe ſeiner Aufgabe. Er hatte noch keineswegs abgeſchloſſen mit ſeiner Bildung, ſondern fühlte ſich vollkommen in den Anfangsſtadien derſelben ſtehend. Nicht wie ein Lehrender kam er ſich vor, ſondern wie ein Lernender.

Mit Feuereifer ging er ans Werk. Aber auch ihm blieb die Erſtlingserfahrung jedes jungen Lehrers nicht erſpart: bald zeigte ſich der Widerſtreit zwiſchen Ideal und Wirklichkeit! Die höchſten Ziele hatte er vor Augen, und das, was er erreichte, ſtand dazu in gar keinem Verhältniſſe. In ſeinem Feuereifer glaubte er Berge verſetzen zu können, und er mußte ſich am Ende mit kleinen Reſultaten begnügen.

Troſt ſprach er ſich ſelbſt zu in einem Gedichte, das im 9. Bande ſeiner Werke als Nro. 5 abgedruckt iſt. Schaumberger eröffnete mit demſelben das Tagebuch ſeiner Lehrerzeit, welches manchen intereſſanten Aufſchluß über ſein Herzensleben giebt. Es iſt kein Grund vorhanden, das Gedicht einem andern Verfaſſer zuzuſchreiben; die im Manuſkripte an ſechs Stellen angebrachten Korrekturen weiſen vielmehr darauf hin, daß das

Gedicht entſtand, während es Schaumberger niederſchrieb. Eine bloße Abſchrift würde dieſe Korrekturen nicht tragen. Das Gedicht zeigt uns Schaumberger in ſeiner ſtillen Klauſe als fleißigen Arbeiter an der eignen Fortbildung. Der Gedankengang iſt folgender: Wenn freundlich in unſrer engen Zelle das Lämpchen wieder brennt, das uns zur Abendarbeit ruft, wenn ringsum die friedliche Ruhe der Nacht herrſcht: dann iſt die rechte Zeit gekommen, das Feld des Geiſtes zu bebauen. Die Arbeit um des Leibes Notdurft und Nahrung ruht nun bei den meiſten Menſchen; im Schlummer ſammeln ſie Kraft zu neuem Schaffen. Unſerm Freunde aber wird jetzt erſt die Seele weit. Mit heiligen Wonneſchauern dringt er ein in das Reich der Geiſter. In ſeiner Seele wird es hell; er hat die Lebensquelle gefunden, daraus Wahrheit quillt. Der Geiſt des Lichtes iſt dem einſamen Arbeiter nahe; er fühlt das Wehen der Gottheit.

Aber er ſucht auch das zu erforſchen und zu verſtehen, was in der eignen Seele lebt. Immer klarer und feſter tritt der Entſchluß hervor, ſein Leben dem Guten und Edlen zu weihen. Nun mögen immer die Stürme des Lebens brauſen, den gefeſtigten Charakter ficht ihr Toben nicht an. Beugen können ſie ihn wohl, brechen nie! Und wie ein Prophetenwort für Schaumbergers künftiges Leben, wie ein Motto zu den Lebenskapiteln, die noch in der Zukunft lagen, lieſt ſich der Schluß des Gedichts:

Und mag das Schickſal uns zerſchlagen
Das beſte, ſchönſte Erdenglück:
Wir werden friſch aufs neue wagen
Mit unverzagtem, mut'gem Blick.
Dann finden wir auch Kraft im Leide,
Wenn eine Herzenswunde brennt,
Wir finden Mut zum neuen Streite
Im Herzen, das ſich ſelber kennt.

In ſeinem Tagebuche fügte er noch folgende, ſpäter wieder durchſtrichne Stelle an das Gedicht:

„So ſei gegrüßt, Du milder Schein,
Du ladeſt mich zur Einkehr ein
In meines Herzens tiefſten Schrein.

Und Du, verſchwiegenes Papier,
Allein vertrauen will ich Dir,
Was immer lebt im Buſen mir.
Du ſollſt ein treuer Spiegel ſein,
Darinnen ich das Bildnis mein
Erkennen kann ſtets klar und rein,
Der Tugend mir und Fehler nennt,
Damit mir bald im Buſen brennt
Ein Herze, das ſich ſelber kennt.

Dieſer Schluß, der noch das Unfertige, das Ringende der damaligen Ausdrucksweiſe Schaumbergers an ſich trägt, iſt ein weiterer Beweis, daß er das ganze Gedicht verfaßte.

Als er mit dieſem poetiſchen Zurufe ſein Tagebuch eröffnete, waren acht Tage ſeiner Lehrerwirkſamkeit vorüber. Über die Frage, ob er mit ſeiner Thätigkeit zufrieden ſein könne, war er ſich ſelbſt noch nicht klar. Er ſchrieb: „Auf der einen Seite bin ich überzeugt, meine Pflicht gethan zu haben, ja zuweilen etwas zu ſehr, denn es ſoll alles per Dampf gehen, es ſoll alles auf einmal anders werden. Auf der andern Seite muß ich geſtehen, daß mich mehr als einmal meine angeborne Hitze überwältigte, ſodaß ich wohl mehr, als erlaubt und nötig war, den Bakel in Bewegung ſetzte.“ Die übergroße Strenge zog ihm denn auch ſchon „unangenehme Geſchichten auf den Hals.“ Dieſe „widerwärtigen Ereigniſſe“ in ſeinem Berufe aber verfehlten nicht, dermaßen auf den Sanguiniker Schaumberger zu reagieren, daß er am 11. Mai 1864 verzweiflungsvoll ausrief: „Aller Lebensmut iſt in mir vernichtet; die Freude iſt aus meinem verdüſterten Gemüte entſchwunden, und nur noch trübe Ahnungen und bange Erwartungen erfüllen mein Inneres.“

Da erinnerte er ſich zu rechter Zeit eines altbewährten Heilmittels. Er philoſophierte: „Wenn uns Zweifel plagen, wenn ſich der böſe Geiſt des Mißmutes und der Unzufriedenheit in uns erheben will, wenn uns Sorgen und Kämpfe quälen, dann iſt es Zeit, dem ſtillen Zimmer zu entfliehen und hinaus ins Freie zu eilen.“ Er riß ſich los von allem, was ihn feſſeln wollte, und flüchtete an den Buſen der Mutter

Natur. „Und ihre ahnungsvolle Herrlichkeit, ihr geheimnisvolles Wirken und Weben, das heimliche, verborgene Werden allüberall ergriff auch ihn bald so mächtig, daß in kurzer Zeit alle Sorgen vergessen, alle bösen Geister gebannt waren. Nicht mehr in das kleinliche, feindselige Getriebe der Menschen vertiefte sich selbstquälerisch sein Geist, sondern er versenkte sich in die großartige Pracht, in das mystische Walten der Natur.“ Schaumberger schrieb in sein Tagebuch: „Mit heiligem Schauer schritt ich über den Wiesenteppich, der eben anfing, sich mit bunten Farben zu schmücken. Da sah ich das liebliche Kind des Frühlings, das Veilchen, seine duftigen Blüten entfalten. Die Ufer des murmelnden Bächleins waren bekränzt von den Kelchen der Dotterblumen, die mit ihren leuchtenden Farben die Blümchen des Wiesenschaumkrautes und der roten Taubnessel fast verschwinden ließen; auch Schlüsselblümchen und Windröschen fehlten nicht. Welch' herrliches Bild gewährten doch die Buchen und Weiden, die eben erst ihre Knospen öffneten, und deren erste zarte, mattgrüne Blättchen schüchtern in die Welt hereinsahen. Sie bemerkten ja die Herrlichkeit der Welt zum ersten Male, während die alten verschrumpften Blätter, die müde herabhingen, für alle die Schönheiten keinen Sinn mehr hatten und sich nur noch nach Ruhe sehnten. Solch' ein Baum rief ganz eigentümliche Gefühle in mir wach. Der Stamm und die Äste, das Unscheinbarste, hatte ausgedauert, während all' das zarte, weiche Beiwerk der Blätter durch den ersten Frost getötet wurde. Ist es beim Menschen nicht ebenso? Lieben wir an ihm nicht meistens das, was äußerlich glänzt, und sind nicht diese Flitterstückchen am Charakter des Menschen gerade das Unwesentlichste?“

In dieser Tagebuchstelle haben wir den späteren Schaumberger schon vor uns. Die Eindrücke der Außenwelt, namentlich die bösen, schneiden tief in das zarte Gewebe seiner empfänglichen Seele und richten da drinnen einen argen Sturm an; aber er findet Ruhe „am Busen der Natur;“ ihre Herrlichkeit überwältigt und besänftigt ihn. Auch das Geringste läßt ihn nicht unberührt. Liebevoll versenkt sich sein feiner

Geiſt in das Kleinleben der Natur: er findet darin Analogien für ſein Leben — der ſcheinbar planloſe Gang durch die Natur wird ihm Bildungsmittel für den eignen Geiſt. Das iſt der innere Vorgang, der immer und immer wiederkehrt in Schaumbergers Leben; es iſt derſelbe Kreislauf der Eindrücke und ihrer Wirkungen, den er auch im Seelenleben ſeines Fritz Reinhardt dargeſtellt hat.

Am letzten Tage ſeiner erſten Schulferien, am 18. Mai, warf der junge Lehrer einen Blick auf den vollendeten erſten Abſchnitt ſeiner Thätigkeit. Zuerſt fragte er ſich: Bin ich meinem Ziele näher gerückt? Er glaubte darauf mit: Ja! antworten zu können, wenn ihm auch das Maß des Erreichten noch ein zu geringes war. Namentlich in bibliſcher Geſchichte, im Anſchauungsunterrichte, im Leſen und Schreiben fand er ſeine Kinder zurückgeblieben. Noch mehr Sorge machte ihm die Wahrnehmung, daß zwiſchen ihm und ſeinen Kindern das rechte Verhältnis noch nicht eingetreten ſei. Nun fragte er ſich weiter: Woran liegt es, daß ich nicht recht vorwärts komme? Er fand den Grund im Mangel einer richtigen Methode, ſodann auch darin, daß die Klaſſe IIIa ſehr zurückgeblieben war, als er ſie übernahm. Am meiſten Mühe und Sorge machte ihm die Disziplin, weniger der Kinder, als der Eltern wegen. Es kam ſchon zu traurigen Auftritten. Eine Frau, die ſich unangemeſſen betrug, mußte er verklagen. Seine Hitze hatte ihn in dieſer Hinſicht doch wohl zuweilen übermannt, obſchon er redlich dagegen ankämpfte. Er erkannte in dieſem raſchen Aufwallen immer mehr eine ſehr gefährliche Klippe für ſeine ganze Wirkſamkeit. Auf die dritte Frage: Wodurch kann ich dem abhelfen? hatte er keine Antwort. Er ſchrieb: „Wer wollte dieſe Frage beantworten? Würden da nicht alle Rätſel gelöſt?“

Kein Menſch wird es dem jungen Lehrer verdenken, wenn er nach der angeſtrengten dreijährigen Arbeitszeit im Seminar, nach den Aufregungen des Examens, in der erſten Zeit ſeines Lehrerlebens die freien Nachmittage und Abende ganz ſeiner Erholung widmete. Vom ſanitären Standpunkte aus iſt das

ſogar geboten. Jeder, der ein größeres Examen beſtand, gönnt ſich dieſe Ausſpannung, und nur einem Miſanthropen könnte es einfallen, daraus ein Verdammungsurteil abzuleiten. Schaumberger rechnete ſich das bequemere Leben aber doch als Fehler an und fand darin zum Teil den Grund ſeiner Mißerfolge.

Hart genug klagte er ſich ſelbſt an: „Es iſt eine alte Geſchichte, und doch bleibt ſie ewig neu: daß man nämlich immer viel arbeiten will und doch nie dazu kommt. Der ſchöne Monat Mai iſt nun vergangen, und es iſt nichts gethan worden! Suche ich die Gründe auf, die mich verhinderten, etwas für mich zu arbeiten, ſo habe ich dieſe nirgends als in meiner Trägheit und — in den Kegelbahnen zu ſuchen.“ Wenn man das ganze Leben Schaumbergers überſchaut und den Rieſenfleiß bewundert, mit dem er ſtudiert, gelehrt und dichteriſch geſchaffen hat, den Rieſenfleiß, dem er ſeine Geſundheit zum Opfer brachte, ſo klingen dieſe Selbſtanklagen, die ſich auf die langen Erfahrungen von — acht Wochen gründen, geradezu komiſch. Seine Natur ſcheint übrigens ſchon dazumal nicht viel vertragen zu haben, denn „das fröhliche, nutzloſe Treiben rächte ſich allemal bitter durch eine Abſpannung aller Kräfte, welche ihn zu ernſter Arbeit untauglich machte.“ Schaumberger hielt denn auch dieſes müßige Leben nicht lange aus: er lernte bald ſeine freie Zeit gut einteilen und in edlerer Beſchäftigung Erholung von der Amtsarbeit ſuchen. Er fing an, die Klaſſiker zu ſtudieren, beſonders Schiller. Schon am 24. Juni ſchrieb er davon, „welch' großes Glück es für ihn ſei, daß Schiller ſeine Kräfte wieder auf ein ideales Streben gelenkt und ihn durch ſeine erhabeneu Gedanken mehr vom Irdiſchen entfernt habe.“ Wie ſelbſtändig er aber ſchon jetzt die Anregungen des gewaltigen Geiſteshelden erfaßte, beweiſt folgende Andeutung. Als er am 24. Juni mit ſeinem kleinen Knabenhäufchen nach dem Turnplatze marſchierte, ſchoß ihm auf einmal ein Gedanke durch den Kopf, der jedenfalls durch die Lektüre Schillers angeregt worden war und ihn lange beſchäftigte: „Wenn die Menſchheit ihr Ziel erreichen ſoll, muß ſie dann nicht ebenſogut Idealen

nachſtreben, nicht ebenſo ideal werden wie Schiller? Und wenn es dereinſt ſoweit kommen ſollte, würden wir da nicht Schiller gleichſtehen? Darnach wäre er alſo (abgeſehen von ſeiner Wirkſamkeit für unſere Litteratur) nicht mehr ein ungeheurer Geiſt, nicht mehr ein Genie, ſondern nur ein ſeiner Zeit, ihren Anſchauungen, ihrem ganzen Sein vorausgeeiltes Weſen, wäre dann das Vorbild für eine künftige Generation, die, wenn ſie Schillers geiſtige Höhe erreicht hat, nicht mehr ſeine Größe bewundern wird, ſondern nur den Umſtand, wie es ihm in der damaligen Zeit ſchon möglich war, ſich ſoweit über ſeine Zeitgenoſſen zu erheben. Ein Genie wäre denn weiter nichts als ein ſeiner Zeit vorausgeeilter Menſch. Wie iſt es mit Luther, Plato, Sokrates? Wie verhalten ſich aber die Künſtler dazu, deren tauſendjährige Werke heute noch nicht erreicht wurden?“

Als er das niedergeſchrieben hatte, erſchrak er ſelbſt über dieſe Konſequenz ſeines Denkens. Er ſetzte hinzu: „Freilich werde ich mich wohl hüten, dieſen Satz ſo jemanden leſen zu laſſen, aber er ſoll mich immer zum Nachdenken anſpornen.“

Am 16. Juli warf Schaumberger abermals einen Blick zurück auf ſeine pädagogiſche Wirkſamkeit. Wieder fragte er ſich: „Bin ich in meinem Berufe ſo thätig geweſen, als ich ſollte? Habe ich mit Ernſt, Eifer und Liebe gearbeitet?“ Er konnte ſich bereits antworten: Ja! Aber immer noch hatte er den einen großen und ſchweren Fehler zu überwinden: ſeine Hitze. Er ſah ein, daß er ſich dadurch nicht nur viele Ungelegenheiten mit den Eltern zuzog, ſondern auch ſich und den Kindern alle Luſt am Arbeiten verdarb, daß er die Kinder gradezu verſchüchterte. Rührend iſt es, wie ſich die Mißſtimmung ſeines Geiſtes in dem gewiß von Herzen kommenden Gebete löſte: „O, Du Allmächtiger, gieb mir Kraft, mich ſelbſt zu beherrſchen und zu bezähmen! Du weißt es, wie redlich ich ſchon gerungen habe, um dieſen Fehler abzulegen — o, laß es mir endlich gelingen!“

Um dieſe Zeit ſchrieb Schaumberger in ſeinem Tagebuche von inneren Kämpfen, die ihm für ſein ganzes künftiges Han-

deln von Nutzen werden ſollten.“ Damit ſcheint er hinzudeuten auf eine Neigung, die damals ſein Herzensleben beherrſchte und deren Reſiduum in zwei am 5. Juli 1864 verfaßten, im 9. Bande der „Geſammelten Werke“ unter Nr. 6 u. 7 abgedruckten Gedichten niedergelegt iſt. In dem erſten ſeufzt er „einer Ungetreuen“ nach, das andre ſingt von neuer Hoffnung.

Eine anderweite Andeutung jener Herzenskämpfe liegt in der Niederſchrift vom 17. Juli: „Wenn es nicht gar zu albern wäre, ſo möchte ich mit Heine ausrufen: ‚Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten, daß ich ſo traurig bin!‘ — Ein unbeſtimmtes, wehmütiges Gefühl, dem ich weder Namen noch Ausdruck geben kann, durchzittert mein Gemüt und macht mich weich, ja empfindſam. Was iſt es, das mir fehlt? Wornach geht dieſe Sehnſucht, dieſes Hangen und Bangen? Wird mein Herz nie zur Ruhe kommen?“

An demſelben Tage wurde dem jungen Lehrer eine große Genugthuung zuteil. Er war nach Weißenbrunn gegangen, um der dortigen Kirchenviſitation beizuwohnen. Hier fragte ihn ſein Ephorus, wie es ihm in Einberg gefalle. Auf Schaumbergers Achſelzucken meinte er: „Ich weiß es, Sie haben viel zu kämpfen mit der üblen Meinung mancher Leute. Aber laſſen Sie es nur gut ſein; wenn es gar nicht anders werden will, ſo kommen Sie zu mir. Dazu ſind Sie mir doch zu lieb, als daß ich Sie in einer ſolchen Stellung laſſen ſollte. Die Leute ſollten froh ſein, daß ſie einen tüchtigen Lehrer haben!“ u. ſ. w.

Drei Wochen ſpäter, am 10. Auguſt 1864, dichtete Schaumberger das empfindungsſchöne, wenn auch nicht formvollendete Gedicht: „Das arme Kind.“ Es paßt in ſeiner wehmütigen Stimmung recht wohl in die ganze damalige Seelenlage des jungen Mannes. Daß dieſer melancholiſche Anflug fortdauerte, beweiſt eine weitere Stelle aus dem Tagebuche. Am 27. Auguſt ſchrieb Schaumberger: „Obgleich ich mich eigentlich freue, daß die ernſte Arbeit wieder beginnt, ſo durchzittert mich doch aufs neue ſo ein dumpfes, wehmütiges Gefühl.

Ich glaube gefunden zu haben, was es ist. Es ist nichts anderes als — Heimweh! Sich zu sehnen nach etwas, das gar nicht existiert, nach einem Phantom! Aber an mir allein liegt die Schuld wahrlich nicht. Ich kann nun einmal in Einberg nicht gewohnen; es widert mich an; alles kommt mir so fade und kalt vor. Gott besser's!"

Am 5. September unterlag er wieder einer andern Stimmung und Ansicht. Er nahm abermals alle Schuld auf sich: „Endlich habe ich gefunden, warum ich immer in einer so jämmerlichen, weinerlichen Stimmung war, die doch eine wahre Schande für einen jungen Mann ist. Erstens wirkte ich nicht bewußt in meiner Schule, mit andern Worten: ich präparierte mich nicht genau genug, und dann verfiel ich in meinen zweiten Fehler: daß ich nämlich wegen des öfteren Mißlingens ärgerlich und reizbar war und nicht mehr mit Liebe und Freude an mein Amt ging. Drittens wollte es auch gar nicht mit meiner Fortbildung vorwärts. Das sind alles Gründe, von denen jeder einzelne hingereicht hätte, mich zu verstimmen."

Die Wahrheit wird, wie überall, in der Mitte liegen: die Zurückgebliebenheit der Kinder, Schaumbergers Hitze und das dadurch hervorgerufene Mißtrauen der Einberger waren wohl die vereinten Ursachen seiner nicht immer erquicklichen Stellung.

Gut war es für den jungen Lehrer, daß er sich von den mancherlei Verstimmungen freizumachen suchte durch Naturgenuß. Von seiner Seminarzeit her war ihm das Wandern eine Lust; er war gewohnt, draußen in der freien Gotteswelt „die Seele rein zu baden vom Staube des Alltags." Auf solchen Erholungsreisen fand sein Geist rasch die alte Spannkraft wieder. Und wenn er noch so müde und matt hinausging in die Ferne, neu gestärkt und neu ermutigt zu weiterem redlichen Arbeiten kehrte er in seine Schule zurück, die ihm doch trotzdem und alledem die liebste Heimat seines Geistes war.

Den ersten größeren Ausflug unternahm Schaumberger mit zwei Kollegen am Himmelsfahrtstage 1864. Vierzehnheiligen war als Wanderziel gewählt worden. Die drei jungen

Männer ſchienen gut zu einander zu paſſen; „ſie hatten unterwegs ſehr viel Spaß und kamen aus dem Lachen gar nicht heraus.“

In den Sommerferien 1864 wählte Schaumberger Würzburg als Reiſeziel. In Bamberg beſuchte er den Michaelsberg mit ſeinen Sehenswürdigkeiten; im altehrwürdigen Dome wohnte er dem Gottesdienſte bei. Es ſcheint ihm auf dieſer Sommerfahrt ſonſt nichts Außerordentliches begegnet zu ſein. Nur am Schluſſe ſeines Reiſejournals machte er die etwas myſteriöſe Bemerkung: „In Rottendorf zwiſchen Blumen eine duftige Roſe geſehen.“ Daß er damit eine Menſchenblume meint, beweiſt die unmittelbar dahinter niedergeſchriebene Strophe:

„Was ſchimmert dort auf dem Altan ſo ſchön,
Wenn am Himmel ſchon die Sternlein aufgeh'n?
Es iſt ein Mädchen, ſtill und mild,
Aus Himmelshöhen ein Engelsbild!“

Je mehr ſich die Natur ihres Schmuckes entkleidete, deſto weniger kam für Schaumberger die Veranlaſſung, draußen herumzuſchweifen. Der Herbſt mit ſeinen Stürmen ſcheuchte auch ihn mehr in den Bezirk der Häuslichkeit zurück. Damit aber war die beſte Gelegenheit gegeben, privatim zu arbeiten. Wie genau Schaumberger es mit ſeiner Fortbildung nahm in dieſen ſtillen Studierſtunden, beweiſen handſchriftliche Aufzeichnungen aus jener Zeit. Zunächſt galten ſeine Privatarbeiten der Schule. Die erſten Notizen, Gedankenſpäne, Ausarbeitungen ꝛc. ſind pädagogiſchen Inhalts. Er legte ſich ein Heft an mit dem Titel: „Allgemeine Pädagogik“ und trug in dasſelbe alles ein, was ihm durch Lektüre zugeführt wurde. Sehr gründlich nahm er z. B. Jean Pauls herrliche „Levana“ durch. Am Schluſſe ſeiner darauf bezüglichen Exzerpte gab er eine Kritik, worin er unter anderm ſagt: „Die Levana muß für jeden Lehrer von größtem Nutzen ſein, weil aus dieſem Buche der Geiſt der wahren Liebe für Kinder, der Geiſt der wahren Religioſität weht und weil ſie, ſyſtemlos, ungezwungen fortſchreitend, den ohnedies ſehr zu Syſtemen ge-

neigten Geiſt des Lehrers wieder frei macht, weil ſie frei iſt von dem trocknen Ton, wie er in ähnlichen Werken herrſcht.“

In dieſer Zeit zog aufs neue die Liebe ein in Schaumbergers Herz. Er lernte ein Mädchen kennen, in welchem er ſein zweites, ſchöneres Ich zu finden glaubte. Die Entſtehung dieſer Liebe deuten zwei Gedichtfragmente an, die ſich jeder Leſer ſelbſt ergänzen kann.

Im Notizbuche Schaumbergers ſteht:

Liebe, Dich kannt' ich nicht mehr!
O, wie öd' war mein Herz und wie leer,
Und nur die Schmerzen kannt' ich noch!
Ich ſah Dich!
— — — — — —

Segnend bricht durch Wolkenſchichten
Sich die junge Sonne Bahn,
Und die dichten Nebelmaſſen
Haucht ſie noch mit Purpur an.
So war's auch in meinem Herzen!
— — — — — —

Zum Geburtstage der Geliebten dichtete Schaumberger den Glückwunſch, der im 9. Bande der „Geſammelten Werke“ unter Nr. 9 abgedruckt iſt. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er die Strophen ſelbſt verfaßte. Verſchiedene Anfänge und Varianten dazu finden ſich in ſeinem Notizbuche. Schaumberger äußerte ſich ſpäter ſehr geringſchätzig über dieſe Verſe; er erklärte dieſelben rundweg „für gereimte Proſa.“

Am 15. März 1865 warf Schaumberger in ſeinem Tagebuche einen Blick auf das verfloſſene Halbjahr zurück. Er bekannte: „Ich bin ein andrer Menſch geworden, anders nach innen und außen. Ruhiger und klarer, lichter und freundlicher ſieht es jetzt in meiner Bruſt aus; ich arbeite, ſoviel ich vermag, und dies giebt mir Ruhe und Zufriedenheit, Dinge, deren Fehlen mich vorigen Sommer ſo entſetzlich unglücklich machte. Ich habe redlich geſtrebt, auch meine Bildung zu vervollkommnen, meinen Idealen näher zu rücken. Ob es geglückt, möge die Zukunft lehren. Auch jenes Heimweh, von dem die vorigen Blätter zeugen, iſt gewichen. Ich habe ge-

funden, was mir fehlte, oder glaube wenigſtens, es gefunden zu haben: ein Liebchen! Aber ob es ein Herz iſt, das mich verſteht, darüber bin ich mir noch nicht im Klaren; hoffen will ich das Beſte! Aber eins iſt ſicher, ich habe einen Freund mehr, einen treuen, echten, in der Wolle gefärbten Freund, an den ich mich in Freud' und Leid halten kann."

Am 19. April 1865, als er in Schalkau weilte, ſandte er der Geliebten ein ſehnſuchtsvolles Wort zu:

„Ach, fern von Dir denk' ich doch Dein
Und ſeufze ſtets: O, wärſt Du mein!
In Ummerſtadt hab' ich Deiner gedacht,
Auf Heldburg Dir ein Glas gebracht.
Oft hab' ich auch nach * geblickt
Und Dir viel Grüße und Küſſe geſchickt!"

Gegen dieſe Verſe hebt ſich der proſaiſche Nachſatz ſehr ernüchternd ab:

„Doch hör', was treffen für Klänge mein Ohr?
Was neckt mich für ein lieblicher Traum?
Wo bin ich? — — In Schalkau!!"

Daß Schaumberger in ſeiner Liebe ſich eine Zeit lang wirklich glücklich fühlte, ſcheint aus den ſchwärmeriſchen Worten hervorzugehen, die er am 29. April 1865 in ſein Notizbuch ſchrieb: „Wenn ſich zwei Herzen gefunden, ſich Treue gelobt haben, ſo iſt der heiligſte, ſchönſte Augenblick ihres Lebens gekommen, der nie wiederkehrt. Der Ort iſt geweiht. Die Engel tragen's empor zu den Sternen. Glücklich, wer ſolchen Augenblick durchlebt! In allen Nöten und Sorgen ſoll er eilen an dieſen Ort, ſich erinnern an ſein Glück. Dies wird ihn ſtärken und bewahren. Der Ort iſt ihm ein Tempel und der Augenblick die Krone des Lebens."

Weniger glückverkündend klingt die Strophe, die unmittelbar darauf folgt:

„Die Wogen rollen, es brauſt das Meer,
Es ſchwankt das Schifflein wohl hin und her,
Es droht dem Schiffer Verderben.
Rings ſtarren Klippen empor aus dem Grund
Und Rabennacht decket das weite Rund —
Der Schiffer denkt ans Sterben!"

Ob dieſe tragiſchen Zeilen ein Bild ſeines Seelenzuſtandes oder nur eine poetiſche Federprobe ſind, läßt ſich nicht entſcheiden. Früher oder ſpäter trat doch ein Bruch zwiſchen den Liebenden ein. Das Tagebuch giebt über die fernere Entwicklung des Verhältniſſes keinen Aufſchluß. Erſt ein Jahr ſpäter ſetzte Schaumberger ſeine Aufzeichnungen weiter fort. Den Abſchluß des Liebesverhältniſſes giebt er ſelbſt in dem ehrlichen Bekenntniſſe, das er dort niederlegte. Dasſelbe iſt ſo charakteriſtiſch für den Schaumberger von damals, daß wir die Worte in ihrer urſprünglichen Faſſung wiedergeben. Er ſchrieb am 4. Februar 1866:

„Wie manche ſelige Freude, wie mancher bittre Schmerz, wie manche erſtorbene Hoffnung, wie manches mißlungene Streben iſt begraben zwiſchen heute und vorigem Jahr. Ich habe geliebt — und die Liebe iſt geſtorben! Gutes Mädchen, Du biſt unſchuldig an meiner Täuſchung! Du gabſt Dich immer, wie Du warſt; nur ich war blind und ſah und hörte nicht. Hätteſt Du Dich verſtellen können, es wäre Dir leicht geworden, mich und Dich namenlos unglücklich zu machen. Doch ein guter Engel hat auch mir zu rechter Zeit die Augen geöffnet, daß ich mich und Dich recht erkannte. Der poetiſche Zug meines Herzens, der mich, ich ahne es, noch oft, oft unglücklich machen wird, war Dir unverſtändlich! Das Ringen nach den höchſten Gütern, nach Bildung, nach Wahrheit, war Dir fremd, und verwundert lächelnd ſahſt Du mir ſtaunend ins Auge, wenn ich Dich einen Blick werfen ließ in meine Bruſt, wenn ich Dir den Himmel und die Hölle, die ſie birgt, enthüllte. Und wie oft verwunderte Dich nicht die Zerriſſenheit meiner Seele! Und wie fragend ſahſt Du mich an, wenn ich Dir Vorwürfe machte, daß Du — Du ſelbſt warſt und Dich nicht ſo entfalteteſt, wie ich es heute wünſchte und wie ich es Dir morgen zum Vorwurfe würde gemacht haben! Habe Dank für die ſchönen Stunden, die ich an Deiner Seite verträumte! Aber habe auch Dank, Du gutes, treues Weſen, daß Du in richtiger Würdigung Deiner ſelbſt und meines Weſens ein Band gelöſt, welches mir ſchon ſchmerzlich

in die Seele einſchnitt! Ja, unſre Trennung war eine Notwendigkeit! Und doch will mein Herz weich werden, wenn ich mich in Deine tiefen, geheimnisvollen Augen zurückverſenke. Sollte ein Wahn mich bethört und mich Dir entfremdet haben?“

Hier klingen Töne an, wie wir ſie in ſolcher Tiefe und Innigkeit noch nicht aus dem Munde des jungen Mannes hörten. Höchſt merkwürdig iſt die Wahrnehmung, wie mitten im Genuſſe des Glückes der Zweifel aufs neue ſich regt. Auf der Höhe ſeiner Empfindungen fragt ſich der Jüngling: Iſt das auch das wahre Glück? Giebt es nicht vielleicht ein höheres, beſſeres? Werde ich auch dies erlangen?

So treibt ihn ein geheimnisvoller innerer Drang unbefriedigt von dem Einen bis zum Andern, bis er endlich da angelangt iſt, wo ihn ſeine providentielle Beſtimmung hindrängen will: bis er anfängt zu dichten, bis er Frauenliebe in einer Reinheit und Größe kennen lernt, wie er es vorher wohl ahnte, aber nicht erlebte.

Auch die Freundſchaft, von der Schaumberger im März 1865 ſo begeiſtert redete, hielt nicht vor. Wohl war der Freund gut und treu, aber das Einverſtändnis der Seelen war ein Wahn. Die proſaiſche Lebensanſchauung des Freundes war Schaumberger unerträglich. Unſer Sanguiniker, der wieder einmal Schiffbruch mit ſeinen Gefühlen erlitten, rief ſchmerzvoll aus: „Armes Herz! Wann findeſt Du ein Plätzchen, wo Du ausruhen kannſt von des Lebens Sorgen und Mühen?“ Und immer wieder kam die alte Klage: „Ach, jenes geheimnisvolle Etwas in meinem Herzen, das mich ruhelos umhertreibt, das nach Geſtalt und Form ringt, iſt es Poeſie oder was ſonſt?“

Hier ſcheint ihm zuerſt aufzudämmern, daß nicht Heimweh, nicht Liebesſehnſucht das treibende Agens ſeines Seelenlebens iſt, ſondern der dunkle, jetzt noch inſtinktive Drang, dichteriſch zu produzieren. Wir werden ſehen, wie er bald dieſem Drange folgte und ſein erſtes Werk, eine Miſchung von Dichtung und philoſophiſcher Reflexion, niederſchrieb. Die bisher noch ſchweifenden und irrenden Hauptkräfte ſeiner Seele begannen ſich allmählich zu konſolidieren und vom gefundenen

Mittelpunkte aus zu wirken, wenn es auch noch großer und tief einſchneidender, ja ſchrecklicher Erlebniſſe, der gewaltigſten Seelenerſchütterungen und eines vollſtändigen Umſturzes aller äußeren Verhältniſſe bedurfte, ehe aus dem Lehrer Schaumberger der Poet geboren wurde.

Die vielfach unbefriedigenden Verhältniſſe in Einberg, die ihn dort nicht „gewohnen“ ließen, trieben ihn oft wieder in die geliebte Heimat zurück. An Sonnabenden nahm er oft den Wanderſtab, um über die herrliche Roſenau nach dem ſchönen Weißenbrunn zu gehen. Der landſchaftliche Zauber der Gegend nahm ihn immer und immer wieder gefangen. Wie er ſchon in der Examenarbeit von Oſtern 1863: „Meine Heimat“ dieſelbe zu ſchildern ſuchte, ſo gab er ſeinen Gefühlen ſpäter wiederholt Ausdruck, ſo auch in einem Fragment, das er dem Notizbuche einverleibte. Wie warm und innig empfunden klingt doch das: „Sei mir gegrüßt, Du freundlicher Ort zu meinen Füßen, in dem ich meine ſelige Kindheit verträumte! Sei mir gegrüßt, denn Du erinnerſt mich ja an das, was ich war, und an das, was ich bin! Sei mir doppelt gegrüßt, weil ich jetzt, nachdem ich Mann geworden bin, Dich mit ruhiger Freudigkeit betrachten kann, ohne daß mich eine bange, unnennbare Sehnſucht forttreibt in die Ferne, wie es mir in den Jünglingsjahren erging, weil ich mich jetzt meiner Kinderjahre und ihrer unbewußten Freuden mit einer heiligen Wehmut, aber ohne Schmerz und, ohne ſie zurückzuwünſchen, erinnern kann.“

Daß er mit den alten Heimatgenoſſen noch in dem früheren heiteren, auf Humor und Schalkereien ausgehenden Verkehr ſtand, beweiſt ein ſcherzhaftes, jedenfalls aber ganz ernſt genommenes Schriftſtück folgenden Inhalts:

„Zwiſchen dem Weißenbrunner Chor einerſeits und dem Heinrich Schaumberger andrerſeits wurde folgender Vertrag geſchloſſen:

§ 1.

Das Weißenbrunner Chor verpflichtet ſich, auf der Hochzeit des H. Schaumberger mit vollem Chor und unentgeltlich Muſik zu machen.

§ 2.

Heinrich Schaumberger verpflichtet ſich, das Chor mit Eſſen und Trinken, kurz allem, was zur Leibesnahrung und Notdurft gehört, zu verſorgen.

Mittelberg, den 24. September 1864.

Heinrich Schaumberger,
Johannes Hauck,
Joh. Ebert.

Im Hinblicke auf die „Bergheimer Muſikantengeſchichten“, in denen Schaumberger dem Weißenbrunner Chore ein bleibendes Denkmal ſetzte, iſt dieſes kleine Intermezzo nicht unwichtig; andrerſeits ergiebt ſich daraus, daß Schaumberger ſein letztes Verhältnis durchaus ernſt auffaßte und ſich mit Heirats-, ja ſchon mit Hochzeitsgedanken trug.

Dem Anfange des Jahres 1865 gehört auch ein ſcherzhaftes Geburtstagsgedicht in Knittelverſen an, das vielleicht an einen Weißenbrunner Freund gerichtet war. Wir teilen daraus bloß den humoriſtiſchen Paſſus mit:

„Zigarren mahnen Dich daran,
Daß auch das Leid nicht fehlen kann,
Weil, wenn Du die Zigarren rauchſt,
Du gar kein anders Leiden brauchſt!“

Über das Jahr 1865 fließen die Nachrichten nur ſpärlich. Im Sommer unternahm Schaumberger mit zwei Freunden eine Reiſe in die fränkiſche Schweiz, die ihm viel Vergnügen gewährte.

Schaumbergers pädagogiſche Studien fielen noch in das Jahr 1864. Im nächſten Jahre ſetzte er dieſe Studien wohl noch fort, zugleich wandte er ſich aber einem ganz anderen Felde zu, das bald ſeine ganze Seele gefangen nahm: der ſchönen Litteratur.

War das zu verwundern? Schon im Seminar hatte er ſich mit deutſcher Litteratur beſchäftigt. Schiller, Goethe und ſpätere Dichter waren ihm bereits einigermaßen bekannt. Die Vorliebe für Litteratur, einmal geweckt, war geblieben und ſuchte

nur nach Zeit, ſich weiter zu bethätigen. Litteraturſtudien ſind ja für den jungen Volksſchullehrer die naturgemäßeſten. Nichts anderes kommt dem Bildungsbedürfniſſe eines jungen Pädagogen bequemer, einladender, anmutiger entgegen, als die ſchöne Litteratur. Sie kann neben der Muſik ſo recht die Geſellſchafterin in einſamen Stunden, die Tröſterin in widerwärtigen Erlebniſſen, mit einem Worte: die ſtete Begleiterin des Alltags ſein. Allerlei Geiſter finden ſich hier: ſolche, die nicht zu weit von uns abſtehen, und ſolche, deren Haupt in die Wolken ragt. Jene reichen uns einfache Gaben, dieſe ſchütten aus reichem Füllhorne koſtbare Schätze an Gold und Edelſteinen über uns aus. Alle aber, ſeien ſie die Letzten oder die Erſten im Reiche der Poeſie, rufen uns ein freundliches Willkommen zu, fragen nicht nach akademiſchem Bürgerrecht, nicht nach Doktordiplom und Prüfungszeugnis. Einen offnen Sinn, ein warmes Herz, einen hellen, friſchen Verſtand: mehr braucht der Jüngling nicht mitzubringen zu den ſtillen Geiſtesfluren, wo die Schönheit und die Wahrheit wohnt.

Heinrich Schaumberger brachte alles das mit. Es iſt gar nicht zu verwundern, daß er neben der Muſik gerade auf die Litteratur kam. In ihm, dem originellen, reichbegabten Geiſte, rief und rang ſo vieles nach Befreiung, was nur hier, in dieſem vielſeitigſten aller Geiſtesgebiete, Löſung finden konnte. Die tauſend und abertauſend Fragen, die in ſeiner Seele, wie in der jedes hochſtrebenden Jünglings, aufklangen, ſuchten hier nicht erfolglos nach Antwort. Dieſes ſtille Fragen und Antwortgeben, eine fortgeſetzte Schule, wir nennen es: Selbſtbildung. Von Schaumbergers Selbſtbildung reden wir, wenn wir den Andeutungen über ſein Litteraturſtudium nachgehen.

Daß Schaumberger bei ſeinen Litteraturſtudien ähnlichen Erwägungen folgte, beweiſt eine Stelle aus ſeinem Notizbuch: „Der Lehrer hat viel zu thun. Soll er alles auf einmal oder ein Fach erſt ganz durcharbeiten? Soll er mehr als Menſch oder als Lehrer arbeiten? Beides geht Hand in Hand. Was dem Menſchen forthilft, kommt auch dem Lehrer zu gute. Was ſoll der Menſch treiben? Zur Fortbildung gehört Poeſie.“

Drei bedeutende Litteraturwerke beſchäftigten ihn in der zweiten Hälfte des Jahres 1865: Goethes „Hermann und Dorothea“, Gutzkows „Ritter vom Geiſt“ und Mendelsſohns „Phädon.“ In ausführlichen Betrachtungen, die er nach beendeter Lektüre niederſchrieb, ſuchte er ſich über die erhaltenen Eindrücke klar zu werden. Am 3. Auguſt 1865 hatte er die Lektüre von „Hermann und Dorothea“ beendet; in wenigen kernigen Worten ſchrieb er eine Charakteriſtik der Hauptperſonen nieder. Weit ausführlicher ſprach er ſich am 26. Oktober über die „Ritter vom Geiſt“ aus. Er freute ſich „der wunderbar klar und durchſichtig gehaltenen Charakterzeichnung, des Geiſtes der Milde, Schonung und Liebe, der einfachen und doch ſo ſpannenden Darſtellung, der erhabenen, herrlichen, tiefgedachten Reden,“ tadelte aber doch auch „die allzukünſtliche Verwicklung“ und vermißte eine ideale Auffaſſung der Stellung der Frau. Er ſchrieb: „Gutzkow hat wohl ideale Frauen gezeichnet, aber die Frau fehlt.“

Im Hinblick auf die ſpätere eigne Dichterthätigkeit Schaumbergers und die treffliche Art, wie gerade er deutſche Frauengeſtalten zu zeichnen verſtand, iſt dieſe Ausſtellung intereſſant. Die Grundanſchauung vom deutſchen Weibe, die er ſpäter ſo herrlich ausgeſtaltete in ſeiner Anna, Helene, Margelies, in Mariele, Auguſte, Dorle, Bärble, Roſine, in der Schulbäuerin, der Lichtenkunnel, in Evebärble und Karoline, lag ſchon damals in ihm und ließ ihn nicht zu voller Befriedigung an dem Romane Gutzkows kommen, den er ſonſt nach allen ſeinen Qualitäten würdigte. Wir ſehen, Schaumberger las bereits mit kritiſchem Blicke. Vielleicht mochte bei der Lektüre ſchon manches in ſeiner Seele aufwachen an eignen Kräften, vielleicht mochte ihm ſchon jetzt manchmal der Gedanke kommen: Könnteſt Du nicht auch ſo etwas ſchreiben, nicht auch das im Worte feſtzuhalten ſuchen, was Dir durch die Gedanken geht?

Eine ausführliche Betrachtung widmete Schaumberger am 4. November dem „Phädon.“ Er fand darin einen wahrhaften Reichtum von tiefen und klaren Gedanken; nach ſeiner Anſicht muß das bedeutende Buch manchem Zweifler durch ſeine überzeugenden Vernunftſchlüſſe den herrlichen Glauben an die

Unſterblichkeit gerettet haben. Für alle die, „die ſich nicht überwinden können, die Seele als ein Reſultat chemiſcher Verbindungen und räumlicher Bewegungen der Materie anzuſehen,“ wird es nach Schaumbergers Meinung immer eine rechte Quelle des Troſtes und der Beruhigung ſein.

Die Lektüre des „Phädon“ regte den jungen Lehrer nicht blos zu eignen Gedanken, ſondern auch zum Niederſchreiben derſelben, alſo zum Selbſtſchaffen, an. Vier Wochen nach beendeter Lectüre, am 1. Dezember 1865, begann er den ſchönen, gedankenreichen Dialog: „Über die Unſterblichkeit und das Daſein Gottes,“ deſſen wir ſchon im vorigen Kapitel gedachten. Nach zwei Monaten, am 5. Februar 1866, war er mit dieſer erſten größeren Arbeit, die 93 Seiten umfaßt, zu Ende. Viele Ausführungen darin ſind wohl im Geiſte Mendelsſohns gehalten, wenn nicht direkt durch ihn angeregt, indes immer ſelbſtſtändig konzipiert. Mit dieſem Dialog, deſſen Titel urſprünglich lautete: „Mein Glaube an die Unſterblichkeit und Gott“ — wäre denn Schaumbergers erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch nachgewieſen. Die halb poetiſche, halb philoſophiſche Arbeit iſt ſo gehaltvoll, daß ſie recht wohl eines nachträglichen Abdruckes wert erſcheint.

In den letzten Oktobertagen des Jahres 1865 beſtand Schaumberger ſeine Staatsprüfung. Dieſelbe fiel gleich befriedigend wie das Abgangsexamen aus und trug ihm wieder die Zenſur ein: „gut mit Lob.“

Die Arbeit zu dieſem Staatsexamen, die Schaumberger am 15. Juli auszuarbeiten begann, behandelt auf 32 Seiten das Thema:

„Wie kann auch der Lehrer dazu beitragen, daß der natürliche Frohſinn der Jugend erhalten und als Heiterkeit des Gemüts eine bleibende Eigenſchaft der Seele werde?“

Ein bedeutender Fortſchritt gegen ſeine erſte Examenarbeit iſt darin unverkennbar; man trifft mehr ſelbſtſtändige Gedanken, man ſtößt auf Anſchauungen, welche davon Zeugnis ablegen, daß der junge Lehrer mit hellem Auge und durchdringendem Geiſte wichtige Erziehungsfragen ſtudiert hat. In einem ſpäteren Kapitel kommen wir darauf zurück.

Das Jahr 1866, Epoche machend in Deutſchlands Geſchichte, wurde auch für Schaumbergers Leben von maßgebendem Einfluſſe.

In mehrfacher Hinſicht bezeichnet es in ſeiner inneren Geſchichte einen Wendepunkt. Die politiſchen Vorgänge dieſes Jahres ließen ihn allerdings ziemlich ruhig; für ſein perſönliches Verhältnis lag darin nichts Beunruhigendes. Ihn rief die Kriegstrompete nicht zu den Fahnen. Vom 21. Mai 1863 her hatte er einen Freiſchein in der Taſche, welcher ihn „von der Leiſtung des Militärdienſtes als unfähig ausſchloß.“ Während draußen die Kriegsfurie über Deutſchlands Gauen brauſte, „während auf Böhmens blutgetränkten Schlachtfeldern alte, verrottete Zuſtände endgiltig umſtürzten und der Grund zur neuen deutſchen Einheit gelegt wurde,“ konnte er nach der Schularbeit friedlichen Beſchäftigungen obliegen. Daß er die Vorgänge des großen Jahres nicht teilnahmlos miterlebte, beweiſt eine Stelle am Schluſſe von „Fritz Reinhardt.“ Wie Reinhardt iſt auch wohl Schaumberger damals zu einem ihm früher völlig fremden, lebendigen Verſtändniſſe der Geſchichte gelangt, iſt er politiſch reif und mündig geworden. Eine neue Zeit ſah auch er anbrechen für unſer Vaterland, ein friſches fröhliches Leben ſah er in der Nation ſich regen. Die nationale Geſchichte war ihm bisher als ein Klaggeſang erſchienen, für die Mitteldeutſchen beſonders ward ſie in ſeinen Augen zum beſchämenden Gericht. Nun die Deutſchen einmal wieder ſelbſt „Geſchichte machten,“ ſchien ſie ihm auch für die Volksſchule neu errungen. „Mit ihr und durch ſie hat ja der Lehrer ein Bildungsmittel gewonnen, das nicht hoch genug gerühmt werden kann.“

Dieſe hochpatriotiſche Geſinnung war wohl vorbereitet durch die Litteraturſtudien, denen ſich Schaumberger ſeit Anfang des Jahres hingegeben. Schon im Februar und Mai hatte er begonnen, den erlauchten, hohen Geiſt zu ſtudieren, der wie kein andrer deutſcher Dichter zur Vaterlandsliebe erzieht: unſern Schiller. Der Sommer lockte ihn mehr ins Freie; erſt im Herbſt und Winter kehrte er aufs neue zu ſeinen ſtillen

Studien zurück; im März und April des folgenden Jahres ſchloß er dieſelben ab.

Wie gewiſſenhaft Schaumberger dabei zu Werke ging, bezeugen 116 Seiten Exzerpte, die er den Schillerſtudien widmete. Man kann ſeine Art, einen Dichter durchzunehmen, geradezu muſtergiltig nennen. Ihm genügte nicht eine flüchtige Lektüre, er ging in die Tiefe ein. Gedicht nach Gedicht nahm er die Schöpfungen des großen Meiſters durch; nach allen Richtungen hin zergliederte er die einzelnen Stücke. Was ihn packte und ergriff, das hob er preiſend hervor, was ſeinem äſthetiſchen Gefühle mißbehagte, überging er keineswegs mit Stillſchweigen. Auch hier ſehen wir wieder den kritiſchen Geiſt, der nichts auf Treu' und Glauben hinnahm; wir ſehen auch hier das Prinzip walten, das ſein ganzes Leben und Schaffen beherrſchte: Prüfet alles, das Beſte behaltet!

Nicht blos auf den poetiſchen Gehalt hin unterſuchte er Schillers Schöpfungen; er ging auch auf das Sprachliche ein und verfolgte die eigentümlichen Wendungen des ſprachumbildenden und ſprachſchaffenden Wortkünſtlers bis ins kleinſte Detail. Es leuchtet ein, wie wichtig das für den ſpäteren Dichter wurde, der ſich ſeine eigne Diktion ſchuf, eine Diktion, die durchaus frei war vom akademiſchen Stile, den er auf der Schule ſich angeeignet. Das Seminar hatte wohl außerordentlich an ihm gewirkt; in drei Jahren war die unbeholfene Ausdrucksweiſe des 17jährigen Jünglings zu einer glatten, faſt eleganten Schreibweiſe umgemodelt worden. Aber die Vertiefung ſeiner Schreibweiſe, die Prägnanz, die originelle Kraft und Lebensfülle, die er ſpäter auf jeder Seite ſeiner Dichtungen zeigte, dieſe charakteriſtiſche Schreibart eignete er ſich erſt an durch Selbſtſtudium; die außerordentliche Beweglichkeit ſeiner Sprache, die jedem Gefühle Ausdruck zu verleihen, die auch die leiſeſte Nüance ſeeliſchen Empfindens in treffende und erſchöpfende Worte zu faſſen wußte, hat er zum großen Teile von Schiller.

Nebenbei erhellt aus Schaumbergers Schillerſtudien, daß er ſich bereits ein ziemlich ausgebreitetes Wiſſen in litterariſchen Dingen angeeignet hatte, ein Wiſſen, wie man es nur gewinnt

durch Lektüre. Überall klingen Reminiscenzen an in seiner Ausdrucksweise. So etwas lernt man nicht auf Schulbänken, das kann nur Ergebnis jener unermüdeten Spürkraft sein, die sich selbst Verbindungsfäden zwischen den einzelnen Partien des Wissens sucht und die vorhandenen Lücken nach eignem Gutdünken ausfüllt.

In Einberg kam Schaumberger in seinem Schillerstudium bis zu den Epigrammen; alles weitere fiel in die Ahlstadter Zeit.

Zur Abwechslung las er in den Osterferien 1866, vom 1.—7. April, den Roman des gemütvollen sächsischen Schriftstellers Ferdinand Stolle: „Die deutschen Pickwickier.“ Der Humor dieses Dichters scheint ihm außerordentlich gefallen und manche verwandte Saite in seiner für Humor gestimmten Seele berührt zu haben. Allerdings fand er manches übertrieben; die komischen Figuren erschienen ihm oft zu lächerlich, die Schilderung der kleinstädtischen Verhältnisse könnte nach seiner Meinung „wohl ein kleines Mißbehagen erregen“; aber im ganzen war er doch sehr erbaut von seiner Lektüre.

Kurz darauf wurde er auf den Genius geführt, der allerdings geeignet war, eine ganze Flut von Empfindungen in seiner für alles Hohe und Erhabene empfänglichen Seele zu erregen, auf den gewaltigen Shakespeare. Der Eindruck muß überwältigend gewesen sein. Die Fülle seiner Empfindungen ließ ihn nicht zu Worte kommen. Es findet sich keine Spur von einer Analyse, wie er sie sonst gewissenhaft von jedem gelesenen Werke gab. Er schrieb nur an den Rand seines Heftes, allerdings in Form der Exklamation: „Am 21. April 1866 Hamlet gelesen!“ In seinen späteren Lebensjahren, als er sich schon mit eignen dichterischen Plänen trug, kehrte er zu dem Riesengeiste unter den Größen der Weltlitteratur wieder zurück, um ihn vor allen anderen, neben Goethe, zu studieren.

Wie sehr damals Schaumberger im Banne seiner Litteraturstudien stand, beweist am besten der Eindruck, den Rückerts Tod auf ihn machte. Schon in seinem Tagebuche lieh er seinen Gefühlen Worte; viel intensiver aber noch kamen seine Empfindungen zum Ausdrucke in dem Briefe, den er am 5. Fe-

bruar 1866 an einen Freund ſchrieb. Dieſer Brief iſt ſo bezeichnend für ſeinen damaligen Seelenzuſtand, daß er möglichſt unverkürzt wiedergegeben werden muß. Schaumberger ſchrieb: „Wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!“ Noch nie habe ich das Glück, welches dieſe Wahrheit für die Menſchen enthält, ſo lebhaft gefühlt als am vergangenen Sonnabend am Grabe unſres Friedrich Rückert. Zum erſten Male in meinem Leben habe ich den Schmuck des Lorbeerkranzes auf einer Stirn geſehen. Könnt' ich Dir doch die Gefühle ſchildern, nein, könnte ich ſie in Deiner eignen Seele erwecken, die mich bei dieſem Anblick bewegten! Da lag denn die Hülle tot und ſtarr, die ein Genius des Himmels einſt belebt! Der Genius war zu ſeiner Heimat zurückgekehrt — und die Hülle, die er bewohnt — wer hätte es geahnt, daß ſie einſt die Wohnung eines Gottes geweſen? Starr und tot lag ſie da — die Lippe, welche einſt die unſterblichen Lieder der Liebe geſungen, war auf ewig verſtummt, das Auge, welches ſo zornig geblitzt, als das Vaterland in ſchmachvollen Banden ſeufzte, war für immer geſchloſſen, dieſe hohe Stirn war nicht mehr die Geburtsſtätte unſterblicher Gedanken! Aber wenn auch der Geiſt entflohen, wenn die Hülle nicht mehr der Rückert war, den wir alle verehren, ſo hatte man doch noch der Wohnſtätte jenes himmliſchen Weſens, welches uns alle ſo ſehr erfreute und beglückte, die Ehren erwieſen, die man dem wahren Rückert, ſeiner unſterblichen Seele, nicht beweiſen konnte! Ein Lorbeerkranz ſchmückte das Haupt! — Ein einfacher Lorbeerkranz! — Vielleicht ſechs grüne Blättchen — ſonſt nichts — und doch, wie tief ergriff mich gerade der Anblick dieſes Kranzes! Wie ſtärkte ſich an dieſem Zeichen dankbarer Anerkennung der Leiſtungen dieſes Toten mein Wille! Ja, glücklich der Menſch, der ſich einen Kranz verdient! Ob er ſeine Schläfe ſchmückt oder nicht, darauf kommt es nicht an, aber dieſen Schmuck verdienen: das iſt ein großes, erhabnes Ziel! Und von neuem ſtärkte ſich der Entſchluß in meiner Seele: mein ganzes Leben lang feſt und unwandelbar nach den höchſten Gütern zu ringen!“

Wie ſchön klingt dieſes ideale Wort aus dem Munde des jungen 22jährigen Mannes; wie bezeichnend iſt es für ſeine emporſtrebende, allem Edlen, Großen und Wahren weit geöffnete Seele! Doch auch nach anderer Seite hin war die Weiheſtunde am Sarge Rückerts von Einfluß auf ſein empfängliches Gemüt. Er fährt fort: „Und auch mein Glaube an die Unſterblichkeit hat ſich am Sarge dieſes großen Toten aufs neue befeſtigt. Nun herrſcht in mir kein Zweifel mehr. Feſt und kalt glaube ich dem Tode dereinſt ins Auge ſchauen zu können! Mein Glaube wird mir jene ernſte Stunde ertragen helfen, in der nach Jean Paul ‚Welt nach Welt verſinkt.‘ Durch das Grab gehe ich ja erſt wieder ein ins Leben! Sollte der Genius, der dort die Erde verlaſſen, nichts als eine höhere Potenz geiſtiger oder beſſer: ſtofflicher Kraft geweſen ſein? Die unſterblichen Lieder, die jenen Lippen entſtrömt, nichts als eine außergewöhnliche Hirnthätigkeit? Mein Freund! Am Sarge dieſes Mannes hat ſich meine Seele über das Erdengewühl erhoben und die Idee des Schönen hat mich mit Macht ergriffen — und ich ward ſo froh bewegt, ſo warm ward mir ums Herz — und doch netzten ſich heimlich meine Augen! Ach, ich hätte am Sarge dieſes Toten niederknieen können — gebetet habe ich dort!“

Wenn wir bedenken, daß Schaumberger an demſelben 5. Februar, an welchem er den Brief ſchrieb, ſein Geſpräch über Unſterblichkeit beendet hatte, ſo erſcheinen uns dieſe Worte wie Nachklänge dazu. Sie ſind zugleich ein Beweis, wie ſehr bei ihm Erleben und Schaffen zuſammenhing, wie ſehr ihm das Leben ſchon damals den Stoff zutrug, den er künſtleriſch zu bewältigen und für andere zur Darſtellung zu bringen ſuchte.

Das „Geſpräch über Gott und Unſterblichkeit,“ ſein erſtes größeres Werk, von dem er ſich ohne Unbeſcheidenheit ſagen konnte, daß es nicht mißlungen ſei, erfüllte ſein Herz „mit reiner, ſeliger Freude.“ Aber, ſo ſehr er dieſes Glücksgefühl genoß, ſo ſehr ihn im übrigen ſeine litterariſchen Studien befriedigten und erhoben, ſo wurde ihm doch nicht das Glück, zum innern Frieden zu kommen. Neue Stürme kündeten ſich

an. Am 12. Februar machte ihm ſein Pfarrer das Anerbieten, ihm lateiniſche Stunden zu geben. Damit wachten Wünſche in ſeiner Seele wieder auf, die er längſt begraben wähnte. Er rief aus: „Sollte es mir vielleicht doch noch beſchieden ſein, etwas weiter in den Wiſſenſchaften zu kommen, eine etwas über das Gewöhnliche gehende Bildung zu erringen?“ Er gedachte wieder jener ſchmerzlichen Entſagung, die er ſich nach ſeinem Austritte aus dem Seminar hatte auflegen müſſen. Damals war ſein lebhafter Wunſch geweſen, in Jena weiter ſtudieren zu können. Der Vater bewilligte ihm die Mittel hierzu nicht. Jeder wiſſensdurſtige Jüngling, dem auf ähnliche Weiſe die Höherbildung abgeſchnitten wurde, begreift den damaligen Seelenzuſtand Schaumbergers. Es iſt das ein Gefühl, das vollſtändiger innerer Vernichtung gleichkommt.

Mancherlei Erregungen mochten über Schaumberger kommen, als er in dieſer Zeit ſeine alten Papiere wieder durchblätterte und neu ordnete. Er ſchrieb: „Alle alten Wünſche und Empfindungen wurden dabei wieder ſo lebendig und friſch, als lägen nicht Jahre, ſondern nur Tage zwiſchen heute und damals!“

Seine gegenwärtige äußere Lage mochte ihm gleichfalls den Gedanken an ein weiteres Studium aufdrängen. Die zwei Jahre ſeiner proviſoriſchen Lehrerthätigkeit liefen ab; aus der definitiven Anſtellung in Scherneck, die ihm von maßgebender Stelle her zugeſagt war, wurde nichts; er hing eine Zeit lang ſo ziemlich in der Luft mit ſeiner Exiſtenz. Zwar wurde er am 1. März in Einberg definitiv angeſtellt, aber er war damit nicht recht zufrieden. Er ſchrieb: „Schon wieder iſt ein Wunſch in mir lebendig: ich möchte eine andre Stelle!“ Daß er die Schernecker Stelle nicht bekommen, verdroß ihn doch ſehr. Man hatte ihm anfangs ſo viel Hoffnung gemacht und ihn endlich mit lauen Vertröſtungen abgeſpeiſt. Er zog ſich aus dieſer neuen Lebenserfahrung die Maxime, ſich ferner nicht mehr auf fremde Hilfe zu verlaſſen, ſondern einzig und allein auf die eigne Leiſtungsfähigkeit und Rührigkeit zu trauen. Er rief ſich zu: „Vorwärts denn mit friſchem, freudigem Streben! Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann!“

Auch ein andrer flüchtiger Glückstraum verging ſo raſch, wie er gekommen. Zu Faſtnacht lernte Schaumberger auf dem Coburger Maskenballe ein Mädchen kennen, „ſo einfach und ſo ſinnig, ſo verſtändig und naiv, daß in der kurzen Zeit des Beiſammenſeins ſein ganzes Herz aufging.“ Am 22. Februar, zum Petrimarkte, ſah er das Mädchen wieder, „und ihre duftige, reizende Erſcheinung machte einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß den andern Tag noch bei dem Gedanken an ſie ſein Herz ſchneller klopfte.“ Bereits am 7. Mai aber ſchrieb er: „Jenes Mädchen, welches an der Faſtnacht einen ſo tiefen Eindruck auf mich machte, iſt längſt vergeſſen.“ Es war die letzte flüchtige Neigung Schaumbergers, die letzte zarte Regung ſeines Herzens vor dem Aufflammen der gewaltigen Leidenſchaft, die ihn auf den Gipfel höchſten Glückes führte.

Bis zu welcher geiſtigen Höhe ſich Schaumberger damals bereits durch ſeine Studien hinaufgearbeitet hatte, ſehen wir ſehr gut aus einer Bemerkung, die er gelegentlich eines Theaterbeſuches in Coburg am 6. Mai niederſchrieb. Von ſeiner Seminarzeit her waren ihm ſolche Kunſtgenüſſe lieb und wert, ja ein Bedürfnis. Er beſuchte die Aufführung der „Hugenotten“. Den Eindruck der Oper faßte er zuſammen in die begeiſterten Worte: „Nie habe ich ſo deutlich und ſo klar den Zweck der Kunſt erkannt, nein, gefühlt, empfunden als diesmal. Ich ward erhoben über alles kleinliche Sein; frei ſchwebte mein Geiſt in jenen heitren Höhen, wo allein die reinen, vollendeten Formen zu finden ſind. Mit Freuden erkannte ich meine Menſchenwürde, und aus der Begeiſterung, fähig und berufen zu ſein, die Kunſt zu lieben und wenigſtens teilweiſe verſtehen zu können, quoll eine ſelige, heilige Freude; ich ward ſo angeregt, daß ich faſt mit Freuden wieder ins gewöhnliche Leben zurückkehrte.“

Am 16. Juni 1866 ſchrieb er in ſeinem Tagebuche von einer „mächtigen, dunklen, drohenden Wetterwolke, die am Horizonte ſeines Lebens aufgeſtiegen war und ihm die heitere Bläue ſeiner Zukunft verdeckte.“ Aber hinter dieſer ſchwarzen Wand war auch wieder „ein lieblicher Stern aufgeſtiegen, deſſen

Strahlen nicht nur jener dunklen Wolkenmaſſe ihre ganze Furchtbarkeit nahmen, ſondern auch ſein Herz mit ſüßen, kaum mehr geahnten Gefühlen bewegten.“ Er ſpielte auf ein mißliches Erlebnis an, das wohl geeignet war, ihm alle Luſt und Liebe zu ſeinem Amte zu rauben. An dieſer Stelle muß auf eine ausführliche Darlegung der leidigen Geſchichte verzichtet werden. Schaumberger ſelbſt wollte anfangs darüber ſchweigen; endlich entſchloß er ſich aber doch zur Niederſchrift eines detailirten Berichtes. Er bemerkte: „Es iſt möglich, daß ich in ſpäteren Jahren über meine jetzige Stimmung lächle; vielleicht zieht dann aber auch zugleich ein leiſer Ton des Glückes durch mein Gemüt, ein Wiederhall ſeliger Stunden, wenn mein Herz längſt tot und ſtarr iſt für alles friſche, fröhliche Leben. Beſchleichen mich doch jetzt ſchon trübe Ahnungen, und ich fühle mich nur darum glücklich, weil mir endlich wieder einmal ein Blick in das Paradies des Lebens vergönnt war. Ja, ich bin bereit, zu entſagen! Aber dann, Du Lebens- und Liebesglück, fahre wohl! Nie mehr wirſt Du mir dann lächeln! Doch nein! Ich bin ja glücklich! Das Weſen, welches ich liebe, iſt ja mein! Dieſe Geſtalt lebt ewig, ewig und ewig jung, ewig ſchön in meinem Innern.“

So war ihm für das trübe Erlebnis, das wohl die dunkelſte Seite ſeines Lehrerlebens darſtellt, ſchon ein holder Erſatz bereitet. Das Leben brachte ihm ſelbſt den Ausgleich: auf Leid folgte Luſt. Kaum ein andrer hat dieſen Wechſel der Geſchicke ſo ausgeprägt erfahren, als Heinrich Schaumberger. In ſeinem Leben traten alle Gegenſätze in ſchroffſter Weiſe hervor. Wir folgen in der Darſtellung dieſes wichtigen Ereigniſſes vollſtändig Schaumbergers eignen Aufzeichnungen.

Am 6. Juni 1866 ging der junge Mann mit ſeinen zwei Einberger Kollegen nach Seidmannsdorf, um den Kollegen Bauer zu beſuchen. Eben waren die Beſuchenden im Begriffe, den aus der Laube ihnen entgegenkommenden Kollegen Bauer zu begrüßen, als Schaumberger ein junges, bildſchönes Mädchen in einem roſafarbenen Kleide an ſich vorübereilen ſah. Es war Klara, Bauers achtzehnjähriges Töchterlein. Einen

Rechen in der Hand, eilte ſie, „leicht und flink wie ein Reh,“ in den Garten, um dort das Heu vor dem drohenden Gewitter in Sicherheit zu bringen. Wie ein Meteor fiel die liebliche Erſcheinung in Schaumbergers Seele. Er ſchrieb ſpäter in ſein Tagebuch:

„Und klar fühlt' ich's auf einmal in mir werden: die iſt's — und keine ſonſt auf Erden!“ Am darauffolgenden Sonntage, den 10. Juni, traf er ſeine „holde Fee“ mit ihrem Vater wieder in Öslau. Hier fand er Gelegenheit, ſich längere Zeit mit ihr zu unterhalten. Hatte ihn bei ſeinem Beſuche in Seidmannsdorf, wo er ſie nur ſah, ihre Schönheit zur Bewunderung hingeriſſen, ſo lernte er jetzt ihr „einfaches, wahres Weſen, ihre feine Bildung, ihr zartes Gefühl kennen und lieben.“ Er bekannte: „Ach, ſchon fühlte ich nur zu ſehr, daß Liebe, heiße Liebe zu ihr in meinem Herzen emporflammte.“

Mit Sehnſucht ſah er dem 14. Juni entgegen, der ihn wieder in ihre Nähe bringen ſollte. Faſt verzweifeln wollte er, als ſich gegen Mittag trübe Regenwolken am Horizonte emportürmten. Doch ging das Wetter noch gnädig vorüber, und in Geſellſchaft ſeiner beiden Kollegen, eines befreundeten Inſpektors und zweier Damen zog der liebeglühende Jüngling dem unanſehnlichen Dörfchen Rögen zu, wo man zuſammenkommen wollte. Neuer Schreck! Als ſie eintraten, war wohl Kollege Bauer und ein anderer Lehrer anweſend, aber Klara, um derentwillen Schaumberger allein gekommen war, ſie, „ſeines Herzens Wonne,“ fehlte! Er ſchreibt: „Wie öde mir die Welt war, wer kann es mir nachfühlen? Aber — wie hell ward die dunkle Stube, wie leuchtete mir der Himmel trotz ſeines grauen Schleiers, als das holde, ſüße Kind endlich erſchien! O, wie glücklich ward ich durch ihre bloße Nähe.“ Als die Geſellſchaft nun einen kleinen Ausflug in die Umgegend machte und Schaumberger dabei in unmittelbarer Nähe des ſchönen Mädchens ſein, ein paar Worte an ſie richten und von ihr empfangen konnte, o, da war ſeines Glückes kein Ende! Und als Klara beim Scheiden ſo ſittig und ſinnig an ſeiner Seite dahinwandelte, als ſie mit lieblicher Naivetät ihm gern die

Heckenröslein gab, mit denen ſie ihren Hut geſchmückt, als er gar ihr Händchen beim Abſchied drücken durfte, da war er ſelig und hätte jubeln mögen vor innerer Luſt!

Wieder waren acht Tage vergangen, als Klara am 22. Juni mit ihrem Vater nach Einberg zu Schaumbergers Hauptlehrer auf Beſuch kam. Abends gingen alle nach Öslau. „Ein gütiges Gewitter, das für Schaumberger zu rechter Zeit eintrat, verhinderte das baldige Scheiden der Holden.“ Sie kehrte auf dringendes Bitten ihrer Einberger Freunde mit dieſen nach Einberg zurück und blieb dort auch noch den nächſten Tag. Am Vormittage beſuchte man gemeinſchaftlich Bellevue. Auch Schaumbergers Freund, Kaſpar Wolf, den er an andrer Stelle einen „guten, liebenden, hingebenden Mann“ nennt, wurde aufgeſucht. Nachmittags begleitete Schaumberger den lieben Beſuch bis nach Rögen. Ach, je mehr er Klara kennen lernte, deſto glühender ſchlug ihr ſein Herz entgegen.

Als der junge Lehrer ſpäter den Bericht über dieſe Begegnung niederſchrieb, bewegten die widerſprechendſten Gefühle ſeine Bruſt. Er ſagt: „Ich will raſch über dieſen glücklichen Tag hinweggehen; denn je mehr ich an das liebliche Weſen denke, je lebhafter ich mir ihre Schönheit vorſtelle und mich an ihre Liebenswürdigkeit erinnere, deſto weher wird mir ums Herz; denn: kann und darf ich hoffen?“

Noch einmal ſah er „ſeinen Engel“ am 26. Juni in Seidmannsdorf, wohin er mit ſeinem Hauptlehrer und deſſen Frau gegangen war. O, es waren glückliche Stunden, die er dort verlebte, im Garten bei den Bienen, im Hauſe, auf dem Heimwege. Bei der Trennung wagte er zum erſtenmale, Klaras Hand ſtärker zu drücken, inniger um eine baldige Zuſammenkunft zu bitten. Klara ſagte denn auch gütig zu; auf der Feſte wollte man wieder zuſammentreffen. Klagend rief der Liebende aus: „Das üble Wetter hat mir dieſes Glück geraubt! Ach, und mein Herz ſehnt ſich ſo ſehr nach ihr!“

Mit dem Weſen des jungen Mannes war eine ganz wunderſame Veränderung vorgegangen; ganz andre Töne als bisher brachen aus ſeiner Seele hervor. So tüchtig und gediegen auch

im ganzen ſein Charakter erſchien, es haftete doch bis jetzt noch mancher „Flitterkram“ daran; ſo mancher Reſt des aus dem Seminarleben überkommenen, übermütigen Burſchentums war ihm geblieben. Die tieferen Seiten ſeiner Natur lagen noch im Kampfe mit vielem äußerlich Angewöhnten, mit einer gewiſſen Leichtlebigkeit und Genußfreude, die ihm doch wiederum niemals rechte Befriedigung gewährte. Wie Spreu im Winde verflog das nun alles vor der jetzt übermächtig in ihm erwachten Leidenſchaft, gegen welche alle früheren Herzensneigungen nur Getändel ſchienen. Jetzt kam ein ganz andrer Zug in ſein Daſein; er raffte in ungeahnter Energie alle Kräfte ſeines Weſens zuſammen, um das holde Weſen zu erringen, das ihm als „milder Stern am Lebenshimmel“ aufgegangen war. Einen klaren Einblick in das Wallen und Treiben ſeiner Seele in dieſer Zeit öffnet uns die nachfolgende Betrachtung:

„Und was nun? — Ich liebe das Mädchen von ganzer Seele; ſie aber weiß es nicht und ahnt es nicht; ich könnte ihr gegenüber auch nichts von Liebe reden. Was ſoll aber nun werden? Hoffnung habe ich nicht; denn ſo oft ich ſchon bei ihr war — ſtets war ſie freundlich und zuvorkommend, aber eine Auszeichnung habe ich noch nicht erhalten. Was kann ich dieſem Mädchen auch bieten? — Darf ich überhaupt wagen, mich um ihre Gunſt zu bewerben? —

Doch ja, wagen darf ich's, und wagen werde ich's! Allerdings will ich mich keinen trügeriſchen Hoffnungen hingeben. Ich werde mich geben wie ich bin; ich will, fern von ſüßlicher Liebesſchwärmerei, ihr offen und männlich meine Liebe durch Worte und Thaten erkennen laſſen, nicht kriechend um ihre Gunſt buhlen, aber auch nicht in alberner Reſignation meinem doch immerhin möglichen Glück aus dem Wege gehen.

Mag mir auch die Zukunft mein geträumtes Glück zertrümmern — eins habe ich doch durch ſie gewonnen: mein verworrenes Gemüt ward wieder geklärt; in ihr fand ich mein Selbſt wieder. Ich war auf dem beſten Wege, bei allem idealen Streben im Sumpfe des Gemeinnützlichen unterzugehen. Ich kannte ja die Liebe nimmer! Sie hat dieſes reine Licht in

meinem Buſen entzündet; ſie hat mich wieder an wahre, reine Liebe glauben gelehrt. Meine Sorge ſoll es nun ſein, dieſe reine Flamme nie wieder erlöſchen zu laſſen, ſollte ich auch den Gegenſtand meiner Neigung nie mein nennen können, nie Gegenliebe finden."

Die Befürchtung, die Schaumberger hier ausſprach, war grundlos. Seine körperliche Wohlgeſtalt, ſein edles Weſen, ſein treues Gemüt erwarben ihm die wärmſte Gegenliebe Klaras. Leider fehlen weitere Nachrichten über die fernere Entwickelung der beiderſeitigen Neigung. An obige Bemerkung reihte Schaumberger in ſeinem Tagebuche unmittelbar die Nachricht von Klaras Tode! In einem Briefe an ſeine zweite Braut Magdalene kam er erſt wieder auf ſein Verhältnis zu Klara zurück. Er erzählte darin die Geſchichte ſeines Verlobungstages. Die wechſelſeitige Liebe, welche in ihren Seelen emporblühte und die goldne Kette ſchlang, die ſie fortan vereinigte, war ebenſo tief und glühend, als zart und unſchuldsvoll. Zwei echte, edle Menſchenbilder hatten ſich hier zuſammengefunden. Daß das Liebesglück des jungen Paares wenig Aufmunterung von ſeiten der zunächſtſtehenden Verwandten fand, iſt bereits aus früheren Veröffentlichungen bekannt. Weder Klaras Eltern, noch Schaumbergers Vater waren mit der Neigung ihrer Kinder recht einverſtanden. Die Gründe hierfür bleiben beſſer unerörtert.

Der 22. Juli 1866 war ein ſtiller Sommerſonntag; leichtes Gewölk bedeckte den Himmel; es hatte in der Nacht geregnet, und die Luft war warm und ſchwül. Von allen Seiten läuteten die Glocken zur Kirche, und auf allen Wegen ſtrömten die Andächtigen dem Gotteshauſe zu. „Der Herrgott hatte hart an die Herzen gegriffen — noch immer wütete ja der Bruderkrieg in unſren deutſchen Gauen."

Schaumberger ſchritt an dieſem Morgen die Höhe nach Waldſachſen hinan; oben angelangt, blickte er nach Einberg zurück. Er war im Herzen traurig und verzagt, und ſelbſt die milden Glockentöne wollten ihn nicht beruhigen. Für ihn war heute ein gar wichtiger Tag gekommen: heute ſollte ſeine Verlobung mit Klara gefeiert werden. Die Ringe, die ihn und

die Geliebte auf ewig verbinden ſollten, trug er bei ſich. In einem Momente überquellender Empfindung zog er die goldnen Kleinode hervor und drückte ſie an ſein bebendes Herz.

Er war tieftraurig. Er fühlte ſich krank; ein ſchwerer Huſten quälte ihn, und das Gehen ward ihm blutſauer — und nun ſollte er ſich verloben? Geſtern erſt hatte er Blut gehuſtet — war es nicht Unrecht, jetzt dieſen Schritt zu thun? Und doch durfte er von allen ſeinen Sorgen dem armen Mädchen nichts ſagen, wollte er ſie nicht auf den Tod kränken.

Es gehörte eben ſeine ganze Liebe dazu, um nicht verzagt zu werden. Wohl ſtand ihm dort oben auf der Höhe das Waſſer in den Augen, aber er gelobte ſich im tiefſten Herzen, deſto feſter, deſto inniger, deſto treuer an dem lieblichen Mädchen zu hangen, es zu behüten als ſein koſtbares Kleinod! Und das gab ihm den Mut zurück, das machte ihn innerlich frei; hell flammte ſein unendliches Glück in ihm auf, und das Zagen und Bangen war verſchwunden.

Mit neuer Freudigkeit ſchritt er Seidmannsdorf zu. Laſſen wir ihn nun ſelbſt reden:

„Als ich ankam, flog mir Klara entgegen. Sie weinte. Ich weiß heute nicht mehr, warum. — — — Ich ſetzte mich in die Laube. — — — Endlich ſah ich meinen Vater von weitem kommen. Ich rief Klara, und wir gingen dem Vater entgegen. Als er das holde Kind ſah, da konnte er ſich nicht halten. Das Waſſer ſtand ihm in den Augen; er nannte ſie ſein liebes Töchterchen und drückte ſie an ſein Herz. — — — Als wir zurück kamen, ſteckten wir unſere Ringe an, und ich gab Klara Broſche und Ohrringe. — — Das Mittagseſſen verlief ſtill. Danach gingen Klara und ich in den Wald ſpazieren. Nach dem Kaffee verabſchiedete ſich mein Vater. Wir gaben ihm ein Stück das Geleite.“

Schon hier ſteht zwiſchen den Zeilen geſchrieben, mit welchem Weh im Herzen Schaumberger damals an der Seite ſeines Bräutchens nach Seidmannsdorf zurückging. „Er hätte laut aufſchreien mögen.“ Ganz allein auf ſich ſelber angewieſen, ſtand er da, jung, unerfahren, ohne Bewährung, noch

nicht einmal an einer Stelle, wo er zu bleiben hätte denken können, dazu körperlich elend! Und an ſeiner Seite ſchritt das arme Kind, das Troſt und Hilfe bei ihm ſuchte, das vorſichtig nach jedem Schatten auf ſeiner Stirn ſpähte, das ganz außer ſich war, wenn es etwas merkte, das ſich dann durch nichts tröſten laſſen wollte! „Denn ſie war zu edel in ihrem tiefſten Weſen, zu wahrhaftig, zu treu, um nicht ihr eignes Leben zum Opfer zu bringen, wenn ſie den Geliebten dadurch hätte glücklich machen können.“

Die Brautleute ſaßen nach der Verlobung noch ſtill in der Laube; nur leiſe flüſterten ſie ſich Worte der Liebe zu. Sie hatten keinen andern Troſt für einander als: wir lieben uns! Nur eine Hoffnung hielt ſie aufrecht: recht bald vereinigt zu werden!

Schaumberger trat bald den Heimweg an. Der Mond ging eben auf; Klara begleitete den Bräutigam noch ein Stück. Er ſchildert den trauervollen Abſchied: „Ganz aufgelöſt hing ſie an meinem Halſe; ihre Thränen überſtrömten mein Geſicht, ihre ganze Geſtalt bebte und zuckte. Sie ſprach: ‚Verlaß mich nicht, Heinrich! Wenn Du mich verläſſeſt, wenn ich merke, daß Du mich einmal nicht mehr ſo liebſt, wie jetzt, — es iſt mein Tod!‘ Und in Jammer und Elend brachte ich das arme Kind zurück an ihr Haus. Ach Gott, wie mir zu Mute war, als ich dann endlich heimging, das kann ich nicht beſchreiben!“

Doch kamen die Liebenden auch darüber hinweg. Mochte auch momentanes Leid ihre Herzen zerreißen, ihre Liebe ruhte ſicher, unverlierbar auf dem Grunde der Seelen als ein köſtlicher Hort ausgiebigen Glückes. Dieſes unſchätzbare Gut konnte ihnen niemand rauben.

Herrlich und ſchön war der Seelenbund, den Klara Bauer und Heinrich Schaumberger miteinander geſchloſſen. Der Quell war jetzt in Schaumbergers Seele aufgeſprungen, aus dem er ſpäter ſchöpfte und immer wieder ſchöpfte, wenn er das Werden und Wachſen der Liebe in zwei Menſchenſeelen ſchilderte. Der ganze Reichtum von heiligen, herrlichen Gefühlen, die jetzt in ſeiner edlen Seele, in Klaras reinem, zarten Gemüt aufging, iſt ausgegoſſen in ſeinen Dichtungen.

Das Lebensſchifflein des jungen Mannes war jetzt eingelaufen in einen ſichren Hafen. Eine Zeit reinſten Glückes war dem ſeit langem darnach ſich Sehnenden nun beſchieden. Und wenn ein dunkles Geſchick ihm auch nicht verſtattete, in dieſem Ruhehafen zu bleiben, wenn auch bald neue, ſchrecklichere Stürme ihn hinauswarfen auf das wildempörte Lebensmeer, ſo blieb ihm dieſe Zeit doch unverloren! Mit der Gewißheit nehmen wir Abſchied von Einberg, wo er nach manchem Kampfe ein hohes Glück gefunden.

Die Vorbereitungsjahre waren für Schaumberger nun zu Ende; das Jünglingsalter mit ſeinen Strebungen und Wandlungen, mit ſeinen Täuſchungen und Errungenſchaften war für ihn abgeklungen; er trat in ſeine Mannesjahre. Nun galt es, im Kampfe mit den ernſteſten Prüfungen des Lebens ſich zu bewähren.

IV.

Ahlſtadt.

Die Einberger Stelle war nicht hoch dotiert. 250 Gulden genügten wohl zur Not für einen alleinſtehenden jungen Mann, nicht aber für ein Ehepaar. Nichts war natürlicher, als daß ſich Schaumberger nach einer beſſeren Stelle umſah. Noch ehe er durch Prieſtershand mit ſeiner Klara verbunden wurde, ſandte er am 26. Auguſt 1866 ſeine Zeugniſſe in Ahlſtadt ein, einem Dorfe, das zwiſchen Coburg und Hildburghauſen an den ſogenannten „Langen Bergen“ liegt. Durch den Tod des früheren Lehrers war hier ſeit Frühjahr die Schulſtelle erledigt. Erhielt Schaumberger dieſelbe, ſo konnte er ſeinen Hausſtand unter beſſeren Verhältniſſen beginnen, denn das Ahlſtadter Schulamt trug 325 Gulden ein. Die guten Zeugniſſe verfehlten nicht, in Ahlſtadt bei Pfarrer und Ortsvorſtand eine günſtige Vormeinung für den jungen Lehrer zu erwecken.

Ein Beſuch, den Schaumberger im September bei Pfarrer

Ruder in Ahlſtadt machte, befeſtigte nur dieſen vorteilhaften Eindruck.*) Der junge Mann kam in Begleitung ſeines Vaters, „eines ſtattlichen, blühenden, behäbigen Mannes von 45 Jahren;“ er ſelbſt erſchien dem Pfarrer Ruder ſchlank, fein gebaut. „Blondes, halbgelocktes Haar wallte um ſein offnes Geſicht, in dem die hohe Stirn, die geiſtvollen Züge ſofort ein bedeutendes geiſtiges Leben erkennen ließen; ein blonder Schnurr- und Kinnbart ſchmückte das Geſicht.“ Faſt mädchenhaft ſchüchtern trat der junge Lehrer auf, der doch damals ſchon auf einer bedeutenden Höhe der Bildung ſtand, der bereits eine nicht geringe Selbſtändigkeit in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen dokumentiert hatte.

Die Angelegenheit nahm einen für Schaumberger erwünſchten Ausgang; er wurde von der Gemeinde gewählt, und dieſe Wahl fand auch die Beſtätigung der Behörde. Nun hinderte ihn nichts mehr, ſeine geliebte Klara heimzuführen. Am 16. September 1866 wurde er mit ihr in der Seidmannsdorfer Kirche vermählt; Anfang Oktober hielt er an der Seite ſeines reizenden Frauchens feſtlichen Einzug in Ahlſtadt.

Sein häusliches Leben, das für ihn ein Ruhehafen nach manchem inneren Sturme werden ſollte, geſtaltete ſich äußerſt glücklich. Die beiden jungen, unverdorbenen Seelen gehörten in der That und Wahrheit zu einander wie zwei Hälften. Klara war das Muſter einer echt deutſchen Hausfrau; umfloſſen vom Reize jugendlicher Anmut, verſtand ſie es ſo recht aus dem Fundamente, Sonnenſchein um die Pfade des über alles geliebten Mannes zu verbreiten.

Aus jener Zeit iſt ein Brief Schaumbergers erhalten, welcher einen Einblick in ſeine damalige Lage verſtattet. Er ſchrieb am 24. März 1867 an einen Seminarfreund: „Daß Du noch das alte, luſtige Haus biſt, habe ich hier eben in meinem Sibirien erfahren. Nur ſo fort, ſo lange noch Jugendluſt und Jugendmut Deine Bruſt ſchwellen! Ich war auch ein

*) Vergl. Schaumberger in Ahlſtadt. Von Fr. E. Ruder Pfarrer. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1880.

luſtiger Patron—aber ſo eine merkwürdige, ſentimentale Stimmung konnte ich nie ganz los werden; ich konnte darum nie ſo von Herzensgrund fröhlich ſein wie Du.

Ich habe jetzt das Glück, mit Herrn S. ſprechen zu können: ‚Ich wohne nun dem Himmel näher!‘ Denn hoch wohne ich. Nicht weit von meinem Dorfe liegt ja der höchſte Punkt unſres engern Vaterlandes. Nun, ich weiß, Du und ihr andern alle, die Ihr das Glück habt, in der Nähe der Stadt zu leben, Ihr ſchüttelt Euch, wenn Ihr nur an Orte wie Ahlſtadt denkt, und freilich auch nicht ganz mit Unrecht. Doch iſt es auch wieder nicht ſo ganz ſchlimm. Unverheiratet allerdings möchte ich keine Stunde hier leben! Aber ſo wohne ich mit meiner Geliebten in einem kleinen, freundlichen Hauſe allein, ungeſtört, rings umgeben von Grün. Vor dem Hauſe liegt ein hübſches Hausgärtchen, in welchem ich mir dieſes Frühjahr bereits eine Laube baute. Die ſchöne Kirche, von Blumen umgrünt, habe ich ganz in der Nähe. Unter guten Menſchen fühle ich mich ganz wohl und glücklich. Von großem Vorteil iſt es noch für mich, daß ich einen ſo prächtigen Pfarrer hier habe. Ich bitte Dich recht ſehr, mich einmal zu beſuchen, dann wirſt Du es ſelbſt finden. Alſo vorläufig gefällt es mir hier recht gut.

Oſtern gedenke ich einige Tage in Coburg zu verleben, namentlich den dritten Feiertag. Ich hoffe Dich ganz beſtimmt an dieſem Tage dort zu treffen und freue mich königlich darauf. In dieſem Sommer komme ich und mein Weibchen auch wieder einmal nach S., um zu ſehen, was Du machſt, und den Herrn Vetter B. zu beſuchen. Dann habe ich aber auch die beſtimmteſte Hoffnung, daß Du, lieber, guter F., in dieſem Jahre einmal auf recht lange Zeit Dich bei mir einquartierſt — ich ſehne mich darnach, einige Tage in Deiner Nähe zu verleben. Komm ja! Auch meine Klara läßt Dich herzlich bitten, ja und ja zu kommen, damit ſie Dir noch einmal für Deine freundliche Aufnahme danken könne.“

Schaumberger ſuchte jetzt ſeine alten, geliebten Studien wieder auf. Aufs neue vertiefte er ſich in Schiller. Im Oktober und Dezember 1866 arbeitete er die Balladen durch,

dann ſetzte er zwei Monate aus. Das Chriſtfeſt mit ſeinen Nachfreuden nahm ihn wohl in Amt und Haus zu ſehr in Anſpruch, als daß er hätte viel ſtudieren können. Im März und April 1867 ſetzte er mit der „Bürgſchaft“ wieder ein. Im April war er beſonders fleißig; er ging in dieſem Monate bereits zu den Dramen über. Als erſtes Drama las Schaumberger am 17. April „Die Jungfrau von Orleans.“ Er ſuchte ſich ſofort über die Grundidee des Stückes klar zu werden. Was er als Grundidee auffand, hätte vielleicht in dieſer düſtren Faſſung ein anderer nicht gefunden. Es iſt merkwürdig: der friſche, faſt übermütige Zug ſeines Weſens, den wir noch in der Einberger Periode bei ihm gefunden, war verſchwunden; ſeine Reflexionen neigten ſich nach Seite des Melancholiſchen. Er ſchrieb nach beendigter Lektüre:

„Wird unſer Herz durch irdiſche Nebenabſichten beſtochen, regt ſich Selbſtſucht, iſt unſer Streben nicht mehr ſo ganz rein, ſo verſchwindet jene begeiſternde Macht, die wir über andre beſaßen; das geteilte Herz ſchwankt unruhig; Zweifel zerreißen unſer Inneres — auf der einen Seite die Wünſche unſres Herzens, auf der andern Seite das hohe Ziel, nach welchem wir kaum mehr zu ringen wagen, rauben uns ſelbſt Mut und friſche Thatkraft, und der Schmerz, uns unſrer Aufgabe unwürdig gemacht zu haben, nimmt uns den Glauben an uns ſelbſt — wir wagen kaum noch, unſere Aufgabe zu vollenden. Ein Gefühl der Schuld drückt uns nieder.

Etwas nur kann uns retten: wenn wir die Mißerfolge und auch die Leiden, welche wir von unſern Helfern jetzt erdulden müſſen, als eine gerechte Strafe, beſſer, als eine notwendige Folge unſres Handelns hinnehmen, und trotz derſelben, mit Bezwingung der liebſten Wünſche und Herzensregungen, ohne an unſer ferneres Schickſal zu denken, unſre Aufgabe zu löſen ſuchen. Dann wird die Seele wieder frei, und der Sieg wird um ſo herrlicher, je mehr wir mit uns ſelbſt und unſern Leiden zu kämpfen hatten.

Man könnte vielleicht auch ſo ſagen: Wer ſich einer großartigen, ungeheuren Idee gewidmet und zu deren

Realiſierung in den Kampf gegangen, wer alſo einmal aus dem Kreiſe des Gewöhnlichen herausgetreten iſt — der muß auch alle Brücken abbrechen, welche ihn wieder in ein gewohntes oder natürliches Gleis zurückführen könnten.“

Dieſe Betrachtungen kann man nun recht wohl aus der „Jungfrau von Orleans“ ſchöpfen, aber ſie klingen denn doch ſehr darnach, als ob ſie ſelbſt erlebt wären, ſie klingen ſehr an die Erwägungen an, die wir im „Fritz Reinhardt“ beſtimmend auf das energiſche Handeln des Helden, als eines Vorkämpfers ſeines Standes, einwirken ſehen. Bloße akademiſche Stilübungen ohne thatſächlichen Hintergrund haben wir hier keinesfalls vor uns.

Sicher iſt: Heinrich Schaumberger war mit ſeiner Verheiratung an einem Wendepunkte ſeines Lebens angekommen. Der Jugendmut und -Übermut war verrauſcht; die ernſten Pflichten, die er übernommen als Gatte, hatten ſeinen geiſtigen Habitus verändert. Wohl genoß er das Glück der „Flitterwochen;“ aber nicht leichtſinnig, ſondern als ein Mann, der das Gefühl der übernommenen Verantwortlichkeit ganz und voll erkennt, führte er ſeinen Hausſtand. Der Schaumberger hier iſt ein andrer, ein viel vertiefterer, als der Jüngling, der keck und kühn in das vor ihm liegende Leben hineinſchritt.

Im Auguſt kam Schaumberger in ſeinen Studien auf Leſſing. Er las die Biographie Leſſings von Gödeke, doch nicht mit Befriedigung. Das Leben des großen Mannes machte auf ihn „einen widerwärtigen Eindruck.“ Er wußte nicht, lag das bloß am Biographen oder an dem Dargeſtellten. „Er fand darin keinen Gipfel- und Glanzpunkt des Lebens und Strebens, von dem aus man mit Befriedigung in die Vergangenheit und Zukunft des Dichters zu blicken vermöchte; Kämpfe um Nebenſachen, widerwärtige Erlebniſſe füllen das ganze Leben.“ Vieles ſah er vom Dichter ſelbſt verſchuldet; Leſſings Art, das Leben zu nehmen, ſtieß ihn geradezu ab. Weiter vermißte er bei dem Dichter einheitliches Streben. Er ſchreibt: „Leſſing ſchweift immer ab, er hält ſeine reichen und

außerordentlichen Kräfte nicht zuſammen. Es fehlt ihm endlich die heitre, frohe Schaffensluſt; nicht einmal Liebe zu ſeinen Werken iſt bemerkbar. Sein Leben iſt ein Kampf ohne Abſchluß und Sieg.“ —

Unterdes ging das junge Ehepaar der froheſten Hoffnung entgegen: Elternglück ſtand ihm in Ausſicht. Doch wunderbar: ſo ſehr ſich der junge Gatte einerſeits darüber zu freuen Urſache hatte, er, der die Kinder ſo ſehr liebte, ſo erregte doch die frohe Hoffnung zugleich in ſeiner Bruſt einen Sturm banger Gefühle. Er war eben eine Poetenſeele, die alles vorempfand und im voraus erlebte bis in die letzte Konſequenz hinein. Sein von Liebe erfülltes Herz dachte ſchon an die ſchaudervollſten Möglichkeiten; ſeine lebhafte Phantaſie zauberte ihm neben den lieblichen Bildern kommenden Vaterglückes auch das Entſetzlichſte vor.

Pfarrer Ruder berichtet darüber als Augen- und Ohrenzeuge. An einem Septembertage 1867 hatte er mit Schaumberger einen Spaziergang unternommen. Der junge Lehrer war unterwegs auffallend ſchweigſam und doch dabei eigentümlich erregt. Ab und zu entrang ſich ein ſchwerer Seufzer ſeiner Bruſt. Auf der Rückkehr blieb Schaumberger kurz vor dem Dorfe ſtehen. Verzweiflungsvoll rief er aus: „Ich unglücklicher Menſch! O, Du arme, arme Klara! Ich ahne es, ich weiß es, ich werde ſie verlieren, und ich bin ſchuld an ihrem Tode!“ *)

Daß er in der That ſich in jener Zeit den trübſten Gedanken hingab, beweiſt eine merkwürdige Notiz, die er am 13. September 1867 niederſchrieb. Er hatte eine Stelle aus Vilmars Litteraturgeſchichte über Rückerts Gedicht von der ſterbenden Blume geleſen und ſchrieb nun dazu: „Ja, die Stimme des Todes und der Vergänglichkeit redet deutlich aus dieſem Gedichte zu uns — und es liegt eine erſchütternde Wahrheit in den Klagen der Blume. Wenn es nur dem Dichter gelungen wäre, eine befriedigende Löſung zu geben! Denn Ergebung in das Unvermeidliche iſt doch nur eine

*) Vergl. Ruder, „Schaumberger in Ahlſtadt“ pag. 10.

ſchmerzliche Reſignation, und die Troſtgründe für das bittre Schickſal ſind nur ein trübes Lächeln, welches die Not des Herzens verdecken ſoll — die Angſt wird dadurch nicht einmal verſteckt!“

Iſt es nicht, als hätte er bei der ſterbenden Blume an Klara, ſeines Herzens Blume, gedacht? Wo war dem jungen Manne jetzt die ſchöne Reſignation hingekommen, die ſein Geſpräch über die Unſterblichkeit durchweht?

Doch läßt ſich noch ein andrer Erklärungsgrund für die damalige gedrückte Stimmung Schaumbergers auffinden. An demſelben 13. September 1867 hatte er die Nachricht vom Tode eines ſeiner liebſten Freunde erhalten, der ihm in der Seminarzeit ſehr nahe getreten war, ja, der beſtimmenden Einfluß auf ſeine geiſtige Entwickelung gehabt hatte. In einem Briefe an einen Freund gab Schaumberger ſeiner tiefen Erſchütterung Ausdruck: „Heute erſt erfuhr ich durch die Zeitung, das unſer teurer Eduard Schneider abgeſchieden iſt, daß er uns verlaſſen hat, verlaſſen für immer. O Gott, er wurde abgerufen aus einem Leben, welches eben erſt ſich für ihn zu entfalten begann. Ach! die Morgenröte eines beſſeren Seins, welche er bei unſerm letzten Zuſammenſein mit jubelnder Seele begrüßte, ſollte zugleich die Abendröte ſeines Lebens werden. Ach! ich vermag es noch immer nicht zu faſſen, daß ſeine Entfaltung zerſtört iſt, daß die reichen Hoffnungen, zu welchen er berechtigte, vernichtet ſein ſollen! Vergebens war all' ſein Mühen, nutzlos ſein Ringen — kalt liegt er im Leichentuch, deſſen Herz ſo glühend ſchlug für alles Schöne und Gute; Nacht, ewige Nacht umhüllt das Auge, welches ſo ſehr das Licht geliebt, das ſo oft vom Feuer der reinſten Begeiſterung geſtrahlt.

Ach, ich kann mir den Teuren nicht kalt und ſtarr denken, ohne daß die furchtbarſten Zweifel in mir erwachen! Was war nun ſein Daſein? — Was nun? — Erntet er jetzt die Früchte ſeines Lebenskampfes? Bleibt ihm das Bewußtſein ſeines Strebens? — Oder ſollte nun alles aus ſein — mit dieſem vernichteten Organismus auch der Geiſt vernichtet

ſein? — — Nein, nicht ſolche Gedanken will ich in mir aufkommen laſſen, es wäre eine Verſündigung gegen den Heimgegangenen, der ja ſelbſt mit der innigſten Überzeugung den wankenden Glauben an die Unſterblichkeit in uns zu befeſtigen ſtrebte. Nein, grade er, der Frühverblichene, der ſo bald dem Tod Geweihte ſoll dieſen Glauben in mir feſt erhalten; ich will ſein Andenken dadurch ehren, daß ich das treu im Herzen trage, was er ſo liebend gepflanzt.

Ach, zum erſten Male in meinem Leben ſchlägt mir der Tod eine tiefe Wunde! Zwar gingen mir ſchon Mutter und Schweſter und Großvater voran in jene geheimnisvolle Welt, doch empfand ich noch nie ſo herben Schmerz als bei dieſem Verluſte. Ach, den teuerſten Freund, meinen treuſten Seelenfreund, der mein Herz kannte wie keiner, der mich verſtand in meinen innerſten Regungen, habe ich auf immer, auf immer verloren! Ach! wem ſoll ich nun, wenn wieder Not und Drang über mich kommen, mein Herz ausſchütten? wo Troſt und Beruhigung ſuchen? Ach! nimmer werde ich den herzlichen Druck ſeiner Hand empfinden, nimmer in ſein treues Auge ſchauen! Ach! er war der einzige Freund, der ſich niemals von mir abgewendet, der mit Liebe meine Fehler und Schwächen getragen, der einzige, der mein Streben verſtand und würdigte, der mir behilflich war, der es teilte, der einzige, der mich aufrichtete, wenn ich gebeugt, der mich anregte, wenn ich ſchlaff werden wollte!“

In dieſer rührenden Totenklage erſchließt ſich uns das edle Herz Schaumbergers ohne Rückhalt. Wie ſehr iſt es zu beklagen, daß grade über das Verhältnis zu Schneider keine weiteren Dokumente bekannt ſind! Schneider, der in Jena Jurisprudenz ſtudiert hatte, war jedenfalls ein bedeutender Menſch, durchaus geeignet, einem der Anlehnung bedürftigen Gemüte Führer zu ſein.

Am 30. September 1867 beendete Schaumberger die Lektüre von Auerbachs Roman: „Auf der Höhe.“ Er fand die Dichtung in vielem Freytags „Verlorener Handſchrift“ parallel. Nur erſchien ihm bei Auerbach die Idee reiner und

großartiger aufgefaßt, der Konflikt befriedigender, vollendeter gelöst. Er nennt das Buch „ein großartiges Werk, das zu den herrlichsten gehört, die wir besitzen.“ Alle Charaktere erschienen ihm klar und bestimmt gezeichnet und mit Konsequenz durchgeführt. Manchmal ist nach seinem Gefühle die Seelenmalerei zu weit getrieben. „Indem der Dichter die geheimsten Falten auseinander legen wollte, hat er bisweilen das Totalbild etwas verzerrt und die künstlerische Wirkung durch allzuviel Kunst aufgehoben und vernichtet.“

Man sieht, wie sich Schaumberger immer mehr in Kunstwerke vertieft, wie er immer schärfer analysiert, wie seine Beobachtungen sich immer treffender gestalten. Er fühlte wohl schon manchmal etwas wie Kongenialität in seiner Seele aufwachen, wenn er ein modernes Dichterwerk las. Wie oft schon mochte die innere Stimme in ihm gerufen haben: Versuch's doch auch!

Ob vielleicht solche leise Antriebe aus des Geistes Tiefen in sein Leben einen Zwiespalt warfen? Ob ihm, dem Lehrer, der mit Lust und Liebe seines Amtes wartete, nicht doch bisweilen jetzt schon der Gedanke kam: Wärest Du los und ledig dieser Pflicht, könntest Du ein Dichter sein!? Dann hätte man eine zweite Lösung von dem Rätsel seines gegenwärtigen Seelenzustandes.

Ebenfalls am 30. September schrieb er sein Urteil über Immermanns „Münchhausen“ nieder. Auerbachs Dichtung schien ihm der Immermannschen wenigstens gleich zu sein. Die „Arabeskengeschichte“ Münchhausen wollte er gar nicht beurteilen, da er „sie nicht verstanden,“ wie er naiv bekennt; er redete bloß vom „Hofschulzen.“ In schönen Worten, die wiederum seinem innersten Fühlen und Erleben entquollen, schrieb er den Grundgedanken nieder: „Die Liebe ist das edelste und herrlichste Gefühl des Lebens, durch welches das Göttliche im Menschen am klarsten und reinsten zur Darstellung gelangt. Sie ist es, die den Menschen erhebt; von ihr rührt alles Große und Herrliche her. Sie ist es aber auch, welche den Menschen am tiefsten

ergreift und ganz und gar umwandelt. Die Liebe führt Herz zum Herzen. Aber Liebe kann nur errungen und belohnt werden durch Liebe. Nicht äußere Güter, nicht Rang oder geiſtige Vorzüge können Liebe erſetzen oder bezahlen."

Iſt es nicht, als ſähe man bei dieſer begeiſterten Lobpreiſung zwiſchen den Zeilen hervor die dunklen blitzenden AugenKlaras leuchten? als hätte Schaumberger dieſe goldnen Worte niedergeſchrieben, nachdem ihn ſein geliebtes Weib wieder einmal getröſtet und aufgerichtet in den bangen Seelenqualen, denen er ſich hingegeben?

In den Monaten Oktober und November kam Schaumberger zu dem Fundamente aller Poeſie, zu Homer; er las die „Ilias" und die „Odyſſee." „In den trüben Herbſttagen bot ihm die Lektüre dieſer Kunſtwerke einen unvergeßlichen Genuß." Nebenbei ſuchte er an der Hand von Moritz Carriére's Werk: „Über das Weſen und die Formen der Poeſie" in dieſen ewig giltigen Kanon aller Poeſie einzudringen. Namentlich die Abhandlung über „Die Epik im allgemeinen" ging er genau durch in ſeiner gründlichen, alles ſorgfältig bedenkenden und mit eignen Gedanken durchtränkenden Weiſe. Alles leuchtete ihm ein in der Darſtellung des bedeutenden Kunſtphiloſophen; „Satz für Satz könnte er belegen aus Homer," den er ſo überaus liebgewonnen. Was ihm an Homer beſonders wohlgefiel, das war die Verwandtſchaft mit deutſcher Sitte und deutſchem Weſen, die ihm aus jeder Zeile des herrlichen Gedichtes entgegentrat. Nach ſeiner Meinung brauchte man nicht mit beſonderen Vorbereitungen an Homers Gedichte heranzutreten, brauchte man ſich nicht erſt über Zeit und Verhältniſſe derſelben zu unterrichten. Er ſchrieb: „Man wird nicht einmal merken, daß man Überſetzungen genießt, ſo unmittelbar wirken die Gedichte auf uns, ſo gewaltig ergreifen ſie."

Von Homer ging Schaumberger unmittelbar über zum Nibelungenliede. Was er darüber niederſchrieb, iſt wiederum bedeutſam für das Verſtändnis ſeiner geiſtigen Entwicklung. Es zeigt, wie weit er ſchon vorgeſchritten war in der theoretiſchen

Kenntnis der Dichtkunſt und ihrer Anforderungen, wie genau er alle Regeln ſich eingeprägt und zurechtgelegt, wie ſehr mit eignen Ideen er ſie verwebt hatte. Man ſieht den künftigen Dichter immer mehr und mehr in das techniſche Rüſtzeug hineinwachſen, deſſen der Poet, und ſei er der gottbegnadetſte Genius, nun einmal nicht entbehren kann.

Am 15. Dezember verbreitete er ſich ausführlich über den Eindruck, den die Nibelungen in ihm hinterlaſſen, über alles das, was er aus dem wundervollen Werke für ſeine Zwecke herausgeleſen hatte. Er ſchrieb:

„Die Gefühle werden hier nicht als ſolche geſchildert, ſondern aus den Handlungen und Äußerungen der Perſonen erkannt. Der Sänger iſt eins mit ſeinem Volke; er iſt des Eindruckes gewiß, den ſein Geſang ausüben muß. Nirgends will er erklärend das Verſtändnis erhöhen, nirgends durch Pracht der Schilderung oder Erhebung des Gemüts den Eindruck verſtärken. Einfach und ſchlicht fließt die Erzählung dahin.

Aber der Sänger iſt auch eins mit ſeinem Stoffe. Er würde ſelbſt handeln wie ſeine Recken. Er ſelbſt iſt treu und tapfer wie ſeine Helden. Der ‚ſchwinde Schwertesſchwang,‘ ein lichter Helm und Schildesrand iſt ſo gut ſeine Freude wie die ihre. Auch die Luſt an Muſik mußte in ihm lebendig ſein, ſonſt hätte er nicht Volkers Geigenſpiel ſo wundervoll ſchildern können.“

Das Nibelungenlied beſtätigte dem werdenden Poeten aufs neue die Überzeugung: „Die epiſche Dichtkunſt iſt die Plaſtik innerhalb der Poeſie. Alle Figuren ſtehen im vollſten Leben vor uns; nichts iſt verblaſen und undeutlich. Nicht nur das innere Leben der Perſonen wird uns klar, ſondern ſogar ein Bild ihrer äußeren Figur bildet ſich in uns. Auch hier iſt keine Heuchelei, keine Verſtellung; jeder giebt ſich, wie er iſt.“

„Die Forderung der Stetigkeit erfüllt das Gedicht in großartiger Weiſe, namentlich im letzten Teile. Langſam, in wahrhaft klaſſiſcher Ruhe wird Bild vor Bild entrollt; ohne

Haſt, in epiſcher Breite, im vollen Bewußtſein des Ausganges ſtrömt die Erzählung dahin.

Auch im Nibelungenliede iſt jede Figur ein ſelbſtändiges Weſen, das unſern Anteil für ſeine Erlebniſſe in Anſpruch nimmt, ohne den höhern Anteil am Ganzen zu beeinträchtigen oder zu trüben. Von einer Hauptperſon, einem Träger der Idee, kann man nicht reden.“

Dieſe Anſchauungen Schaumbergers ſind wichtig für das Verſtändnis ſeiner eignen Dichtungsweiſe und ſeiner Dichtungen. Man könnte ſie das Programm nennen, nach dem er ſpäter ſchuf. Wenn man darauf hin ſeine ſämtlichen Erzählungen durchlieſt oder noch einmal im Geiſte an ſich vorüberziehen läßt, ſpringt das ſofort in die Augen. Hier hätten wir denn auch den Grund gefunden für die hie und da gerügte Breite in Schaumbergers Vortragsweiſe. Sie iſt übertragen aus „Ilias,“ „Odyſſee“ und „Nibelungenlied.“ Sie ſetzt ein liebevolles Vertiefen in den Dichter und das Gedicht voraus, wie es allerdings exiſtierte in einer Zeit, wo die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden war, die immer neuen Leſeſtoff auf den Markt wirft, in einer Zeit, wo das Gedicht vorgetragen wurde durch den Mund des Rhapſoden oder wo der Barde ſeine Heldenlieder dem lauſchenden Volke in die Seele ſang.

Ernſte Gedanken mochten gewiß den jungen Mann bewegen, als in der Sylveſternacht die Glocken die erſte Stunde des neuen Jahres verkündeten. Daß ihm dasſelbe aber ſo unſägliche Not, ſo viel Jammer und Herzeleid bringen würde, dachte er doch wohl nicht.

Am 7. Februar machte Schaumberger einen Beſuch in Seidmannsdorf. Noch an demſelben Tage kehrte er zu ſeiner Klara zurück, deren ſchwere Stunde nahte. Am nächſten Tage, den 8. Februar, früh ½6 Uhr, ward ihm ein Sohn geboren. Die Entbindung ging leicht und glücklich von ſtatten; doch bereits nach einer halben Stunde traten Blutungen ein, infolge deren Klara in eine tiefe Ohnmacht verfiel. In ſeiner Angſt

eilte Schaumberger noch im Morgengrauen zum benachbarten Pfarrhauſe und pochte dort ans Fenſter. „Geiſterbleich trat er hinein, als ihm geöffnet wurde.“ Als ein treuer Freund in der Not ſtand ihm ſein Pfarrer zur Seite. Nachdem Klara um 10 Uhr aus ihrer Ohnmacht erwacht war, trat Beſſerung ein. Am Sonntage kam der Doktor. Die Nacht zum Montage ging es wieder ſchlimmer. Der Montag ſelbſt verlief gut; am Dienstage kam in der Nacht ein neuer Ohnmachtsanfall; in der Nacht des Freitags litt die Kranke an heftigen Schmerzen. Doch wäre ſie vielleicht wieder geneſen, hätte nicht ein äußerlicher Umſtand die Kataſtrophe herbeigeführt. Am Morgen des Dienstags brach plötzlich im Nachbarhauſe Feuer aus. Der Schreck darüber wirkte auf die junge Wöchnerin geradezu vernichtend; abends ½7 Uhr ſtarb ſie. Ihr letztes Wort war: „Heinrich!“

Doch Schaumberger hörte dieſen Abſchiedsruf nicht. Es war ihm unmöglich, das junge, blühende Leben ſeiner geliebten Klara verlöſchen zu ſehen. Er ſchreibt ſelbſt darüber: „In dumpfem Brüten lag ich drüben im Pfarrhauſe auf dem Sofa und fragte nur immer: ‚Wann hat ſie's überſtanden?‘ Die Leute gingen ohne Antwort von mir. Niemand getraute ſich, mir zu ſagen, daß der arme Engel lange ſchon verſchieden war — und ich wußte es doch. Zuerſt kam der Doktor und gab mir Tropfen. Dann ſetzten ſich mein Schwiegervater, Pfarrer Ruder und mein Gevatter Reichenbach zu mir; ſie ſahen mich ſo ſtill und traurig an. Der Doktor aber ſchüttelte den Kopf. Das alles geſchah mir wie im Traum; aber noch heute, nach vier Jahren, iſt es mir ſo klar, ſo entſetzlich klar, daß ich jede Muskel in den Geſichtern zucken ſehe. Ich wußte auch, daß mir die Freunde ſagen wollten: Deine Klara iſt geſtorben! Ich wußte, daß ſie fürchteten, ich würde in Raſerei fallen. Ich hätte gern zu ihnen geſprochen: Sagt es doch heraus, ich weiß es! Aber ich konnte nicht; ich war ſo unſäglich müde, ſo todestraurig; ich konnte nicht ſprechen. Zuletzt brachte ich mit Mühe, mit einer Anſtrengung, die ich nie vergeſſen werde, das eine Wort heraus: ‚Wann?‘ Leiſe nannte der

Doktor eine Stunde — aber ſchon hörte ich nichts mehr; die Beſinnung verließ mich. — — Und dann das Erwachen! Ich möchte jetzt noch weinen, weinen und immer weinen!

Zuletzt führten ſie mich ins Schulhaus. — —"

Wie ſehr den Unglücklichen hier, an der Leiche des geliebten Weibes, der Schmerz überwältigte, entzieht ſich jeder Schilderung. Oft genug noch werden wir den Nachhall ſeines Jammers aus ſeinen Tagebuchblättern hören.

Am Tage nach Klaras Tode kam Schaumbergers Vater, das Weitere zu ordnen. Das Begräbnis der jungen Mutter, die kaum ihr Kind geſehen, erfolgte am Freitag. Tags zuvor war der Knabe getauft worden und hatte dabei die Namen Friedrich Auguſt Karl Reinhold erhalten. Als alles vorüber war, verließ Schaumberger mit dem Vater den Ort ſeines Elends; bis Donnerstag blieb er daheim in Weißenbrunn. Dann kehrte er über Seidmannsdorf und Coburg nach Ahlſtadt zurück, zurück in die öden Räume, wo vordem das Glück wohnte, wo er von nun an ſo namenlos unglücklich ſein ſollte.

In ſein Tagebuch ſchrieb er das Gedicht:

Nun ſchiedeſt Du, die Zeit iſt um,
Und ließeſt mich zurück!
Ich ſtehe ſtill, ich ſtehe ſtumm,
Denn mit Dir geht das Glück.

Da iſt noch einzig ein Geſchick,
Da lebt noch eine Welt,
Wohin aus Deinem Aug' ein Blick,
Aus Deiner Seele fällt.

Ein Strahl iſt nur der Sonnenſtrahl,
Der leuchtet, wo Du ſtehſt,
Und aller Glanz erliſcht zumal,
Wo Du von dannen gehſt.

Doch eins bewahr' ich, wäre mir
Sonſt nichts von Dir geſchenkt:
Was ich beginne, bleibt von Dir
Und Deinem Geiſt getränkt.

Und wenn der Jugend Flor zerſtiebt,
Die Dich umfloſſen hält:
Ich habe keinen Lenz geliebt,
Der mit der Blüte fällt.

Darunter ſchrieb er, gleichſam all' ſein Glück und ſeinen Schmerz in ſechs Zeilen zuſammenfaſſend:

Sonntag, den 22. Juli 1866, mit meinem Klärchen verlobt.
Sonntag, den 16. September 1866, Hochzeit.
Sonnabend, den 8. Februar 1868, mein Söhnlein geboren.
Dienstag, den 18. Februar 1868, abends 7 Uhr, ſtarb meine Klara.
Freitag, den 21. Februar, ward ſie beerdigt.
Und mit ihr ging das Glück!

Der Tod Klaras hatte Schaumberger aufs furchtbarſte niedergeworfen Am liebſten wäre er ihr nachgeſtorben. „Es war ihm, als ſei die Sonne ſeines Lebens ausgelöſcht, als umſtarre ihn nur noch finſtre Nacht.“ Und ſeine zarte Poetenſeele war doch des Lichtes ſo bedürftig! In den drei Gedichten, die im 9. Bande unter Nr. 10 bis 12 ſtehen, ſtrömte er den heißen Schmerz aus, der in ihm wühlte, der ihm die Freude an allem, auch an ſeinem Söhnchen, vergällte.

Das erſte Gedicht, Pfingſten 1868 entſtanden, überſchrieb er im Tagebuche: „An Klara“. Seit ſie geſchieden, ſeine Liebe, ſein Herz, blieb ihm nur Jammer, Sehnſucht, herbſter Schmerz! Öde erſcheint ihm die Welt, ſo leer ſein eignes Haus; ohne Ruhe irrt er umher; die Sehnſucht nach der toten Geliebten verzehrt ihn. Wohin er auch ſeine Blicke richten mag, überall fehlt ſie ihm, der gute Engel ſeines Daſeins. Thränen brechen dann wohl aus ſeinen Augen, er meint, vor Schmerz vergehen zu müſſen. Er ruft dem Tode: „Was ſäumſt Du ſo lange? Wüßteſt Du, was Sehnſucht iſt, Du löſteſt mir die Bande des Lebens auf; ich ſchwänge mich dann auf zu ihr, zu ihr!“ Muß er dennoch weiter leben, ſo will er nur ihr, der Toten, noch leben. Wie glüht die Sehnſucht nach ihr in ſeiner Seele!

Ja, er will das Leben tragen — dem Kinde zu Liebe, das als einzige Erinnerung an Klara ihm geblieben iſt. Als teures Gut will er es anſehen, das ſie ihm anvertraut; in treuer Hut will er es halten, himmelan es leiten, die Bahn des Lebens ihm ebnen.

Aber wenn dieſe Zeitlichkeit durchkämpft iſt, dann erſt geht ſein Freudentag wieder an: die Getrennten ſehen ſich wieder und bleiben vereint — in Ewigkeit!

Dieſem tiefempfundenen Sehnſuchtsrufe ſchließt ſich die „Klage“ an, die Schaumberger am 5. Juni 1868 niederſchrieb. Der Dichter redet zu ſeinem unruhigen Herzen: Sei ſtille! Trage! Es iſt Gottes Wille, daß Du klagen ſollſt. Ja, Du darfſt klagen, darfſt in Deinem Schmerze den Himmel fragen: Warum er ſo ſchwer Dich ſchlug, daß Du kaum es tragen kannſt? Warum er Dir den Frieden genommen? Warum Dein Glück auf Erden zerronnen iſt? Warum Dein Liebſtes ſcheiden mußte und Dir nun nichts blieb als Leiden? Er ſelbſt weiß auf alle dieſe bangen Rätſelfragen nichts zu antworten; er kann dem todwunden Herzen nur immer wieder zurufen: Sei ſtille! Trage! Klage!

Das dritte Gedicht: „Friedhofsempfindungen“ hat eine eigne Entſtehungsgeſchichte. Schaumberger berichtet darüber: „Das Gedicht iſt in Weißenbrunn entſtanden. Ach, das war auch ein Schmerzensſchrei, der ſich meinem gequälten und gefolterten Herzen entrang.“ Er war damals wie ein „rohes Ei“, krankhaft aufgeregt durch und durch; die geringſte Veranlaſſung konnte ihn aus dem Gleichgewichte der Seele bringen. „Eine Rückſichtsloſigkeit, die ihm widerfuhr, wirkte ſo aufregend auf ihn, daß er ganz außer ſich auf den Friedhof eilte, ſich auf das Grab der Mutter warf und bitterlich weinte. Dort ward er ruhig, und dort entſtand das Gedicht.“ Wie ergreifend klingen die Verſe:

Gedenken wirſt mit Schmerzen
Du ihrer Liebe Glut,
Wie Du am treuen Herzen
Dereinſt ſo ſanft geruht.
Dann hörſt Du wieder klingen
Manch' ſüß bekanntes Wort,
Und Dir im Herzen ſchwingen
Die trauten Klänge fort.
Und treue Augenſterne,
Sie glänzen wieder licht,
Ruh'n liebend aus der Ferne
Auf Deinem Angeſicht.

Am 29. Juli 1868 nahm Schaumberger ſeine regelmäßigen Tagebuchaufzeichnungen wieder auf. Er kehrte an dieſem Tage von Weißenbrunn zurück, wo er acht Tage geblieben, „heim in ſein ödes, trauervolles Haus.“ Er klagte: „Ach, nun bin ich wieder einſam, einſam und allein unter lauter fremden Menſchen; kein Herz, durch innige Liebe mir verbunden, ſchlägt mir entgegen, und eiſige, kalte Luft weht mich an. Mein grenzenloſes Elend ſteht rieſengroß vor mir. Nur mein armes, verwaiſtes Kind lächelt mir zu! O, auch dieſes Lächeln bohrt den Stachel nur noch tiefer in mein zuckendes, blutendes Herz. Was bin ich — was ſoll noch aus mir werden?“

Noch nie war ihm der Abſchied von ſeiner Kindesheimat, von ſeinem Vater ſo ſchwer geworden. „Es war ihm, als ſei es ein Abſchied für immer, als ſollte er nie mehr in dieſe ihm einzig noch liebend zublickenden Augen ſehen, nie mehr den innigen Druck der warmen Hand empfinden, nie mehr die Stätten erblicken, wo er jugendlich heiter gejubelt, wo ſein Herz einſt ſehnend und ahnungsvoll hinausſchwärmte in die Ferne, in die Zukunft. Als frühgealterter, lebensmüder Mann hatte er jetzt die Heimat wiedergeſehen, in welcher ſich einſt ſo oft die friſche, frohe Thatkraft ſeiner Seele geregt; mit gebrochnem Herzen blickte er dahin, wo ihm ſo oft die Ahnung künftigen, überſchwenglichen Glücks durch die Seele gezogen war. Die vielen Felder, die er ſchon leer ſtehen ſah, über deren Stoppeln nun der Wind ſauſte, die Blätter, die müde an den Bäumen zu hängen ſchienen, ſprachen vernehmlich zu ihm: ‚Bald wird der Kummer um den entſchwundenen Lenz unſre Wangen entfärben und den Glanz des friſchen Lebens abſtreifen. Auch Dein Lenz iſt entflohen; auch Dir wird der Kummer die Wangen bleichen, die Laſt der ungeweinten Thränen wird Dein Herz brechen, und wie das Laub wirſt Du ſinken in ein frühes Grab!‘ —

Mit ſtiller Wehmut blickte er in die Zukunft, die ihm noch vor kurzem ſo verheißend gelacht, die er ſich ſo voller Glück und Liebe geträumt hatte; traurig ſchaute er jetzt hinaus in die Jahre, welche er mit ſeinen Thaten hatte erfüllen

wollen. Jetzt zeigte ihm die Zukunft nichts mehr als ein Grab, ein Grab dort auf dem ſtillen Plätzchen, wo ſein alles begraben war.“

Aber da ward ihm Troſt in ſeinem Elende. Er ſchreibt: „Die holde Geſtalt meines Genius ſtieg vor mir auf, umfloſſen von himmliſchem Liebreiz, ſtrahlend in unendlicher Liebe, Güte und Treue. Und meine Sehnſucht ward mächtig, und mein Geiſt ſtrebte, den ſpröden Stoff zu überwinden und wieder eins zu werden mit dem Weſen, welches den tiefſten Grund ſeines Seins erfüllte. Ob auch der Himmel trübe und zerriſſen über mir hing — die ſanften Augen meines Engels wurden mir zum Himmel, und ich ſog himmliſche Seligkeit aus dieſen Blicken. Aber dieſe Augen gehören ja nicht blos meiner Geliebten, o, ſie leben noch! Und wie mit tiefem Vorwurfe fühlte ich ein paar herzige, wonnige Kinderaugen auf mir ruhen, als ſprächen ſie: Willſt Du uns denn auch verlaſſen, die wir doch ſonſt niemand haben als dich? Soll uns denn der innige Blick elterlicher Liebe ganz unbekannt bleiben?“

Ach, da erſt bäumte ſich in der Seele des Verlaſſenen der wildeſte, gräßlichſte Schmerz auf! Die Sehnſucht trieb ihn zu der toten Gattin, und jubelnd hieß er den frühen Tod willkommen, der ihn wieder mit ihr, der Einzigen, Unvergleichlichen, vereinigen ſollte; und die Liebe zu ſeinem und ihrem Kinde, deſſen Leben ſie mit dem ihren erkaufte, riß ihn zurück ins Leben und hieß ihn dulden und tragen, hieß ihn ſtark ſein im Elend und mutig im Jammer. Hatte ſie es ihm nicht hinterlaſſen als ein heiliges Vermächtnis? War das Kind nicht ohne ihn ganz einſam und verlaſſen in der Welt?

So fluteten in ſeiner Seele die Gedanken hin und her; Todesſehnſucht und Lebensdrang ſtritten um die Herrſchaft.

„Aber immer wieder kamen doch die Ahnungen des Todes, ſpottend ſeiner Vorſätze, ſich dem Leben erhalten zu wollen; und nun kamen die Ängſte und Sorgen: Was ſoll aus dem armen Kindlein werden, wenn er dereinſt nicht mehr iſt?“

Alle Qualen ſeines gefolterten Gemütes, deren Druck er doppelt fühlte bei ſeinem auch körperlich leidenden Zuſtande,

löſten ſich in dem ergreifenden Gebete, womit er die vorſtehende Selbſtſchilderung abſchloß:

„O, Du Allvater! Gieße mir Kraft ins Herz, daß ich den tötenden Schmerz überwinde! Aber laß glühen und brennen in mir die Liebe zu meiner Entſchlafenen! O, halte fern jeden Gedanken, der den ſeligen Geiſt betrüben könnte, halte friſch die Erinnerung an die Edle, die Reine, an ihre unendliche Liebe, Güte und Treue! Gieb mir Kraft, den verzehrenden Jammer zu überwinden, gieb mich dem Leben wieder, erhalte mich noch meinem Kinde, daß ich es liebend heranbilden kann zu allem Guten, Edlen und Schönen, daß ich es leiten möge durch die Verſuchungen und Gefahren des Lebens, daß ich ihm ein warnender, ratender, tröſtender Führer ſein kann, bis ſeine eignen Kräfte erſtarkt ſind, bis es gefeſtigt iſt in allem Guten! Dann, o Unendlicher, dann löſche meinen Namen aus unter den Lebenden, dann nimm mich weg von dieſer Erde! Dann laß mich ruhen an der Seite meines Weibes, ruhen von Elend und Jammer, und doch leben in ſeliger Vereinigung mit dem Weſen, welches mein letzter Gedanke, mein letzter Seufzer ſein wird. O, Du Unausſprechlicher, erhöre das Flehen Deines Kindes!“

Schaumberger iſt ſeinem Gelübde treu geblieben. Nie hat er ſeine Klara vergeſſen, auch dann nicht, als ihm neues Liebesglück erblühte. Gegen ſeine zweite Braut Magdalene Bagge, die nie mit einem Schatten ihm die Rückerinnerung an die Geſchiedene trübte, ſprach er ſich zu wiederholten Malen darüber aus. In einem Briefe vom 9. September 1871 ſchrieb er ihr: „An Klaras Geburtstag ſtieg ihr Bild in lebensvoller Klarheit vor mir auf. Ach, es war mir ein grimmiger Schmerz, daß ich ihr ſo wenig Freuden hatte ſchaffen können. Aber ich konnte mich tröſten: ich hatte ſelbſt ja doch noch weniger vom Leben gehabt, ich hatte ihr ja doch manchen Schmerz erſpart, hatte ihn auf mich allein genommen und ihn einſam getragen. Ich konnte ruhig dem Bilde Klaras in die Augen ſehen; ich hatte das Meine gethan. Und das Bild meiner Teuren ſah ja auch heiter und glücklich aus. Ach, ich durch-

lebte die ganze Zeit, ſeitdem ich Klara gekannt, noch einmal alle glücklichen und traurigen Stunden wurden in mir wieder lebendig. Und ich gedachte an Dich, und da ſtanden dann zwei teure Geſtalten vor mir, in der Mitte mein Kind. Ich ſtützte meinen Kopf in die Hände — wie mir war, kann ich Dir nicht ſagen.“

Wenn er aber ſo Klaras und Magdalenens gedachte, zog ſich ſein Herz zuſammen; denn er bedachte, daß er Magdalenen vielleicht ebenſobald entriſſen werden könne, wie Klara ihm! Er rief aus: „O, Gott bewahre Dich vor ſolchem Schickſale; es iſt zu ſchrecklich! Liebe und Treue iſt ſo ſelten auf der Welt!“

Am 16. September 1871 war er immer noch in demſelben Gedankenkreiſe. Er ſchrieb: „Wohl iſt es hart, daß unſre arme Klara ſo bald aus der lichtprangenden Welt ſcheiden mußte, da ſie kaum die höchſte Wonne des Lebens, das Mutterglück, kennen lernte; aber ſie hat doch ein ſchönes Leben gelebt. Rein ging ſie durch das Leben; im vollen Glanze der Jugend, friſch wie eine eben erblühte Roſe, ſchied ſie dahin — und ewig jung und rein und ſchön lebt ſie in der Erinnerung der Ihrigen fort. Noch hatte ihr die menſchliche Bedürftigkeit nicht ihren rauhen Stempel aufgedrückt; wie ein frohes Kind war ſie ſpielend durchs Leben gegangen — ſollen wir ſie noch beklagen?“

Am 24. Oktober 1871 berichtete Schaumberger der Braut von einem Traume. Am Sonnabend vorher hatte ihn ein ſchwerer Krankheitsanfall heimgeſucht, bei welchem er das Schlimmſte befürchtete. Den darauffolgenden Sonntag war er recht ſchwermütig und betrübt und ſehnte ſich nach dem Tode. In der Nacht träumte ihm von ſeiner Klara. Er erzählte der Braut: „Mit ihrem himmliſchen Lächeln, mit ausgebreiteten Armen kam ſie mir entgegen — ich warf mich an ihr Herz! O, wie ward mir ſo wohl, ſo friedlich! Wie ſonſt ſtrich ſie mir ſanft über die Stirn und küßte mich auf die Augen! Ich wollte ſterben, um immer bei ihr zu ſein. Als ich aber die Augen wieder aufhob, da war es nimmer Klara, da warſt Du es, an deren Herzen ich ruhte — und nun umfaßten und küßten wir uns, und Klara ſtand daneben und lächelte.“

Fort und fort gedachte er der Teuren. So oft ihr Geburts- oder Todestag wiederkehrte, überließ er ſich den ſchmerzlich-ſüßen Erinnerungen. So ſchrieb er am 4. Februar 1872 an Pfarrer Bagge, dem er zum Geburtstag gratulierte: „Dem heutigen frohen Tage folgen auch gar ernſte Gedenktage. Du wirſt mich nicht ſchelten, daß ich auch jetzt noch mit Wehmut der ſchweren und ſchrecklichen Zeiten gedenke, da ich durch Euch und meine Braut ſo reichen Erſatz des Verlorenen gefunden habe. Ganz abweiſen laſſen ſich die Erinnerungen nicht. Aber es iſt kein troſtloſer Schmerz mehr, wie früher wohl, es iſt eine milde, ſanfte Wehmut, die alte menſchliche Klage über die Vergänglichkeit des Glückes.“

Und ein Jahr ſpäter, am 9. Februar 1873, ſchrieb er an denſelben väterlichen Freund, der unterdes ſein Schwiegervater geworden war: „Die trüben, trüben Tage ſind nun einmal wieder gekommen. Was waren das für Zeiten vor fünf Jahren! Aber die Vergangenheit hat doch keine Macht mehr über mich. Klara, das liebe, ſüße Weſen, lebt zwar in meinem Herzen fort, aber ihr Bild verträgt ſich gar wohl mit der beglückenden Gegenwart. In Wahrheit kann ich ſagen: Und ſiehe, es iſt alles neu geworden!“ —

Freilich, zu dieſer Reſignation kam Schaumberger eben erſt nach Jahren. Noch ſchwere Kämpfe mit ſich ſelbſt mußte er ausfechten, ehe er ſich zu dieſer erhabenen Anſchauung erhob, ehe ſich aus dem leidenden Dulder der gottergebene Philoſoph entwickelte, als welcher Schaumberger in ſeinen letzten Lebensjahren und infolgedeſſen in ſeinen Dichtungen erſcheint. Erſt unter dem überaus milden, durch Liebe und Frömmigkeit ſänftigenden Einfluſſe Magdalenens vollzog ſich dieſe innere Umſtimmung und Umwandlung, wie wir ſpäter ſehen werden.

Jetzt, wo er in Ahlſtadt „einſam und verlaſſen“ lebte, brauſte und gährte noch alles in ihm. Kurz vor ihrem Scheiden hatte ihm Klara den Vers in ſein Exzerptenheft eingetragen:

O, wär' es bloß der Wange Pracht,
Die mit den Jahren flieht!
Doch das iſt's, was mich traurig macht,
Daß auch das Herz verblüht,

Die Bruſt, die einſt ſo heiß gewallt,
Vergißt, wie ſie geliebt!

Als er dieſe Zeilen am 26. Auguſt wieder überlas, da kam ihm der Gedanke: „Sollte damit eine Prophezeiung für die Zukunft ausgeſprochen ſein? Sollte auch mein Herz jemals verblühen? Sollte es vergeſſen können, wie es einſt geliebt, und wie es, ach! wieder geliebt wurde, ſo innig, ſo treu und ſo ſelbſtlos? Sollte auch in meiner Bruſt jener Egoismus noch lebendig ſein, der nur im eignen, perſönlichen Glücke ſeine wahre Befriedigung findet? Sollten alle die glühenden Empfindungen, welche Du in mir wach gerufen durch Dein reines, herrliches Selbſt, ſollten die heiligen Schwüre, die Du ſo innig vertrauend und hingebend von meinen Lippen geküßt, ſollten ſie nichts geweſen ſein als augenblickliche Wallungen, nichts als ſchillernde Seifenblaſen?“

Und ſtoiſch rief er der eignen Seele zu: „O ſchäme Dich, Du wankelmütiges Herz, daß Du ſchon wieder mit weltlichen Gedanken, mit ſtolzen Plänen erfüllt biſt, daß Du nur auf Augenblicke vergeſſen konnteſt Dein Ideal, Dein alles! O kehre um und halte treu und tapfer aus bei der Einen, der nur allein, ewig allein Dein ganzes Weſen angehört, bei welcher Du allein endlich Ruhe und Seligkeit finden, durch welche allein Du Deinem hohen Ziele nahe kommen kannſt. Vernichte alle Triebe, zu hohen Zielen in dieſer Welt noch gelangen zu wollen! Verbanne alle Träume eines irdiſchen Glückes! Hebe Deine Augen auf zum Himmel: da iſt Deine Heimat, Dein Glück, das Ziel Deines Strebens! Vergiß nie und nimmer, daß wahre Liebe und Treue ihre Vollendung erſt im Grabe finden! O, werde demütig, Du eitles Herz, werde demütig, damit nicht noch Dein ganzes Sein vernichtet werde!“

Welches die „weltlichen Gedanken und Ziele, die ſtolzen Pläne“ waren, mit denen er ſich wieder trug, läßt ſich unſchwer erraten. Immer klarer mochte es ihm in den Tagen des Schmerzes geworden ſein, welche Kräfte gebunden in ihm lagen. Sein Genius regte mächtig und mächtiger die Flügel. Aber noch größere Prüfung, eigenſtes perſönliches Leid, phy-

ſiſcher Schmerz mußte über ihn kommen, ehe ſein Geiſt ganz frei die Schwingen regen konnte und ſich kraftvoll erhob, dem Lichte, der Sonne entgegen.

Daß Gedanken ſolcher Art in ihm lebendig wurden, beweiſt ein wenige Tage ſpäter, am 2. September 1868, erfolgter Eintrag in das Tagebuch.

Er beſuchte einen Freund, der ſo ernſtlich krank war, daß Schaumberger ihn nicht einmal ſehen durfte. „Auf dem Nachhauſewege, als er in zauberhaftem Mondſchein durch den Wald ſchritt, durchzogen eigentümliche, ernſte Gedanken ſeine Seele.“ Er ſchreibt darüber: „Ich ward ſo weich und doch ſo gehoben; ich empfand ſo lebhaft der Menſchheit ganzen Jammer und fühlte doch auch eine herrliche, göttliche Kraft in mir, für viele zu leiden, zu tragen, für viele den Sieg zu erringen. Ich gäbe etwas darum, vermöchte ich heute jene Ideen feſtzuhalten, die geſtern mein Herz bewegten. Doch würde dies mehr als ein Buch füllen. Was ich geſtern als Ureignes in mir gefühlt, wird auch unausgeſprochen in mir fortleben. O, gelänge es mir, alles das, was ich damals empfand und dachte, rein und voll darzuſtellen!“

Hierin haben wir eine hochbedeutſame Konfeſſion zu erblicken, eine Selbſtoffenbarung der geheimſten Triebfedern ſeines Lebens, wie ſeines ſpäteren Dichtens. Es iſt das eine Andeutung ſeines Genius, zugleich ein Hinweis auf die Tendenz desſelben: für das Wohl der Menſchheit zu wirken. Heute, wo vieles von dem ausgeſprochen und ausgeſtaltet iſt, was ſich damals in des jungen Mannes Bruſt regte, heute können wir ausrufen: Wie wunderbar kündet ſich doch der Dichter in Schaumberger an! Wie muß gerade das, was ihm zunächſt ein ſchweres Unglück war, ihm eine Stufe werden, dem erhabenen Berufe entgegen zu ſchreiten, den Gott unverkennbar in ihn gelegt!

* * *

Gehen wir noch einmal zurück in Schaumbergers Leben, ſo finden wir, daß ſich nach dem unglücklichen 18. Februar

1868 im Laufe der Zeit allmählich doch ein Ausgleich in seiner Seele vollzog. Dazu verhalf ihm seine Arbeit in der Schule.

Arbeit ist das beste Heilmittel für jeden Schmerz! Das hatte er frühe schon erkannt, das wurde ihm bald zu einer Hauptmaxime seines Lebens. Unter seinen Kindern hellten sich seine verdüsterten Mienen wieder auf, da traten die finsteren Gedanken in den Hintergrund, da fing der reiche Quell wieder an zu fließen, der so mächtig aus seiner edlen Seele hervorbrach: der Quell der Menschenliebe. Und wie er Liebe säete, so erntete er Liebe. Seine Kinder hingen an ihm; sie fühlten das treue Lehrerherz durch in seiner Erziehungsweise. Seine Schultagebücher aus der Ahlstädter Zeit, die ihm zuweilen auch zum Tagebuche seines Seelenlebens wurden, liefern Beweise davon. Rührend war es dem trauernden Wittwer, als am Abende des 25. Aprils 1868 drei von den zu Ostern entlassenen Schülerinnen zu ihm kamen mit Kränzen und einer Guirlande für das Grab „seiner einzigen Klara“. Diese zarte Aufmerksamkeit aus Kinderherzen heraus that dem feinfühligen Manne unendlich wohl.

Am darauffolgenden Sonntage entwarf er die Zeichnung zu einem Grabsteine für die Geschiedene. In Trauergedanken mag er die ganze Woche verbracht haben. Acht Tage später, am 2. Mai, „überwältigte ihn der Schmerz über Klaras Hingang so sehr, daß er das Schulzimmer verlassen mußte.“ Zwei Tage später erhielt er Klaras Bild, eine groß ausgeführte, schöne Photographie in Goldrahmen. Er richtete jetzt sein Oberstübchen neu ein und gab dem Bilde den Ehrenplatz. Heute hängt es, fast das einzige Erinnerungszeichen an Klara, über Schaumbergers Schreibpult, an dem jetzt sein Sohn Karl seine Tertianerarbeiten fertigt.

Weiter steht in einem Schultagebuche eine ominöse Einzeichnung, die mit einem Schlage die traurige Geschichte seiner späteren namenlosen Leiden erhellt. Er schrieb unterm 4. Mai: „Ich litt sehr am Halse und konnte darum die erste Stunde nicht halten. Ich beschäftigte meine Kinder still. In der zwei-

ten Stunde verſuchte ich, ſo gut ich konnte, meiner Pflicht nachzukommen.“

Hier ſehen wir das Leiden auftreten, an dem er ſechs Jahre ſpäter zu Grunde ging. Wir können von hier einen Rückſchluß machen auf die Tage vor Klaras Tod, wir können annehmen, daß die Traurigkeit, die ihn oft ohne ſichtbare Veranlaſſung überfiel, ihren Grund hatte im Beginne der furchtbaren Krankheit. Wir ſehen dieſes Leiden verſtärkt auftreten infolge des Schlages, der ihn getroffen, infolge der durchlebten Seelenerſchütterungen. Die unheimlichen Mitteilungen über die Wiederholung ſeiner Krankheit folgen ſich nun leider! in immer kürzeren Intervallen. Gewiſſenhaft buchte Schaumberger alles. Er ſah ſeinem Zuſtande und der allmählichen Verſchlimmerung desſelben mutig ins Auge. Er wußte, was ihm bevorſtand und rief alle Seelenkräfte ins Feld zum Widerſtande gegen das tückiſche Übel.

Am 1. Juli war Klaras Leichenſtein fertig. Schaumberger war auf dem Kirchhofe, während derſelbe geſetzt wurde. Es ſcheint, als hätte er in dieſer ganzen Zeit nicht viel Sinn für alles andere gehabt; die trauernde Rückerinnerung an die Tote beherrſchte ſein ganzes Leben.

Fürchterlich packte ihn das Gefühl ſeines Verluſtes, ſeines traurigen Verlaſſenſeins wieder am 7. September, am 20. Geburtstage Klaras. Er ſchrieb: „Heute iſt der Geburtstag meiner ſeligen Gattin, und wenn ich mich auch am Morgen bezwang und meine Pflicht erfüllte, jetzt kann ich es nimmer! Mein Schmerz iſt zu groß. O wie anders, anders könnte es doch jetzt ſein!“ — Dieſe Worte bedürfen keines Kommentars.

Die erneute Aufregung ſeines Gemüts wirkte abermals ungünſtig auf ſeinen körperlichen Zuſtand. Am 10. September hatte er einen neuen Krankheitsanfall. Er fühlte ſich ſehr abgeſpannt und körperlich und geiſtig ſo angegriffen, daß es ihm unmöglich war, recht Schule zu halten. Er beſchäftigte die Kinder, „ſo gut es gehen wollte.“

Zwei Monate ſpäter, am 15. November, packte ihn das

Übel abermals. Lakoniſch berichtet er: „Mein Hals hatte geblutet, und vor Schmerz konnte ich nicht mehr reden.“ —

Der unglückliche 18. Februar 1868 war für Schaumberger wie ein Schiffbruch geweſen, in dem er alles, alles verloren, woran bis jetzt ſeine Exiſtenz hing. Sein Lebensglück lag zerſcheitert, lag in Trümmern da. Woran er ſonſt Freude gehabt, jetzt freute es ihn nimmer. Auch die geliebten litterariſchen Studien, denen er ſich vorher ſo leidenſchaftlich, ſo ganz mit Leib und Seele ergeben, ließen ihn jetzt kalt. Es war alles tot in ihm.

Zwar verſuchte er es die Wochen nach Klaras Tod einmal wieder. Am 10. März las er Auerbachs „Spinoza“. Das Leben dieſes Dulders, der ſich durch die Kraft ſeines erhabenen Geiſtes über alles Erdenleid erhob, mochte ihn anziehen in ſeiner jetzigen düſtren Stimmung. Die Bemerkungen, die er über das Buch niederſchrieb, ſind indes ſo ohne Belang, daß man merkt: der alte Geiſt iſt nicht mehr in ihm; müde und matt ſchleift er am Boden; alle Schwungkraft iſt dahin.

Erſt am Ende des Jahres, in den Weihnachtsferien, kehrte Schaumberger zur Litteratur zurück. Bezeichnend für die Richtung ſeiner Studien iſt es, daß er wieder nach Auerbach, dem Interpreten des Volkslebens, griff. Er las die Schwarzwälder Dorfgeſchichten: „Der Lehnhold“, „Hopfen und Gerſte“, „Ein eignes Haus“, „Erdmuthe“, „Der Geigerlex“. In ſeinen Bemerkungen, die er am 27. Dezember darüber niederſchrieb, zeigte er die frühere Schärfe der Beobachtung; ſoweit hatte ſich ſein Geiſt doch wieder erholt.

Merkwürdig und im höchſten Grade eigentümlich in der Form erſchienen ihm dieſe Dorfgeſchichten. „Gerade ſo felſenhart, ſo ſtark und rauh wie die Geſtalten iſt auch die Sprache, gerade ſo gedrungen, urkräftig und markig, und doch blitzt durch die geborſtene rauhe Rinde der klare Silberblick: die reinſte Empfindung tiefinnigen Gemüts.“

Die nun folgende Charakteriſtik läßt den durchdringenden Blick des gereiften Mannes erkennen, der ſpäter die Volkstypen ſeiner eignen Heimat ſo meiſterhaft zu ſchildern wußte.

In der Erzählung „Der Lehnhold“ imponierten ihm die gewaltigen Leidenſchaften, die ſich hier entfeſſeln, die großen ſittlichen Kämpfe, die ausgefochten werden. In „Hopfen und Gerſte“ fand er wiederum wie im „Lehnhold“ „wahre, leibhaftige Bauern in ihrem eigenartigen Stolze, ihrem zähen Feſthalten am Alten, ihrem durch nichts zu beugenden Eigenſinne.“ Eine köſtliche Figur war ihm der Franzſepp; die Schilderung dieſes Charakters nannte er „ausgezeichnet“. „Dieſe verbiſſene Faulheit, dieſes ſich ſelbſt bemitleidende Jammern über die Verkennung durch andere“ erſchien ihm ebenſo wahr und wirklich als beluſtigend. —

So furchtbar der Verluſt geweſen, den Schaumberger durch Klaras Hinſcheiden erlitten, ein Gutes war doch daraus hervorgegangen. Das Gefühl des Verlaſſenſeins brachte ihn wieder ſeinem Vater näher. Schaumberger hatte ſtets mit großer Liebe an ihm gehangen; waren auch ſpäter ſtörende Einflüſſe zwiſchen Vater und Sohn getreten, im tiefſten Herzensgrunde fühlten ſie ſich doch immer einander innig verbunden. Was hätte ſonſt wohl den zum Jüngling, zum Manne herangereiften Sohn immer wieder zum Vaterhauſe zurückgezogen? Die große, allumfaſſende Liebe zu Klara drängte dieſe Sohnesgefühle wohl etwas in den Hintergrund; in den Tagen des Leides aber lehnte ſich der gebrochene junge Mann ganz an den Vater an. In ſeinem Hauſe begann ſich die klaffende Wunde im Herzen des Sohnes zuerſt zu ſchließen. Der Abſchied von Weißenbrunn wurde dem Trauernden damals ja unendlich ſchwer. Er mag wohl oft im Laufe des Jahres 1868 den Weg von Ahlſtadt nach Weißenbrunn gegangen ſein. Am Oſtermontage 1869, am 29. März, lockte ihn abermals das herrliche Wetter nach der Heimat. Hier traf er alles wohl und munter an. Abends ging er mit dem Vater aus; aber ſie kehrten bald wieder heim. „Der nächſte Tag verging dem Sohne im traulichſten Geſpräche mit dem geliebten Vater; ſelbſt abends kam er nicht aus dem Hauſe. Mittwochs fühlte ſich der Vater zwar etwas unwohl, aber ſo unbedeutend, daß der Sohn ganz ſorglos von ihm Abſchied nahm, nachdem beide noch einmal

innig und herzlich ihre Gedanken und Empfindungen ausgetauſcht hatten.“

Von Weißenbrunn wanderte Schaumberger nach ſeinem Geburtsorte Neuſtadt und verlebte hier einige frohe Tage; dann kehrte er über Coburg nach Ahlſtadt zurück. Am Montage darauf erfuhr er zufällig, ſein Vater ſei ſehr krank. Bis Mittwoch hielt Schaumberger ſeine Schule; dann aber konnte er vor Angſt nicht mehr bleiben; er eilte nach Weißenbrunn und fand denn auch ſeinen Vater am Gelenkrheumatismus ſehr bedenklich darniederliegend. Noch an demſelben Tage ging der beſorgte Sohn ſelbſt nach Coburg zum Arzte. Donnerstag, den 8. April, trat eine ſcheinbare Beſſerung ein; doch nur zu bald verſchlimmerte ſich der Zuſtand des Leidenden. Abends fuhr Heinrich nochmals nach Coburg zum Arzte, traf ihn aber nicht zu Hauſe. In ſeiner Angſt eilte er zum Aſſiſtenzarzte. Medikamente, die dieſer verordnete, ſandte er einſtweilen nach Weißenbrunn; er ſelbſt blieb bis in die Nacht in Coburg, um die Rückkehr des Doktors abzuwarten. Erſt gegen 10 Uhr konnte er nach Weißenbrunn aufbrechen. Bereits in Mittelberg ereilte ihn die Trauerbotſchaft, ſein Vater ſei tot. In der Blüte ſeiner Jahre, noch nicht 48 Jahre alt, mußte der kraftvolle Mann die Erde verlaſſen, wo er ſo treu und geſchickt in ſeinem Berufe gewirkt hatte.

Wie dieſer erneute Schickſalsſchlag den Sohn darniederwarf, läßt ſich ermeſſen. Er war kaum im Stande, dem Geſchiedenen zum Grabe zu folgen. Erſt am 21. April fand er Kraft, „ſein altes Büchlein wieder zu öffnen, um zu beklagen, was ihm abermals die Zeit für ewig geraubt.“

Schaumberger ſtand an einem neuen Wendepunkte ſeines Lebens. Der nächſte Gedanke, der ſich ihm aus der veränderten Situation ergab, war der, ſeines Vaters Nachfolger zu werden. Es lockte ihn, in die geliebte Heimat zurückzukehren, die er als Jüngling vor neun Jahren verlaſſen, heimzukehren als Herr in das Haus, in welchem er ſeine Knabenträume geträumt.

Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Es ſprach ſo vieles für ihn: ſeine Begabung, ſeine praktiſche Bethätigung

als tüchtiger Lehrer, die vielen Berührungspunkte, die er noch mit den Weißenbrunner Jugendgenoſſen hatte, das Anſehen, in welchem ſowohl ſein Vater, als auch ſein Großvater Heider in Weißenbrunn geſtanden. So kehrte denn Schaumberger als Lehrer auf den Boden zurück, den er ſpäter als Dichter aus der Verborgenheit eines Thüringerwaldwinkels hervorzog vor das Forum des deutſchen Volkes. Große Wandlungen gingen hier in ihm vor; er fand nicht nur die alten Freunde wieder, er fand einen neuen Freund, der den weittragendſten Einfluß auf ſein Geiſtesleben gewann, er fand den guten Engel, der die letzten Jahre ſeines Lebens mit dem himmliſchen Lichte reinſter Liebe verklärte.

Bevor wir ihm aber in dieſe letzte Station ſeines Lehrerlebens folgen, werfen wir im nächſten Kapitel einen Blick zurück auf ſein Wirken als Lehrer überhaupt.

V.

Schaumberger als Lehrer.

Schon im Seminar hatte Schaumberger Gelegenheit gehabt, ſich mehr als andere in der pädagogiſchen Praxis zu üben. Vom 1. Juni bis zum 30. September 1863 vikarierte er in der Mädchenſchule zu Coburg; während der Zeit blieb er vom Muſikunterrichte dispenſiert. Dieſe vier Monate praktiſcher Thätigkeit waren jedenfalls der Entwicklung ſeiner Lehrfertigkeit ſehr förderlich. Schaumberger war von der Natur zum Lehrer berufen, er beſaß angeborenes Lehrtalent; damit verband ſich eine feurige Begeiſterung für ſeinen Beruf und eine ſeltne Gabe, die Kinder anzuregen, ja zu elektriſieren. Gewiß hat ſich dies alles in ſeinen Seminarjahren ſchon gezeigt, wenn ihm natürlich auch erſt die ſpätere Thätigkeit in der eignen Schule volle Gelegenheit gab, ſeine Naturgabe ganz zu entfalten und ausgiebig zu bethätigen.

In Einberg trat Schaumberger in nicht ganz günſtige Schulverhältniſſe ein; namentlich die von ihm zu verwaltende Klaſſe IIIa fand er „ſehr zurückgeblieben“. Bereits im 2. Kapitel iſt ausführlicher dargelegt, daß Schaumberger in Einberg überhaupt nicht „in einem Roſengarten ſaß“. Doch war ihm ein unthätiges Zuſehen, ein kraftloſes Gehenlaſſen verhaßt; er griff mit Energie ein und packte den Stier bei den Hörnern.

Eins fehlte ihm in dieſer Periode ſeines Wirkens noch: die Mäßigung. Sein ungeſtümer Feuereifer riß ihn zu lebhaft vorwärts; er ſtellte zu große Anforderungen ſowohl an ſich ſelbſt als an ſeine Kinder, und ſtand einmal das Geleiſtete nicht im Einklange mit dem, was er gewollt, ſo klagte er zunächſt ſich ſelbſt an, und ſodann wurde er wohl auch einmal aufgebracht gegen die Kinder, ließ ſich vom Zorne hinreißen und ſtrafte in der Hitze zu hart. Hinterher machte er ſich die bitterſten Vorwürfe. In ſtrenger Selbſtzucht arbeitete er an ſich, um dieſe ſchnell über ihn kommende Hitze zu unterdrücken, namentlich auch im Erteilen körperlicher Züchtigung ſparſamer zu ſein. Er verkannte keineswegs, wie ſehr er ſich durch ſein heißblütiges Temperament ſchadete, ſowohl in der Schule als in der Gemeinde. Es fehlte ihm in Einberg nicht an Anfechtungen. Seine rückſichtsloſe Strenge, die allerdings wohl ſehr oft am Platze ſein mochte, brachte ihn in den Ruf der „Grobheit“. Von ſeiten ſeiner Vorgeſetzten erntete er indes Lob für die ſtraffe Art ſeiner Wirkſamkeit; denn unter ſeinen Händen hatte die Schule in der That ein andres Anſehen gewonnen; namentlich in disziplineller Hinſicht leiſtete Schaumberger Bedeutendes. Sein Ephorus ließ ſich alſo vernehmen: „Die Einberger ſollten froh ſein, daß ſie einen ſo tüchtigen Lehrer haben.“

Aus der Einberger Zeit ſind noch einige Arbeiten vorhanden, die Schaumbergers pädagogiſchen Standpunkt in Einzelheiten klarlegen. Ein halbes Jahr nach ſeinem Amtsantritte hielt er in ſeinem Geburtsorte Neuſtadt einen Konferenzvortrag über das Thema: Wodurch kann man Spaziergänge für Knaben und Mädchen lehrreich machen? — Vielleicht hatte er

ſich dieſe Frage ſelbſt gewählt; er hielt immer auf die gemeinſamen Spaziergänge der Schulkinder, und in allen ſeinen amtlichen Stellungen hat er dieſelben ins Werk geſetzt. Noch in ſeinem Lehrerromane „Fritz Reinhardt“ hob er dieſes Erziehungsmittel gebührend hervor. Schaumbergers Konferenzarbeit wurde ſpäter, im Jahre 1867, in der Zeitſchrift „Elternhaus und Schule“ abgedruckt; ſie dürfte demnach das erſte ſein, was aus ſeiner Feder in die Öffentlichkeit gelangte.

In dieſer Arbeit ſind denn nun ſchon einige ſelbſtſtändige Gedanken enthalten, die über die Seminarſchablone hinausgingen. Das Beſte daran iſt nicht die logiſche Auseinanderſetzung, nicht die Entwicklung der Begriffe, die Schaumberger unſeres Erachtens zu ſtiefmütterlich behandelte, ſondern er legte den Schwerpunkt in die Schilderung. Das iſt bezeichnend für den künftigen Dichter, deſſen Hauptſtärke ja auch in der anſchaulichen Darſtellung einer gegebenen Sache lag. Nach einer nicht zu langen Einleitung ſteuert Schaumberger direkt darauf zu, einen Spaziergang zu beſchreiben, wie er ſich ihn dachte. Seine Schilderung iſt lebendig und nicht ohne einen gewiſſen poetiſchen Reiz:

„Die Kinder haben ſoeben den Berg erſtiegen; aufatmend ſtehen ſie oben; ringsum ſchweifen ihre Blicke. Dort liegt das heimatliche Dörfchen! Jubelnd begrüßen die Kleinen jedes bekannte Haus, jeden bekannten Baum. Aber bald wenden ſie ſich ab — zu viel Neues reizt ja ihren Sinn. Sie ſehen vieles, aber alles iſt ihnen unbekannt, fremd und kalt. Da tritt der Lehrer hinzu und zeigt ihnen einen Berg. Kaum hat er den Namen desſelben genannt, ſo glänzen die Augen — das iſt ja nicht mehr eine bloße Erderhöhung, ſondern ein lieber Bekannter, von dem ſie in der Geographie ſchon ſo viel gehört haben, den ſie auf der Karte ſo genau kennen! Aber aus dem Berge quillt ein Fluß — wo iſt der? Geſpannt folgen die Blicke der zeigenden Hand des Lehrers. Richtig — dort rauſcht der Fluß hervor und durchſtrömt ein breites Thal. Aufmerkſam lauſchen die Kinder der Erzählung des Lehrers, wie der Fluß größer und größer wird, wie er Schiffe trägt,

wie Schlöſſer und Städte ſich in ſeinen Fluten ſpiegeln, wie er ſo friedlich im Sommer dahinrauſcht und wie ſo wild er ſich beim Eisgange geberdet. Ja, jetzt wird es ihnen klar, wie das ſein mag, haben ſie doch den Fluß ſelbſt geſehen. So hören und ſehen ſie, bis ſie müde ſind vom Erſtaunen.

Dann lagern ſie ſich im Kreiſe um den Lehrer und verzehren unter Scherzen und Lachen ihr Morgenbrot. Nun macht ſie der Lehrer aufmerkſam auf die alten Burgruinen, die heraufſchimmern, und knüpft daran eine Schilderung von den Menſchen, die ſie bewohnten, von dem Geiſte, der dieſe Menſchen beſeelte, von den Zuſtänden der damaligen Zeit. Er erzählt ihnen von den großen Männern, die damals lebten, und ſagt ihnen, was dieſe für große Bewegungen unter dem Volke hervorbrachten. Dann redet er auch von den Sagen, die um die grauen Mauern flüſtern; ſtill ſitzt dabei die ganze Schar um ihn herum.

Endlich wird der Heimweg wieder angetreten; unter munterem Geſange geht es den Berg hinab, bis der grüne Wald alle in ſeinen Schatten aufnimmt. Dort tummelt ſich nun alles luſtig herum. Der Lehrer aber beginnt zu erzählen, wie die Bäume auf Reiſen gehen, wie ſie die Länder ſehen, wo es gar keinen Wald giebt, wie Schiffe und Maſtbäume aus ihnen gezimmert werden, wie die Menſchen dann auf den Fahrzeugen die weite, weite Welt durchſegeln. Da ſind die Kinder bald wieder ſtill um ihn verſammelt.

Jetzt bringt ein muntrer Burſche eine hübſche Blume und zeigt ſie dem Lehrer, und dieſer nennt nicht nur den Namen derſelben, ſondern er macht die Kinder auch auf ihren Bau aufmerſam, er ſagt ihnen, warum die einzelnen Teile da ſind und wie ſich die Pflanzen aus ganz kleinen Samenkörnchen nach und nach entwickeln; er erzählt ihnen, wie die Pflanzen von den bunten Schmetterlingen, den ſummenden Käfern, den fleißigen Bienchen beſucht werden und wie ſie alle dieſe Tiere gar freundlich bewirten, das eine mit Blütenſtaub, das andre mit Honig, wie dann namentlich des Nachts, wenn alles dunkel iſt, das funkelnde Marienkäferchen zur Blume kommt und

ihr erzählt, was es im Walde gesehen. Und wenn die Blume abgeblüht ist und zarte Samenkörnchen sich an der Stelle der Blüte befinden, kommen die Vöglein und picken sie ab und danken mit Gesang dem, der ihnen ihr Futter gab."

Aus dieser Skizze leuchtet hervor, daß Schaumberger vor allem seinen Unterricht zu beleben suchte; ein Hauch von Poesie mußte bei ihm die Kindesseele anregen. Das ist gewiß, bei der rechten Beschränkung, eine gute Lehrweise; doch sind ihrer nur besonders begabte Lehrer fähig; ein Pedant weiß nicht, wie das zu machen ist.

Weitren Aufschluß über den Pädagogen Schaumberger giebt uns seine Arbeit zum Staatsexamen, das er im Oktober 1865 bestand. In dieser Abhandlung hatte er die Frage zu beantworten: „Wie kann auch der Lehrer dazu beitragen, daß der natürliche Frohsinn der Jugend erhalten und als Heiterkeit des Gemüts sich zu einer bleibenden Eigenschaft der Seele gestalte?" Verglichen mit seiner Abiturientenarbeit zeigt diese Abhandlung ein bedeutendes Vorgeschrittensein. Überall ist hier schon der Grundton zu vernehmen, den man durch Schaumbergers späteres Leben klingen hört. Es ist das der Grundton, der auch durch seine ganze Wirksamkeit als Lehrer geht: in Einberg, in Ahlstadt, in Weißenbrunn; es ist der Grundton, der nur aufsteigen kann aus einem edlen, von Natur aus hoch und rein gestimmten, Welt und Menschen mit unendlicher Liebe umfassenden Herzen. Einige Stellen mögen hier folgen.

„Der Lehrer muß durchdrungen sein von heiliger Liebe zur Kinderwelt, einer Liebe, die, frei von egoistischen Zwecken, alle Kinder mit gleicher Innigkeit umfaßt. Soll doch jede Schule eine Familie sein, in welcher der Lehrer als Vater wirkt und schafft! Liebe soll das leitende Motiv des ganzen Erziehungswerkes sein; geleitet von ihr, soll jedes Vorkommnis beurteilt werden. Im Besitze dieser Liebe ist der Lehrer ebensoweit entfernt von Härte als von unmännlicher Weichheit. Furcht, dieser Dämon der Kinderseele, kann dann nicht aufkommen. Wenn auch bisweilen Schmerzen und Thränen nicht fehlen werden, so ist das doch für die Kinder nur ein vorübergehen-

der Kampf; eine dauernde Trübung des Gemüts bleibt ausgeschlossen. Auch unter Schmerz und Jammer richtet sich das Auge des Kindes immer wieder auf das Angesicht des Lehrers; die Gewißheit, Verzeihung zu erlangen, läßt bald den Frohsinn zurückkehren."

— — „Der Lehrer muß auch ein Kenner der Kinder sein; er muß heimisch sein in ihrer Welt voll Unschuld und Frohsinn. Er muß aus den kindlichen Äußerungen auch auf ein kindliches Herz schließen, er muß dasselbe erraten können; er muß mit ihnen denken und fühlen und ihr Wollen richtig beurteilen. Wenn sie nicht zu fürchten brauchen, verkannt und verachtet zu werden, sowie sie die Herzen öffnen wollen, dann erst werden die Kinder das rechte Vertrauen zu ihrem Lehrer fassen. Wenn der Lehrer jede Verstimmung des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens in die Schule hineinträgt, wenn er immer mit seinem Schicksale grollt, welches ihn „nur zum Lehrer" bestimmte, wenn er neidisch auf Höhergestellte blickt, wenn er in seinem Berufe nur die Unannehmlichkeiten sehen will, wie muß es dann in seiner Schule aussehen? Kann hier von einer liebevollen, freundlichen Behandlung die Rede sein? Ist aber die Brust des Lehrers von einer wahren, heiligen Begeisterung durchglüht, versteht er die Höhe und Herrlichkeit seines Berufs zu fassen, ringt er darnach, den Idealen des Lehrerstandes näher zu kommen: wie versinken dann die Sorgen und Leiden des Lebens, sobald er seine Schule betritt! Wenn er seinen Kindern in die Augen blickt, wie fliehen dann Gram und Kummer! Abgestreift hat er alle Gedanken an das kleinliche Treiben der Menschen, fernab liegt die Welt; nur seinen Kindern will er jetzt leben, ihnen gehört seine Kraft, sein ganzes Sein."

— — „Der Lehrer soll seinen Unterricht soviel als möglich interessant zu machen suchen. Dies kann er am besten dadurch, daß er einen poetischen Ton durchklingen läßt. Er muß dem Kinde alle Gegenstände als lebende vorführen. Das Kind belebt ja selbst alles um sich; es unterhält sich ebensogut mit der Blume als mit dem Schmetterlinge, es kann

ebenſogut über eine geſtorbene Pflanze weinen als über ein totes Vöglein! Wenn der Lehrer ſtatt trockener Benennungen und Beſchreibungen den Kindern lebensvolle Bilder vor die Seele führt — dann wird das Kind den Worten des Lehrers lauſchen, und je mehr die Bilder mit ſeinen eignen Phantaſien übereinſtimmen, deſto größer wird die Freude ſein. Allerdings iſt hier vor dem Zuviel zu warnen."

— — „Der Unterricht des Lehrers ſoll helfen, die Kinder moraliſch frei zu machen; das ereicht er dadurch, daß er den Kindern das Gute als einzigen Zweck jedes Strebens hinſtellt. Wir ſollen das Böſe nicht laſſen aus Furcht vor der Strafe, ſondern das Rechte und Wahre thun um ſeiner ſelbſt willen, beſſer noch: aus Liebe zu Gott! Freilich iſt es unendlich ſchwer, den beweglichen Kindesgeiſt in dieſer Richtung zu feſtigen. Auch kann die Schule allein dieſes hohe Ziel nicht erreichen. Aber den Grund kann der Lehrer legen, die rechte Richtung dem Geiſte geben."

— — „Vor allem hat der Lehrer die Aufgabe, Liebe zu dem Erlöſer zu wecken. Dann wird den Kindern auch Gott nicht fremd bleiben. Lieben ſie aber ihren Gott und Heiland, dann iſt ihnen der Weg zum Guten gewieſen."

— — „Eins erhebt den Menſchen über alle Not, über alles Leid des Lebens! Mag auch manche Thräne die Wange herabrollen, mag manches Ziel nicht erreicht werden, mag manches Streben nach höherer Entwicklung mißglücken — eine Hoffnung iſt es, die immer wieder ſüßen Troſt ſpendet, die deſto heller ſtrahlt, je mehr ſich der Himmel des Lebens umnachtet, die beſeligenden Troſt und Frieden in das arme Herz gießt: es iſt die Gewißheit einer Fortdauer nach dem Tode. Glücklich der Lehrer, dem es gelingt, dieſen Glauben unzerſtörbar in die Herzen ſeiner Kinder zu pflanzen; die Folgen davon ſind unabſehbar." —

Aus der Ahlſtadter Zeit ſind mancherlei Zeugniſſe der Lehrthätigkeit Schaumbergers erhalten: Schultagebücher, Lehrpläne, Präparationen. Aus denſelben läßt ſich zwar noch kein erſchöpfender Überblick über Schaumbergers Lehrereigenſchaften

gewinnen, aber ſoviel ergiebt ſich doch daraus, daß in Schaumberger der Schule ein treuer und intelligenter Arbeiter verloren gegangen iſt. Wenn im folgenden auf Grund dieſer Aufzeichnungen ein Bild ſeiner Lehrthätigkeit entworfen wird, ſo vergeſſe der Leſer nicht, daß jene Aufzeichnungen keineswegs für die Öffentlichkeit beſtimmt waren, ſondern einzig zur Selbſtkontrole des Schreibenden dienten; man ſtelle an dieſe einfachen, ſchmuckloſen Notizen nicht große Anforderungen. Stellen wir uns vor, wir blätterten in einem Tagebuche.

Als erſter Unterrichtsgegenſtand galt Schaumberger der Religionsunterricht; zugleich erſchien er ihm aber auch als der ſchwierigſte. Deswegen geſtalteten ſich ſeine Präparationen hierüber am ausführlichſten. Schaumberger ſtellte ſo hohe Anforderungen an ſich, daß er ſelten recht zufrieden war mit dem, was er leiſtete und erreichte; andre mußten ihn dafür loben: ſein Ephorus, ſein Lokalſchulinſpektor Pfarrer Ruder in Ahlſtadt*), wie ſpäter in Weißenbrunn Pfarrer Bagge. Einmal rief er reſigniert aus: „Es wird mir wohl nie gelingen, den Religionsunterricht ganz nach meinem Wunſche zu erteilen! Ich fürchte, ich bin viel zu dogmatiſch, zu abſtrakt, ich führe meine Kinder zu viel in dürren Begriffen herum.“ Ein andermal fand er, daß er ſich in formeller Hinſicht ganz gehen ließ, daß er ſich „eine ganz ſchlechte Fragweiſe angewöhnt“ hatte; er nahm ſich vor, ferner ſcharf auf ſich zu achten. Dann wieder machte es ihn ſtutzig, daß ſeine Kinder ſo wenig aus den Stunden behielten, daß kein Reſiduum in ihren Seelen blieb. Beſonders frappierte es ihn, „daß die bravſten und die liederlichſten, die fleißigſten und die trägſten Schüler ſich darin gleich waren.“ Er ſuchte den Grund nicht in den Kindern, ſondern in ſich ſelbſt. Sein Grundſatz war immer: „Man kann als Lehrer nicht ſtreng genug gegen ſich ſelber ſein! Wenn es nicht gehen will, liegt die erſte Urſache faſt ſtets am Lehrer ſelbſt.“ So fragte er ſich denn in dieſem Falle gleich: „Sollte dieſes ewige Vergeſſen nicht einen tieferen Grund haben? Muß

*) Vergl. Ruder, „Schaumberger in Ahlſtadt“, pag. 6.

nicht, wenn etwas wirklich geiſtiges Eigentum geworden iſt, das Kind es auch wieder ausſprechen können?“ Wieder einmal rügte er an ſich, daß ihm die Wärme und Innigkeit fehle, ſein Unterricht ſei geiſtlos und tot; „darum komme auch nichts Ganzes mehr heraus.“ Ähnlich klingt die Klage: „Es fehlt noch das rechte Leben in meinem Unterrichte.“ Einen alten Fehler geſteht er ein, wenn er ſchreibt, „es mangele ihm wieder einmal alle Geduld und Sanftmut.“

Aber Schaumbergers energiſche Natur begnügte ſich in ſolchen Fällen nicht mit ſchwächlichem Seufzen: kaum hatte er ſeinen Fehler erkannt, ſo ſtand auch ſchon der Entſchluß hinter dieſer Erkenntnis: es muß anders werden! Das Erſte war immer die Frage: „Woher kommt das wohl? Liegt das an mir, an den Kindern oder am Stoffe? Warum mißlingt mir immer das, worauf ich mich am gewiſſenhafteſten vorbereite?“ Und immer wieder rief er ſich zu: „Genaue Selbſtprüfung thut hier not!“

Doch ſtanden ſolchen Mißerfolgen auch beſſere Reſultate gegenüber; ja, gewiß überwogen die guten Tage und Stunden weitaus die ſchlimmen. Schaumberger war aber nun einmal ſo geartet, daß er mehr von dem redete, was ihm nicht gelang, als von dem, was ihn befriedigte.

Einmal ſprach er von der Regierung Gottes. Er behandelte ſein Thema einfach und ungezwungen, aber er wurde warm, ſein Gemüt wurde angeregt, und ſo gelang es ihm, auch die Kinder zu erwärmen, wie er mit einer gewiſſen Genugthuung empfand. „Leben weckt wieder Leben!“ Beſondere Freude machte es ihm, wenn er ſpürte: „Ein warmer Hauch göttlichen Lebens wehte in dieſer Stunde!“ In ſolchen Stunden antworteten denn auch ſeine Kinder „wirklich außerordentlich gut.“ Das erfüllte ſein Herz mit einem wahren Hochgefühl; zu ſeiner eignen Ermunterung rief er ſich immer wieder zu: „Nur feſtes, planmäßiges Unterrichten — dann *muß* es gelingen!“ Dieſes „planmäßige“ Arbeiten zielt auf das Entwerfen von Lehrplänen und auf die Stoffverteilung, wodurch Schaumberger ganz wie ſein Fritz Reinhardt der Übelſtände

in der Ahlſtadter Schule Herr zu werden ſuchte. In Bezug darauf rief er einmal aus: „Die Früchte meiner Arbeit beginnen ſich zu zeigen!“ (Vergl. hierzu „Fritz Reinhardt,“ Kap. 25.)

Wenn Schaumberger warm wurde, waren auch ſeine Kinder aufmerkſam. Ganz beſondre Freude machte ihm die Erkenntnis, daß „die Kinder ganz von ſeinen Ideen durchdrungen waren.“

Der Kernpunkt des Religionsunterrichts war für Schaumberger immer das Leben Jeſu. Wahrhaft begeiſtert ſprach er ſich an verſchiedenen Stellen darüber aus. Er ſchrieb: „Mir liegt einzig daran, meinen Kindern die Perſon unſers Heilandes im vollſten Lichte darzuſtellen.“ Dabei hielt er ſich fern von einer nur logiſchen Beſprechung, die einzig darauf ausgeht, „Grundgedanken herauszuquetſchen“. In der Katecheſe über die Einſetzung des heiligen Abendmahls redete er begeiſtert von der Seelengröße Chriſti, von ſeiner Demut und Liebe, von ſeinem Todesmute; beim Gleichniſſe vom guten Hirten hielt er ſich genau an die „lieblichen, tiefergreifenden, tröſtlichen und erhebenden Worte“ des Johanneiſchen Textes; das hoheprieſterliche Gebet verſetzte ihn in eine gehobene, weihevolle Stimmung, es war ihm ein „überaus herrliches“ Gebet. Das Leiden Chriſti in Gethſemane lebte er voll und ganz mit durch; er ſchrieb darüber: „Dieſe herrlichſte und rührendſte aller Evangelienerzählungen habe ich mit aller Begeiſterung und Glut, deren meine Seele fähig iſt, vorgetragen. Ich erklärte wenig, ich wendete mich faſt ausſchließlich an das Gefühl meiner Kinder; ich ſuchte ſie zu erwärmen zur innigſten Teilnahme, zur Liebe für den kämpfenden und ringenden Heiland; ich machte ſie auf das Troſtreiche aufmerkſam, das dieſe Geſchichte für jedes leidende Menſchenherz haben muß.“ Wenn wir bedenken, daß er dieſe Unterredung zu einer Zeit hielt, wo der Schmerz um den Tod ſeiner Gattin noch ungeſchwächt in ihm fortlebte, ſo begreifen wir, daß er gerade bei der Gelegenheit Anklänge aus ſeiner eignen Leidensgeſchichte einfließen laſſen konnte. Hier vermochte er in Herzenstönen zu reden, die ihm aus der tiefſten Seele floſſen. War es dann ein Wunder, wenn er ſeine Schüler

mit ſich fortriß, wenn er, unterſtützt von ſeiner gewandten mündlichen Darſtellungsgabe, tief auf die jugendlichen Seelen einwirkte?

Sein theoretiſcher Ratgeber im Katechiſieren war Kehr. Nach deſſen methodiſchen Grundſätzen behandelte er gern die religiöſen Stoffe. Der verdienſtvolle Pädagog, deſſen Bedeutung für die moderne Schule wohl jeder deutſche Lehrer zu ſchätzen weiß, ſtand ihm in ſeinen Anſichten ſehr nahe.

Wie ſchon bemerkt, verlor ſich Schaumberger bei ſeinem Religionsunterrichte durchaus nicht in logiſche Spitzfindigkeiten; er ſuchte vielmehr denſelben in engſte Beziehung zum Leben zu ſetzen, er arbeitete hin auf praktiſches Chriſtentum. Als das fürchterliche Unglück auf dem Gottesſegenſchachte bei Potſchappel im Plauenſchen Grunde (2. Auguſt 1869) ganz Deutſchland bewegte, benutzte auch er eine Unterredung über die Liebe zu Gott zu einer ſehr eindringlichen Anſprache an ſeine Kinder, die mit der Aufforderung ſchloß, für die Hinterbliebenen der Verunglückten ihr Scherflein beizuſteuern. Einmal hatte er eine Übertretung zu rügen und zu ſtrafen, die auf dem Lande nur zu häufig vorkommt: das Martern von Vögeln. Da legte er denn ſeinen Schülern recht nachdrücklich ans Herz, „doch die lieben Vöglein zu ſchonen, auch in ihnen Gottes Geſchöpfe zu ehren“. Bei einem andren Vorkommniſſe „nahm er die paſſende Gelegenheit wahr, über das Vorgefallene zunächſt eine Klage auszuſprechen und daran eine Hoffnung und einen Wunſch zu knüpfen“.

Es dürfte leicht ſein, auf Grund dieſer Bemerkungen Schaumbergers ſich weiterhin ſein Bild als Religionslehrer auszumalen. Da aber in dieſem Buche bloß ſtreng verbürgte, urkundlich beglaubigte Thatſachen geboten werden ſollen, verzichten wir auf derlei Ausſchmückungen. Der Fachmann wird ſich ſelbſt aus dem Wenigen Schaumbergers Bild als Religionslehrer konſtruieren können.

In zweiter Linie verwendete Schaumberger großen Fleiß auf den andren Hauptgegenſtand der deutſchen Volksſchule: auf die Mutterſprache. Nicht weniger als drei verſchiedene

Pläne und Entwürfe, ſowie ſechs Tagebücher ſind aus der Ahlſtadter Zeit, alſo aus einem Zeitraume von 2½ Jahren, vorhanden, außerdem noch fünf nach Kehrs Prinzipien ausgeführte, teilweiſe in Frage und Antwort gegliederte Beſprechungen.

Sehr gewiſſenhaft verfuhr Schaumberger ſchon in der Unterklaſſe. Sorgfältig notierte er nach jeder Stunde, wie es im Leſen und Schreiben gegangen. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, auch hier „Ruhe, Geduld und Sanfmut zu bewahren“. Er erſparte ſich nie bei vorkommenden Fällen den Tadel: „Ich war viel zu haſtig.“ Das Abſchreiben befriedigte ihn bei einem Jahrgange anfangs gar nicht. Er ſeufzte: „Es wird noch ſchwere Arbeit koſten, bis ich die Kinder zur Selbſtthätigkeit heranbilde. Es hapert noch immer mit dem Abſchreiben. Ich werde wohl mit eiſerner Strenge durchgreifen müſſen.“ Später hieß es immer wieder: „Die Kleinen wollen ſich gar nicht darein fügen.“ Drei Tage darauf konnte er aber berichten: „Es ging nun doch endlich.“ Freilich vier Wochen darauf kam wieder die Klage: „Es geht doch noch immer nicht ſo, wie ich wünſche.“

Auch dem Grammatiſchen wendete er auf der Unterſtufe ſorgfältige Pflege zu. Große Freude machte es ihm, daß alle Kinder die Hauptwörter des Leſebuchs ſehr genau herausfanden. Auch eine Beſprechung über die Eigenſchaftswörter ging „recht gut“. Da ſchrieb er denn mit wahrer Befriedigung in ſein Tagebuch: „Meine Rezipienten machen wirklich recht erfreuliche Fortſchritte.“ Er fand verhältnismäßig nur wenig Fehler. Immer mehr ſah Schaumberger ein, „wieviel von unten herauf gearbeitet werden muß, wenn die Orthographie, dieſer wunde Punkt der meiſten Schulen, eine beſſere werden ſoll“. Manchmal wollte er wieder ſchier verzweifeln und rief grimmig aus: „Die Orthographie will doch gar nicht in die Köpfe!“

An einer Stelle läßt uns Schaumberger einen Blick thun in ſeine Methode. Langſam und ruhig geht er zu Werke. Jedes Wort wird von dem Kinde geleſen, wenn nötig, mit Beihilfe des Lehrers, ſodann im Chor wiederholt. Auch hier

bleibt er ruhig und ſtetig und kommt infolgedeſſen vorwärts. Im Hochſommer, wenn die Temperatur im Schulzimmer bis auf 22° R. ſtieg, ſodaß er zum „Sprengen“ ſeine Zuflucht nehmen mußte, klagte er freilich wieder, „daß es gar nicht recht vorwärts gehe“.

In der Oberklaſſe ſchloß Schaumberger ſeine ſprachlichen Unterredungen gern an Leſeſtücke an. Eine Unterredung über das Sprachſtück: „Der Hirtenhund“ befriedigte ihn ganz. Er ging diesmal „genau und tief ein, fand aber auch Verſtändnis. Es war eine freundliche, geſegnete Stunde.“ Hierbei erklärte er in kurzen Zügen den Begriff „Fabel“ und ließ die Lehre obiger Fabel von den Kindern ſelbſt finden. Zum Schluſſe wurde ſie geleſen, deklamiert und aufgeſchrieben. Daß er ſich nicht ſklaviſch an Vorbilder anlehnte, bewies er bei der ſprachlichen Behandlung des Liedes: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht“ ꝛc. In der erſten Strophe folgte er Kehr; doch war er nicht allenthalben mit deſſen Ausführungen einverſtanden. Er meinte: „Es iſt nicht herausgekommen, was nach meiner Anſicht herauskommen mußte.“ Bei der zweiten Strophe ſah er ganz von Kehr ab und verfolgte nur eigne Ideen. Das ging ziemlich gut, ſodaß er zu dem Reſultate kam: „Ich glaube, nicht vergebens auf das Gemüt der Kinder gewirkt zu haben.“

Ein Lieblingsfach Schaumbergers war Geographie. Großes Gewicht legte er hierbei auf das Kartenzeichnen und Kartenleſen. Zu ſeiner Freude faßten die Kinder gut und ſchnell auf. Als die Karte des Donaugebietes fertig gezeichnet war, hatte Schaumberger ſelbſt ſeine Freude daran. Mit einem gewiſſen Stolze ſchrieb er: „Es iſt mir gelungen. Ich glaube, ich kann mit den Reſultaten meines geographiſchen Unterrichts zufrieden ſein. Wenn auch noch nicht alles ſo lebendiges Wiſſen iſt, als ich wohl wünſchte, ſo iſt es doch auch kein totes, ſtarres, gedächtnismäßiges Formelwerk. Der größte Teil der Kinder zeichnet die Karte gut und ſchön nach.“ Geographie und Geſchichte wurden kombiniert erteilt. Bei der Beſprechung von Thüringen ging ihm das Herz auf; er konnte ſchreiben: „Es war eine ſchöne, geſegnete Stunde.“ Bei Weimar ſprach er,

als begeisterter Litteraturfreund, natürlich auch von Goethe und Schiller. Von Schiller lasen die Kinder einige Gedichte, von Goethe las Schaumberger selbst mehrere Balladen vor, natürlich mit den nötigen Erklärungen. Die Entwürfe zur Heimatskunde skizzierte Schaumberger sehr eingehend; immer entwarf er daneben kleine Zeichnungen. Da vergaß er denn nichts; auch das scheinbar Unbedeutendste und Kleinste wurde in den Kalkül mit aufgenommen. Wie es scheint, schloß sich Schaumberger hierbei mit Vorliebe an Harders Methode an („Praktisches Handbuch für den Anschauungsunterricht"). Auf den Spaziergängen wurde dann das in der Schule im Bilde Gewonnene in der Wirklichkeit gleichsam nachgelesen.

Der geographische Unterricht interessierte Schaumberger dermaßen, daß er seinen Lehrgang sorgfältig ausarbeitete und nach und nach zu einem Lehrbuche zu erweitern gedachte, das später im Druck erscheinen sollte. Noch auf seinem Leidenslager in Davos beschäftigte ihn diese methodische Arbeit. Einige seiner hübsch gezeichneten Karten, in denen er ein einheitliches Grundprinzip streng durchführte, geben die bildliche Erläuterung dazu. Die ganze Arbeit hat entschieden den Vorzug der Originalität; es ist zu bedauern, daß sie Fragment bleiben mußte.

In der Naturgeschichte, der Schaumberger zu seinem Bedauern nur wenig Zeit widmen konnte, schloß er sich eng an das Lehrbuch von Postel an, das ihm sehr gut gefiel. Die Kinder waren für diese Disziplin ganz begeistert; mit dem Erfolge konnte Schaumberger zufrieden sein. Sein Mikroskop leistete ihm dabei gute Dienste. Er zeigte den Kindern unter demselben gelegentlich ein Stück von dem Auge eines Maikäfers, einen Fliegenfuß, Pollenkörner ꝛc. Auch die Naturlehre vergaß er nicht. Bei Besprechung des Bodensees kam er z. B. auf die Hebung des Dampfers „Ludwig" durch Wilhelm Bauer zu sprechen. Zur Erklärung zeigte er den Kindern einen selbstgefertigten Heronsball und einen Cartesianischen Taucher. Es erschien ihm ganz merkwürdig, daß diese zwei einfachen Apparate vollständig zur Erklärung der Bauerschen Hebemethode aus-

reichten. Mit ſeinen kleinen Hilfsmitteln wußte er die Kinder „vollſtändig für die Sache zu begeiſtern“.

Als bei ihm einmal „Schlachtfeſt“ war, benutzte er, als das geſchlachtete Schwein dahing, ſofort die Gelegenheit, um die Kinder über den innern Bau dieſes Tieres zu unterrichten. Er zeigte ihnen das Herz mit ſeinen Kammern, die Lunge mit der Gurgel und Luftröhre, woran ſich durch Aufblaſen ſehr gut der Atmungsprozeß veranſchaulichen ließ, ferner den Schlund, den Magen, die Gedärme, Milz, Leber, Galle und Zwerchfell.

Sehr gern hielt Schaumberger die Naturgeſchichtslektionen im Freien ab. So oft es Wetter und Zeit erlaubten, führte er ſeine Schüler hinaus in Feld und Wald, und hierbei verfuhr er nun ganz nach den Prinzipien, die er in der erwähnten Konferenzarbeit theoretiſch entwickelt hatte. In „Fritz Reinhardt“ iſt nachzuleſen, welch' fröhliches Leben bei ſolcher „Schule im Freien“ herrſchte.

Im Rechnen verfuhr Schaumberger ſehr peinlich; namentlich vernachläſſigte er die Schwachen nicht. Immer wieder nahm er ſie vor, um durch erneute Übung ihnen klar zu machen, was ſie das erſte Mal nicht begriffen.

Großen Fleiß verwendete Schaumberger auch auf die Unterweiſung ſeiner Schüler im Singen. Die Mitwirkung der Kinder beim gottesdienſtlichen Geſange iſt an und für ſich ſchon ein Antrieb für die Dorfſchulen, gerade dieſes Fach recht zu pflegen. Bei Schaumberger kam noch dazu ſeine angeborne Liebe zur Tonkunſt. Schon in ſeiner Kindheit hatte er ſich viel mit Muſik beſchäftigt, hatte ſich meiſt autodidaktiſch muſikaliſche Fertigkeiten und Kenntniſſe angeeignet, obwohl er einen ſehr muſikaliſchen Vater hatte, der ihm leicht ein trefflicher Lehrer hätte ſein können. Schaumbergers muſikaliſche Fertigkeiten beſchränkten ſich nicht bloß auf Klavier, Orgel und Geſang; als „Dorfmuſikant“ verſtand er ſich auch auf andre Inſtrumente, z. B. Violine, Klarinette; ja, wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß er ſo ziemlich alle Inſtrumente des Weißenbrunner Septetts zu ſpielen verſtand. Wenigſtens kannte er ſie ganz genau, ſo daß er imſtande war,

für dieſelben Tänze, Ouverturen und andere beliebige Muſikſtücke zu arrangieren. Auf dem Seminar war Schaumberger in der Muſik einer der beſten Zöglinge geweſen; ſeine muſikaliſche Zenſur übertraf die in andern Fächern und gab wohl den Ausſchlag für die Geſamtzenſur „gut mit Lob.“ Das Inſtrument von Angermüller in Coburg, das er ſich ſchon in Einberg für 250 fl. gekauft hatte, wurde von ihm ſehr fleißig benutzt; namentlich ſtudierte er eifrig Beethoven, wie ſpäter auf der Orgel mit Vorliebe Bach. Er war alſo vorgeſchritten bis zu den geweihteſten Prieſtern der Tonkunſt, er war befähigt, das Höchſte zu erfaſſen und zum Vortrage zu bringen. Sein muſikaliſches Naturell, in Coburg gut geſchult, kam zu ungezwungenem Ausdrucke in ſeinen freien Phantaſien, ſpäter in Kompoſitionen, welche beweiſen, daß ihm die Gabe verliehen war, in Tönen zu ſprechen, wenn er auch nur bei den einfachſten Formen ſtehen blieb, bei Lied und Tanz.

Wenn Schaumberger ſeine Schüler zu tüchtigen Sängern bildete, ſo hatte er außer dem Kirchengeſange noch ein anderes Ziel im Auge. Er begeiſterte ſich vom pädagogiſchen Standpunkte aus für Schulfeſte und arbeitete mit aller Energie daran, ſie einzubürgern, ſowohl in Ahlſtadt als auch in Weißenbrunn. Der muſikaliſchen Produktion überwies er dabei den Löwenanteil, insbeſondere dem Geſange der Kinder, der das Ganze als Rahmen einfaſſen ſollte.

In ſeinem „Fritz Reinhardt“ hat Schaumberger die Schilderung eines ſolchen Schulfeſtes eingewebt. Dieſe Epiſode iſt zum Teil ganz genau nach einem in Ahlſtadt am 1. Januar 1869 durchgeführten Schulfeſte gezeichnet. Dem Gedankengange nach, wenn auch in etwas andren Ausdrücken, iſt die Rede in „Fritz Reinhardt“ von Schaumberger in Ahlſtadt wirklich geleſen worden. Es war für ihn nicht leicht geworden, das Feſt zu veranſtalten; er ſtieß an mehreren Stellen auf Oppoſition; und wenn auch nicht ſolche Scenen ſich ereigneten, wie ſie in „Fritz Reinhardt“, dem Plane des Romans gemäß, ſich abſpielten, ſo hatte doch Schaumberger mehrfachen Verdruß. Wacker unterſtützt wurde er bei Ausführung des Programms

durch ſeine Kollegen aus Ottowind und Meeder, mit denen zuſammen er in Ottowind einen Quartettverein gegründet hatte. Der Ahlſtadter Kirchenmuſikchor, auf den er ſich ſonſt wohl hatte ſtützen können, beſtand nicht mehr; die meiſten Mitglieder desſelben waren nach Amerika ausgewandert. —

Einen Einblick in die Ahlſtadter Schule und ihren Stand ermöglicht der von Schaumberger ſelbſt niedergeſchriebene, protokollmäßig gehaltene Bericht über das Schulexamen, welches vom Ephorus am 26. Oktober 1868 abgehalten wurde.

Am Sonnabend zuvor, als Schaumberger noch mit ſeinen Kleinen beſchäftigt war, kam Pfarrer Ruder zu ihm und teilte ihm mit, daß für Montag Schulviſitation angekündigt ſei. Dieſer Tag war eigentlich der zweite Kirchweihtag; doch unter dieſen Umſtänden mußte er als Feſttag aufgegeben werden. Schaumberger beſtellte ſeine Kinder, ließ die Schulſtube ſcheuern, arbeitete nachmittags in ſeinem Lektionsmanual und korrigierte die letzten fertig gewordenen Aufſätze. „Mit Ruhe ſah er nun den kommenden Dingen entgegen. Den Sonntag verlebte er ſtill; Nachmittag und Abend brachte er in angenehmer Geſellſchaft im Wirtshauſe zu und führte mit ſeinem Pfarrer daſelbſt ſehr intereſſante Geſpräche.“

Montag früh erhob er ſich friſch vom Lager; Punkt 8 Uhr ſtand er in der Schule. ¾9 Uhr kam Superintendent Dräſeke aus Rodach angefahren, „trotzdem er ſehr unwohl war“. Außer dem Pfarrer waren der Schulpfleger Knauf und der Schultheiß Großmann anweſend. Nach freundlicher Begrüßung wurden die Kinder aufgefordert zu beten. Bertha Kupfer ſprach das Gebet: „In Gottes Namen“ ꝛc. Dann ſangen die Kinder je einen Vers von den Chorälen: „Der Herr hat alles wohlgemacht“, „Nach einer Prüfung kurzer Tage“, „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“, „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern“. Die Kinder erwarben ſich die Zufriedenheit des Herrn Superintendenten, nur tadelte er das Sitzen beim Singen, Schaumberger ſagt: „mit Recht“. Eine Schülerin ſang dann den Choral: „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern“ allein, „allerdings mit

einigen willkürlichen Variationen"; damit war die Prüfung im Geſang beendet.

Auf die Frage des Superintendenten, ob die Kinder nicht ein Morgenlied memoriert hätten, ließ Schaumberger das Lied: „Mein erſt' Gefühl ſei Preis und Dank" herſagen, das „ziemlich flüſſig hervorquoll, abgeſehen von einigem Holpern". Daran ſchloß der Ephorus ſelbſt eine kurze Unterredung.

Hierauf katechiſierte Schaumberger. Er fuhr da fort, wo er in ſeinem Unterrichte ſtehen geblieben war, indem er „das Geſetz in ſeiner Bedeutung für uns" und den Übergang zum zweiten Hauptſtücke beſprach.

Darauf folgte das Examen im Deutſchen. Das Leſeſtück: „Liebet eure Feinde!" wurde ſatzweiſe, dann im Zuſammenhang geleſen, hierauf vorerzählt und dann beſprochen. An die logiſche Zergliederung ſchloß ſich die grammatikaliſche Beſprechung: die einfachen Sätze wurden herausgeſucht. Der Ephorus diktierte nun die erſten Verſe des Eichendorff'ſchen Gedichtes: „Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen," ꝛc. Eine Schülerin hatte keinen Fehler, ſechs Schüler je einen, einer zwei und einer vier Fehler. „In der zweiten Abteilung dagegen war die Orthographie natürlich ſchlechter."

Für das Rechnen lautete die Aufgabe: Vorübung zu den Brüchen — im Kopfe und auf der Tafel. In der Naturgeſchichte examinierte Schaumberger über die Entwicklung der Pflanzen, über Blüte und Frucht, den Unterſchied zwiſchen Samen und Frucht und die Samenlappen. In der Geographie hatte er über das Fichtelgebirge zu ſprechen. Mit dem Geſange des Liedes: „Alles neu macht der Mai" und mit Gebet ſchloß die Prüfung.

Nun kam die dritte Klaſſe an die Reihe. Schaumberger examinierte hier über die Geſchichte Joſephs, ließ Bibelſprüche herſagen und erklärte das fünfte und achte Gebot. Daran ſchloß ſich das Leſen; mit dem Rechnen im Zahlenraume von 1—100 und 1—1000 wurde das Examen beendet.

Über das Reſultat der Prüfung hören wir Schaumberger ſelbſt: „Der Herr Ephorus fand den Geſang genügend. Die

Choräle wurden präzis und richtig gesungen, wenn auch das Mädchen im Einzelgesang etwas abwich. Nur müsse ich das gellende Schreien noch mehr abzustellen suchen; auch solle in Zukunft stehend gesungen werden.

Der Herr Ephorus wunderte sich, daß er bei seiner Unterredung die Kinder nicht so geistig frisch gefunden, als er erwartet. Mit meinem Religionsunterrichte war er ganz zufrieden; er hatte nichts zu erwähnen. Ebenso zufrieden war er mit meiner Methode in der logischen Behandlung der Lesestücke. Er freute sich, wie ich die Kinder unablässig zum strengen Denken und zur Selbstthätigkeit anhalte.

Bei der Grammatik hatte er nur eins zu rügen. Die Kinder hatten „wer" für ein Fragefürwort gehalten, während es doch ein zurückweisendes Fürwort ist. Ich entgegnete, daß die Kinder allerdings diese Bezeichnung noch nicht gehört hätten, da ich sie nicht verwirren wollte. Das ward verworfen.

Die Orthographie fand der Herr Ephorus noch mangelhaft; er empfahl reichliche Übung. Er war sehr zufrieden, als ich ihm mitteilte, daß alles, was er wünschte, schon seit langem geschehe.

Die Aufsatzhefte fand er in Ordnung, ebenso die Schreibhefte. Lobend erwähnte er, daß ich auch die größten Schüler einfache Schreibübungen machen ließ. Er fand das sehr passend.

Das Rechnen fand er noch ungenügend. Ich weiß selbst, daß es so ist. Er erkannte an, daß dies nicht meine Schuld sei, ermahnte mich jedoch, hier noch tüchtig zu arbeiten und namentlich mich der Unterklasse besonders anzunehmen, da bei der Oberklasse jede Mühe nun vergebens sein werde. Im allgemeinen solle ich aber nicht so lange bei bloß formalen Übungen verweilen, sondern so bald als möglich ins praktische Leben hineingreifen und von daher meine Aufgaben holen.

Der Unterricht in der Naturgeschichte ward sehr rühmend anerkannt.

In der Geographie erklärte er meine Zeichnung für falsch, weil ich roten und weißen Main nicht unterschieden habe. Wenn auch das Kartenzeichnen als gut anerkannt wurde, so verwarf

er doch meine Methode. Nicht vom Einzelnen zum Ganzen dürfe vorgeschritten werden, ſondern umgekehrt vom Ganzen zum Einzelnen. z. B. müßte ſofort die Generalkarte von Deutſchland vorgenommen werden. Empfohlen wurde das Netzzeichnen, da hierbei gleich die Grade Berückſichtigung fänden.

In betreff des Leſens in der Unterklaſſe erklärte der Herr Ephorus, es ſei entſchieden beſſer gegangen als voriges Jahr. Namentlich ſprach er ſich anerkennend über das wort- und ſilbenweiſe Leſen aus, da dies zu unausgeſetzter Thätigkeit zwinge.

Im allgemeinen fand der Herr Ephorus meine Methode ſehr gut; er war gütig genug, mir zu verſichern, daß er ſich über meine entſchiedenen Fortſchritte nur freuen könne.

In betreff der Fächer: Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte und Naturlehre gab er mir den Rat, ſie zu teilen, da ich ſonſt unmöglich mit meiner Zeit reichen könne. In einem Jahre könne etwa Naturgeſchichte und Geographie und im andern Geſchichte und Naturlehre durchgenommen werden.

Als er erfuhr, daß ich mich privatim mit Häuſſers „Geſchichte“ beſchäftigte, empfahl er mir dringend, im Geſchichtsunterrichte nur recht ins Detail einzugehen, weil nur ein ſolches Studium den Blick erweitern und das Intereſſe zu befriedigen vermöge.

Auch die neuen Matrikel fand er ſehr zweckmäßig. Mit freundlichem Gruße ſchied er von uns.“ —

Etwas kürzer iſt der Bericht gehalten, den Schaumberger über die von Pfarrer Ruder am 15. März 1869 gehaltene Reviſion niederſchrieb. Schaumberger ſprach über das Gebet, über „Jeſus in Gethſemane“, ließ leſen und deklamieren, behandelte die Konjugation der Zeitwörter und den Beifügeſatz und ließ ein Leſeſtück aufſchreiben. Dann wurde mit Brüchen gerechnet und mit ungleichbenannten Zahlen addiert, die Generalkarte von Deutſchland gezeichnet und über die Einhufer und Zweihufer geſprochen.

Nachmittags kam Klaſſe III. daran in bibliſcher Geſchichte („Jeſus, der Kinderfreund“, „Der Jüngling zu Nain“), Leſen,

Aufſchreiben und grammatikaliſcher Beſprechung des Leſeſtückes, Kopf- und Tafelrechnen im Zahlenraume von 1—100.

Ausdrücklich iſt angemerkt: Das Rechnen in der Oberklaſſe ging ſehr gut, Geographie und Naturgeſchichte ausgezeichnet. In der Unterklaſſe ging Leſen und Deutſch „wirklich ausgezeichnet“, das Rechnen „ſehr gut“. Über den ehrenvollen Verlauf des Examens berichtet Schaumberger noch in den Schlußzeilen: „Der Herr Pfarrer drückte mir ſeine vollſte Zufriedenheit mit meinen Leiſtungen aus, bemerkte ausdrücklich, er habe gar nichts zu erwähnen, und erinnerte mich nach einem warmen Danke an das Wort der Fanny Lewald: Nur nicht müde werden!“

Hiermit ſtimmt vollkommen überein, was Pfarrer Ruder in ſeiner intereſſanten Skizze: „Schaumberger in Ahlſtadt“ über Schaumbergers Lehrerthätigkeit mitteilt: „Unerbittliche Strenge und ein hoher ſittlicher Ernſt waren in ihm mit einer wunderſamen Gabe, das Vertrauen und die Liebe der Kindergemüter zu erringen, gepaart. Dazu geſellte ſich bei freieſter Beherrſchung des Unterrichtsſtoffes ein Geſchick im Unterrichten, eine Technik, wie ich ſie ſelten gefunden. Die Viſitationen zwangen dem damaligen Viſitator, Superintendenten Dräſecke von Rodach, nicht Anerkennung allein, nein Bewunderung in einzelnen Disziplinen ab. — — Trotz der durch Schaumbergers Kränklichkeit ſich häufenden Unterbrechungen im Unterrichte ſtand ſeine Schule zum Schluſſe des Jahres bei den üblichen Viſitationen hervorragend da vor vielen.“

Wie Ruder die größte Hochachtung vor ſeinem jungen Lehrer hatte, ſo zollte demſelben ſpäter auch Bagge in Weißenbrunn volle Anerkennung. Ja, dieſer Mann mit dem ewig jungen Herzen war geradezu hingeriſſen von der ganzen Art ſeines jungen Mitarbeiters an der Erziehung der Gemeinde; er konnte nicht müde werden, ihm zuzuhören; mit wahrer Begeiſterung ſchilderte er daheim, wie ſehr ihn alles an Schaumbergers Lehrweiſe intereſſiere. Er rief dann wohl ſcherzhaft aus: „Wenn ich nicht ſo alt wäre, möchte ich wohl ſelber noch einmal bei ihm in die Schule gehen.“ Immer freute er ſich,

wenn er einmal hoſpitiert hatte, ſchon auf das nächſte Mal. Hier in der Schule gewann Schaumberger das Herz des edlen Mannes, das ſich ihm bald erſchloß wie das des liebenden Vaters gegenüber dem Sohne. Dieſe Herzensfreundſchaft gehört zu den erhebendſten und rührendſten Momenten in Schaumbergers Leben.

Wie einſt in Ahlſtadt, ſo veranſtaltete Schaumberger auch in Weißenbrunn ein Schulfeſt, das für ihn weit befriedigender verlief als jenes. Nach langen Vorbereitungen kam es am 26. Dezember 1869, dem zweiten Weinachtsfeiertage, zuſtande. Wenn auch mühevoll und anſtrengend genug für den bereits leidenden Schaumberger, geſtaltete es ſich doch für ihn zu einem wahren Freudentage. Am heiligen Abende hatten Bagge und Schaumberger ſechzehn armen Kindern eine Chriſtbeſcherung bereitet. Daran ſchloß ſich im Schulhauſe die Beſcherung für Karl; dabei war der ganze Kinderchor anweſend, der dreiſtimmig ſang: „Vom Himmel hoch“ ꝛc. — und: „Lobt Gott, ihr Chriſten.“ Dieſe alten, herrlichen Weihnachtsgeſänge wurden dann auch noch im Dorfe an drei verſchiedenen Plätzen angeſtimmt.

Am erſten Weihnachtsfeiertage wurde im Morgengottesdienſt eine Weihnachtsmuſik aufgeführt, welche Schaumberger 1868 komponiert hatte; den Nachmittag füllten Proben für das Schulfeſt aus, welche bis in die ſpäteſte Nacht andauerten. Das Programm für das projektierte Feſt enthielt nicht weniger als dreizehn Nummern. Muſikaliſche Kräfte zur Ausführung dieſes Programms gab es in Weißenbrunn genug: da war Bagge und ſeine Familie, ferner Schaumberger und ſeine Schulkinder, endlich die Choradſtanten. Die hingebende Teilnahme und opferwillige Bemühung der letzteren machte einen ſehr wohlthuenden Eindruck auf Schaumberger. Beſondere Anerkennung zollte er Leonhard Büttner, der „alles aufgeboten hatte, um das Feſt würdig und erhebend zu geſtalten“.

Der Saal des Gaſtwirts Alex war feſtlich mit Kränzen und grünen Reiſern geſchmückt; hohe Tannenbäumchen ragten zu beiden Seiten des Klaviers bis zur Decke empor; zwiſchen

ihnen glänzten die Kerzen eines Kronleuchters. Seit Nachmittag war im Wirtshause die Schulfahne ausgehängt. Schaumberger hatte zahlreiche Einladungen an die Eltern der Kinder und sonstige Freunde der Schule erlassen. Der Saal war denn auch zum Erdrücken voll, so daß die Kinder, die unter Schaumbergers Führung abends 6 Uhr im festlichen Zuge von der Schule heraufzogen, kaum ihre Plätze erreichen konnten. Bei ihrem Eintritte in den Saal wurden sie von dem Weißenbrunner Septett mit einem Marsche und einem Galopp begrüßt. Nachdem Schaumberger mit einigen energischen Worten Ruhe geschaffen, begann das Konzert mit dem Turnermarsch von Hamm, den Schaumberger für das Septett arrangiert hatte. Darauf sang der gemischte Chor eine Komposition Schaumbergers: „O, wär' es bloß der Wange Pracht!" Es war dasselbe Lied, das Klara noch für ihren Heinrich abgeschrieben, das so schmerzliche Reflexionen in ihm erweckte, als er es in seinem Kollektaneum nach ihrem Tode wieder las. Schaumberger verschwieg, daß er der Komponist des Liedes war; er hatte die Freude, daß Pfarrer Bagge, der feine Musikkenner, fragte, ob diese Komposition nicht von Mendelssohn-Bartholdy sei?

Nun trat Dorothea Büttner vor und deklamierte „einfach und schön" Rückerts Gedicht: „Des fremden Kindes heil'ger Christ." Sehr gut paßte darauf der Vortrag des Liedes: „O, du fröhliche, o du selige", welches von Bagge und seinen Töchtern Elise und Magdalene als Terzett sehr gut gesungen wurde.

Auf diese würdige Einleitung folgte nun der Kern des Festes: Schaumbergers Vortrag, in welchem er die Herzen der Anwesenden zu werkthätiger Samariterliebe gegen die armen Kinder anzuregen suchte. Trotzdem er bereits sehr angegriffen und heiser war, schien die Vorlesung doch die beabsichtigte Wirkung zu haben; „alle Herzen wurden für die Christbescherung gewonnen." Einige Gedanken aus der Ansprache seien hier angeführt: „Weihnacht — o süßes, teures Wort! Wie schlagen alle Herzen so hoch bei Deinem Klange! Wie wird die Seele erfüllt mit süßen Ahnungen, frohen Hoffnungen und heiligen Empfindungen, trifft Du unser

Ohr! Und wenn Du nun anhebſt, heilige Nacht, o, wie werden da die Herzen wieder jung, wie viele holde Erinnerungen erwachen bei Deinem Lichterglanze und Beſcherungsjubel! Bild auf Bild zieht leiſe vorüber vor unſrem inneren Auge, und wehmütige Freude erfüllt uns beim Gedenken der Vergangenheit. Aber nicht bloß zurück in entſchwundene Zeiten lenkſt Du den Geiſt — Du hebſt ihn auch empor über die Erde, empor in jene reinen Sphären, wo der Friede und die Liebe wohnen, in jene Höhen, die uns der erſchloſſen hat, deſſen Geburt wir heute feiern, Jeſus Chriſtus, der Aufgang aus der Höhe.“

— — „O, wer vermöchte wohl die Seligkeit der kindlichen Chriſtfreude zu beſchreiben, dieſe wolkenloſe Heiterkeit, dieſes reine, ungetrübte Glück! Eben, weil ſie das Kindesgemüt ſo voll ergreift, die ganze Seele erfüllt und erleuchtet bis in die geheimſten Fältchen, darum iſt ſie ſo unbeſchreiblich, ſo einzig. Alles wirkt ja hier zuſammen, um das Kind zu bewegen und zu erheben: der ſchimmernde Lichterglanz mitten in der längſten Nacht des Jahres, die ſchmucken Gaben, jetzt, wo die ganze Natur ſo arm und öde iſt, die gehobene, freudige Stimmung im traulichen Zimmer, um welches der Dezemberſturm heult und toſt, die größere, innigere Liebe der Eltern, die aus den glänzenden Augen ſchimmert, von den glühenden Wangen leuchtet, aus jedem Worte, aus dem Klange der Stimme redet, in jeder ſanfteren Bewegung ſich offenbart — alles, alles wirkt zuſammen, um das Kind aufleben und aufglühen zu laſſen im reinſten Glück, in reinſter Freude.“

— — „Zur rechten Weihnachtsfreude gehört aber auch der Zauber des Geheimniſſes, der die Chriſtbeſcherung umgiebt, der aus dem Glanze des Wunderbaumes, aus den Gaben, aus dem geheimnisvollen Lächeln der Eltern weht, der ſich enthüllt und verhüllt im Namen des heiligen Chriſtes, der die Phantaſie des Kindes erregt, der das Kind in wunderbaren Ahnungen erraten läßt, was ſein Verſtand noch nicht zu faſſen, noch nicht zu ergründen vermag: die Heiligkeit und Herrlichkeit der geweihten Nacht. O, Weihnacht, wie haſt Du auch mein Herz ge-

fangen genommen, wie hat doch auch mich dein Zauber umwoben!“

Nachdem Schaumberger dann weiter als Gegenbild das freudloſe Weihnachten des armen Kindes geſchildert, fuhr er fort: „Selbſt wenn bei uns die armen Kinder nicht verlaſſen durch die Gaſſen wandeln, wenn ſie daheim ſitzen, wird die Not geringer? Wird ſolch' ein armes Weſen nicht mit dem Hauche ſeiner Lippen das Eis von den dickgefrornen Fenſtern tauen, um hinausblicken zu können in das reiche Nachbarhaus, wo eben der Chriſtjubel begonnen hat und von wo der Kerzenſchimmer herein ins arme Stübchen leuchtet? Und wenn ſo ſtill in ſeinem Herzen der Wunſch, die Sehnſucht aufſteigt: ‚O, wenn doch dort drüben jetzt jemand auch Deiner gedächte, wenn jetzt jemand Dich hineinriefe ins ſtrahlende Zimmer, wenn ſich nur eins dort drüben mit einem freundlichen Blicke, mit einem milden Worte Deiner annähme!‘ — und wenn doch niemand kommt, wenn die Schmerzensthränen des einſamen Kindes ungeſehen zu Eiskriſtallen erſtarren — ſagt, iſt das nicht ſchrecklich?

Ach, die Gebetsſeufzer des Kindes verhallen ungehört in der Nacht, es bleibt allein mit ſeinem Weh und ſeinen Thränen! Iſt es zu verwundern, wenn Neid und Mißgunſt in dem jungen Herzen erwacht, wenn Zorn und Haß über die teilnahmloſen Menſchen in ihm aufglüht, wenn es ſich auch von Gott und ſeinem Heilande verlaſſen glaubt und in ſeinem Glauben irre wird? Und wenn nun die Thränen des Schmerzes trocknen und dieſer doch im Herzen weiterfrißt, wenn das Kind zu grübeln beginnt: Warum ſind jene glücklich, und warum bin ich ſo unglücklich? warum jene reich und ich arm? warum haben jene ſo viel Freude und ich nur Schmerz? —o Jammer! dann verhüllt der gute Engel des Kindes weinend ſein Haupt; ein Schatten iſt in die Seele des Kindes gefallen, der vielleicht nie wieder weicht, ein Maifroſt hat die Knoſpen und Blüten in der kindlichen Seele getroffen! Und wer kann wiſſen, wieviel gute, edle Keime vernichtet ſind, wieviel giftiges Unkraut drin aufgeſchoſſen iſt? Und das in der Nacht, welche der Welt das Licht gab, von der Liebe und Leben ausſtrömen ſollte in alle Herzen! Das Geburtsfeſt unſeres göttlichen Kinderfreundes ſoll zum Steine des Anſtoßes werden für unſchuldige Kinderſeelen?

Aber warum ich in dieſer feſtlichen, frohen Stunde dieſen Mißton angeſchlagen?

Weil mich rührte der Jammer der armen Kinder, weil es mir durch die Seele ſchnitt, daß unſer fröhliches, ſeliges Weihnachtsfeſt den Armen nur Schmerz und Thränen bringen ſollte. Ich wollte Eure Herzen rühren, ich wollte Euch, die Gott mit irdiſchen Gütern geſegnet, zu dem Entſchluſſe treiben, den armen Kindern jährlich eine Chriſtbeſcherung zu bereiten, eine Chriſtbeſcherung voll Lichterglanz, Jubel und Freude, voll reicher, echter, lebendiger Liebe. Auf, entfeſſelt in Euren Herzen die Liebe, ſammelt Gaben, nicht erſt, wenn das Jahr abklingt, ſondern ſchon jetzt, heute, morgen! Wem ein froher Tag gekommen, der gedenke der armen Kinder; wem ein Glück blüht, der vergeſſe nicht die Armen!“

Schon aus dieſem kurzen Auszuge der Rede Schaumbergers iſt erſichtlich, wie warm das Herz dieſes Kinderfreundes auch für die Armen ſchlug, wenn man es nicht ſchon längſt wüßte aus ſeiner ergreifenden Erzählung: „Im Hirtenhaus“, aus dem Bilde der armen Schuſtersfamilie in „Zu ſpät“, aus der Schilderung des Lichtennikele im „Fritz Reinhardt“. Schaumberger hat übrigens das Chriſtfeſt, für das er jetzt ſchon wirkte, nicht ins Werk ſetzen können; denn als Weihnachten wiederkehrte, war er ein gebrochener Mann, der den Tod vor Augen ſah.

Als Schaumberger ſeine Rede vorgeleſen, herrſchte bereits eine ſolche Schwüle in dem Saale, daß er um ſeine Kinder beſorgt wurde; er beſchloß, von dem urſprünglichen Programm etwas abzugehen und die Hauptnummer des Abends ſofort vorzuführen. Nachdem Bagge noch mit ſeiner ſchönen Stimme das Lied geſungen: „Laß mich gehen“, traten die Kinder vor und brachten das allbekannte „Kinderfeſt“ von Julius Otto und Friedrich Hofmann zum Gehör und zwar ſo gut, als es unter den herrſchenden Temperaturverhältniſſen nur gehen konnte. „Dem treuen Lehrer ſchwoll das Herz, als er, ſo in der Mitte ſeiner geliebten Kinderſchar ſitzend, von ihren freudeſtrahlenden Augen beglänzt, das Ganze leitete. Er konnte mit ſeinen

Schülern zufrieden ſein; die Freude, das Wohlgefallen aller Anweſenden waren ihm Zeugnis genug.“

Darauf hielt Leonhard Büttner eine kurze Anſprache, in welcher er die Anweſenden um eine kleine Gabe für die Kinder und Choradſtanten bat. Während des Einſammelns ſpielte das Septett den Straußſchen Walzer: „An der ſchönen blauen Donau“ im Schaumbergerſchen Arrangement. Der gemiſchte Chor ſang dann das Lied: „Wachtelſchlag“, und Schaumbergers begabter Schüler, der kleine Sonnefeld, trug ſehr hübſch, von ſeinem Lehrer am Klavier begleitet, ein Potpourri für Violine aus „La Traviata“ vor. Er wurde abgelöſt von Pfarrer Bagge, der in ſeiner munteren, anſprechenden Weiſe in kurzen Zügen den Anweſenden von Kaiſer Friedrich Rotbart erzählte und dann mit ſeinen Töchtern das Lied: „Der alte Barbaroſſa“ vortrug. Nachdem das Septett noch eine Polka-Mazurka geſpielt hatte, ſchloß die in der That ergreifende und erhebende Feier mit dem vom gemiſchten Chor geſungenen: „Unter allen Wipfeln iſt Ruh'.“

Wenn man Dorfverhältniſſe im Auge behält, muß man zugeben, daß Schaumbergers Programm für ein ſolches Feſt ſehr angemeſſen war und vieles bot. Allen Reſpekt vor einem Dorfſchullehrer, der ſolche Geſangsleiſtungen fertigbringt!

So war es denn den kleinen Künſtlern zu gönnen, wenn auf den Ernſt des Abends bald die ausgelaſſenſte Freude folgte. Eine Polonaiſe eröffnete den Tanz, dem ſich die Kleinen bis gegen 11 Uhr mit großem Vergnügen hingaben. Die Kinder traten dann nochmals an und ſangen zwei Schullieder: „Ja, ich bin zufrieden“ und: „Weißt Du, wie viel Sterne ſtehen“. Leonhard Büttner ließ es ſich nicht nehmen, trotz Schaumbergers lebhaftem Proteſte, ihm den Dank der Verſammlung zu bringen; auch jedes von den Kindern dankte ſeinem lieben Lehrer mit einem Händedrucke. „So ſchloß in ſchöner Harmonie das ſchöne Feſt“, und Schaumberger hatte allen Grund, ſich der Hoffnung hinzugeben: „daß die Erinnerung daran noch lange im Gedächtniſſe ſeiner lieben Kinder fortleben werde“.

Weiter als auf das Mitgeteilte erſtrecken ſich die Nach-

richten über Schaumbergers Lehrerleben nicht. Wer den Geiſt kennen lernen will, aus dem heraus Schaumberger das alles wirkte und ſchuf, was hier in einzelnen Teilchen abgeſplittert erſcheint, der leſe „Fritz Reinhardt“. Man braucht nicht mit allem in dieſem Buche einverſtanden zu ſein, aber eins muß man zugeben: die innere Tüchtigkeit des Helden. Nach dieſer Seite hin hat ſich Schaumberger in dem Roman allerdings abkonterfeit. Wenn er auch das Wenigſte von dem erlebte, was er uns von Fritz Reinhardt erzählt — ſeinen Geiſt goß er dieſem jugendlichen Heißſporn des Lehrerſtandes doch ein.

VI.

Weißenbrunn.

Am 4. Mai 1869 ſiedelte Schaumberger von Ahlſtadt nach Weißenbrunn über. Die dortige Schulſtelle brachte 375 Gulden ein; ſomit verbeſſerte er ſich um 50 Gulden. Mit ihm zogen von Ahlſtadt nach Weißenbrunn ſeine Großmutter und Frau Hofmann, die Witwe ſeines Vorgängers, deren Pflege Karl anvertraut war.

Die nach des Vaters Tode notwendig werdende Erbteilung zwiſchen ihm, ſeinem Stiefbruder Reinhold und ſeiner Stiefmutter ſtürzte ihn in eine Menge von Arbeiten, die ihm gerade nicht ſehr genehm waren. Und er hätte doch der Ruhe ſo dringend bedurft! Der Stiefmutter gegenüber zeigte er die ganze angeborne Nobleſſe ſeiner vornehmen Natur, der alles Feilſchen verhaßt war. Mancherlei Details, die über dieſe Verhandlungen aufbewahrt ſind, ſollen hier unerörtert bleiben.

Es lag nicht in Schaumbergers Art, paſſiv den Stürmen des Schickſals gegenüberzuſtehen. Er ſuchte ſich darüber zu erheben, ſuchte ſich von dem lähmenden Banne zu befreien durch ſein alterprobtes Mittel: durch Arbeit. Freilich, ſeine Berufsarbeit wurde ihm jetzt ſchon ſchwer, recht ſchwer. Immer häufiger kamen die Anfälle der unheimlichen Krankheit, die ihre Keime in ſeinen armen Körper ausſtreute; immer kürzer wurden die Intervalle, in denen er ſich frei von Schmerzen fühlte.

Kein Wunder, daß er ſich da wehmütigen Betrachtungen hingab, daß ſein Tagebuch, der verſchwiegne Zeuge ſo mancher bewegten Stunde, oft ſeine Seufzer aufzunehmen hatte. So ſchrieb er am 2. Auguſt 1869: „Alles fließt! Ja, und der ewig über unſer Herz dahinrauſchende Strom der Zeit iſt ein wahrer Letheſluß. Wenn er auch nicht geradezu Vergeſſenheit bringen kann, ſo ſpült er doch allmählich die Erinnerung an die vergangenen glücklichen Stunden und Minuten hinweg. Wir wiſſen wohl und denken oft mit ſchmerzlicher Sehnſucht daran zurück, daß wir einmal ſo unendlich glücklich waren, aber die friſche Unmittelbarkeit der Empfindung geht verloren mit dem Glücke, welches ſie hervorrief. Darum ſollte man doch nie verſäumen, mitten in der vollſten Empfindung dies feſtzuhalten: wir würden dann mit Staunen in ſpäteren Tagen ſehen, was wir geweſen, wir würden treuer an der Vergangenheit halten, weil wir ihren wahren Wert dann immer vor Augen haben könnten.“

Dieſem Gedanken entſprechend, ſchrieb er hierauf die an Klara gerichteten Lieder nieder, die im letzten Bande ſeiner Werke ſtehen: „Seit Du geſchieden —“, „Klage“, „Friedhofempfindungen“.

Den übrigen Teil des Ferientages, an dem er dieſes ſchrieb, verwandte er dazu, Schillers Abhandlung „Über das Erhabene“ zu leſen. Abends ſchrieb er nieder, was an Empfindungen dabei ſeine Seele bewegte.

Er dankte dem Himmel, „daß er ihn noch zu rechter Zeit in die äſthetiſchen Anſchauungen hineingeführt habe“; denn er fühlte, daß ihm eine unterſtützende Kraft nötig ſei im Kampfe mit ſeinem harten Schickſale, damit er nicht ganz und gar von ſeinen Zielen abkomme. „Gerade dieſer Aufſatz des hohen Dichters erſchloß eine neue Fülle von Kräften in ſeiner Seele, die zwar ſchon vorhanden war, aber doch nur ſpärlich, ihm ſelbſt noch unbekannt floß und in der Maſſe ungeordneter Empfindungen bald wieder verrieſelte. Die Empfindung des Erhabenen wußte er bisher weder zu benennen, noch recht zu gebrauchen. Das letztere erſchien ihm als der Hauptmangel.“

Dieſe Bemerkung erſcheint wichtig für ſeine dichteriſche Entwicklung, die nun bald mit Rieſenſchritten vor ſich gehen ſollte. Alles in ſeinem Lebensgange drängte darauf hin. Ein reiches Talent lag in ihm, vorläufig ihm ſelbſt noch unbewußt. Neue Erfahrungen waren über ihn hereingebrochen, die ſein Seelenleben von Grund aus aufwühlten und Empfindungen in ihm anregten, welche in Tagen des Glückes nimmer kommen. Seine Seele glich in Wahrheit dem übervollen Becher, der bei dem leiſeſten äußeren Anſtoße überfließen mußte. Man hat ſich wohl gewundert, woher dem Dichter, der mit dreißig Jahren ſchon aus dem Leben ſchied, die ſeltſam tiefen Anſchauungen der Dinge floſſen, die in ſeinen Dichtungen ſich ſo zahlreich finden. Wir antworten: aus den außerordentlich ſchmerzlichen Herzenserlebniſſen, die er durchzumachen hatte. Von jedem blieb ein Reſiduum in ſeiner Seele zurück.

Die Empfindung des Erhabenen war Schaumberger geläufig ſchon ſeit früheſter Jugend. „Eine große, herrliche Naturumgebung erweckte ſie wohl zuerſt. Er empfand ſie, wenn er abends auf hohem Berge der ſcheidenden Sonne nachblickte. Ein unnennbar ſchmerzliches Gefühl bewegte ihm da das Herz; es ſchmerzte ihn, daß das Tagesgeſtirn, die herrliche Lichtſpenderin, unaufhaltſam ſchied; wehmütig gedachte er dabei, wie doch auf der Welt alles eitel ſei.“

Daneben war auch ein andres Gefühl in ſeiner Seele lebendig, freilich viel ſchwächer, viel unklarer und verſchwommener. Er fühlte in ſich etwas, das ihn über jenes Leid hinweghob. „Er empfand doch ſchon jetzt in der zwingenden Naturnotwendigkeit die Freiheit ſeines Ichs. War er ſelbſt doch unabhängig von jenem Ereigniſſe, war er doch frei in ſich, keiner deſpotiſchen Naturgewalt unterworfen.“

Weiter ging ihm die Empfindung des Erhabenen auf in den Jünglings- und erſten Mannesjahren beim ernſten Studium der deutſchen Klaſſiker. Aber freilich ſuchte er ſtets vergebens nach einem Erklärungsgrunde dafür: warum denn gerade die Guten leiden? warum es überhaupt Leiden giebt? warum uns das fremde Leiden ſo anzieht? Darum war ihm auch

lange die Idee der Kunſt, der Tragödie insbeſondere, ein unlösbares Rätſel.

So ſehen wir Schaumberger immer wieder nachdenken über die höchſten und tiefſten Dinge, wir ſehen, wie ſein Studium ihm der Faden war, an dem er ſein eignes Leben, das innere wie das äußere, nach vor- und rückwärts überſchaute. Sind dies nicht alles ſchon Präliminarien des Dichtens? Mußte nicht nun bald der Augenblick kommen, wo die in ihm wogenden Gefühle und Gedanken ſo machtvoll nach dem Lichte emporrangen, daß ihm ein unbezwinglicher Drang förmlich die Feder in die Hand drückte?

Drei Tage, nachdem Schaumberger den eben erwähnten Eintrag in ſein Tagebuch machte, trat ein Ereignis ein, das epochemachend für Schaumbergers Leben werden ſollte: Pfarrer Bagge hielt ſeinen Einzug in Weißenbrunn. Schaumberger zog ihm mit ſeinen Schulkindern bis Mittelberg entgegen. Unter zwei großen, ſchön geſchmückten Ehrenpforten begrüßte ein Schulkind den neuen Seelſorger der Gemeinde mit einem von Schaumberger verfaßten Gedichte. Bereits am 17. Auguſt war Bagge zum erſten Male in Schaumbergers Schule, wo es ihm ſo wohl gefiel, daß er bei der Heimkehr zu ſeiner Familie ſagte: „Man möchte gar nicht wieder fortgehen! Man möchte nur immer zuhören!“

Aber in Schaumbergers Leben hieß es immer: neben der Freude liegt gleich das Leid! Zwei Tage ſpäter erkrankte er aufs ernſtlichſte. Am Morgen des 19. Auguſt 1869 bekam er heftigen Bluthuſten. Das war der erſte ſchlimme Ausbruch des Leidens, dem ſein hoffnungsvolles Leben zum Opfer fallen ſollte. Lange genug hatte ſich dieſe fürchterliche Exploſion angekündigt, wie etwa der Ausbruch eines Vulkans. Schaumberger war in großen Sorgen, denn er fürchtete, ein Lungenleiden zu haben. Er fuhr ſofort nach Coburg zu Doktor Florſchütz jr. Dieſer tröſtete ihn: es ſei nur ein Halsleiden. Pfarrer Bagge war in dieſer ſchweren Zeit ſehr freundlich gegen ihn; er erlaubte, „nein, er befahl ihm ſofort“, die Schule zu ſchließen. So wurde denn der Unterricht zehn Tage lang ausgeſetzt.

Der kranke Hals beſſerte ſich jedoch ſo raſch, daß Schaumberger bereits am 30. Auguſt die Schule wieder beginnen konnte. Mittwoch darauf, am 1. September, machte er in Begleitung von Ferdinand Bauer mit 52 Kindern einen Spaziergang nach Callenberg, der Feſte Coburg und der Roſenau. Hier wurden die Wandrer von mehreren Wagen abgeholt; viele Väter waren ihnen entgegengekommen. Es war ein ſehr ſchöner Tag für Schaumberger, doppelt ſchön als erſter Ausflug nach dem ernſten Krankheitsanfalle.

Wie in ſeinem Körper gingen auch in dieſer Zeit in ſeinem Geiſte wieder gewaltige Revolutionen vor. Eine Gefahr war ihm nach eignem Bekenntniſſe in Weißenbrunn nahegetreten: „in Materialismus und Egoismus zu verfallen“. Jeder Landſchullehrer hat ja dieſe zwei Übel zu fürchten. Dagegen kämpfen konnte er nicht, das hieße ihm „Waſſer in ein Sieb tragen“; er fühlte ſich auch allein zu wenig zu ſolch' einem Kampfe. So nahm er ſich wenigſtens vor, „ſich ſelbſt treu zu bleiben“. Auch aus andren Dingen, die hier nicht berührt werden ſollen, floß ihm „manche Bitterkeit, die ihm die heiligſten Gefühle zu trüben drohte“.

Vieles kann zur Zeit noch nicht erzählt werden, was damals ſtörend in Schaumbergers Leben eingriff, was ſeinen geſchwächten Körper nicht zur rechten Erholung kommen ließ. In ſeiner energiſchen, für Recht und Wahrheit begeiſterten Seele lag ein unwiderſtehlicher Drang, allem Unwahren und Unrechten entgegenzutreten. Manches, was ſpäter in ſeinen „Fritz Reinhardt“ floß, erlebte er in dieſen trüben Tagen. Er fragte ſich: „Soll ich feſt auf meinem Poſten ſtehen, wie ich bisher gethan — trotz des Verdruſſes, trotz der Feindſchaft, die mir daraus erwachſen muß? Werde ich Kraft haben, mein hohes Ideal zu verwirklichen?“ Doch genug damit! Ein Schleier falle über dieſe trübe, kraftverzehrende Periode in Schaumbergers Leben. —

Pfarrer Bagge hatte ſich, als er nach Weißenbrunn kam, bereits einen Namen gemacht, nicht nur als Geiſtlicher, ſondern auch als Verfaſſer theologiſcher Bücher und Streitſchriften, ſo-

wie als Volksſchriftſteller. Er war am 4. Februar 1814 in Coburg geboren als Sohn des Rektors an der lateiniſchen Ratsſchule Ehregott Johann Elieſer Bagge, deſſen Familie aus Schweden ſtammte. Von 1833—1836 ſtudierte er in Jena Theologie, war dann fünf Jahre Privatlehrer und hierauf ebenſolange Quartus an der Ratsſchule zu Coburg. Am 17. April 1843 führte er Pauline Treuter, die älteſte Tochter des Pfarrers Treuter in Metzels bei Meiningen, als Gattin heim. 1846 erhielt er das Pfarramt Altershauſen in Franken, 1851 das zu Naſſach; von hier aus wurde er 1860 nach Watzendorf verſetzt. Als Volksſchriftſteller ſchrieb er unter dem Pſeudonym Joſias Nordheim die Erzählungen: „Fallen und Auferſtehen“, „Knechtsgeſchichten“ (auch ins Lettiſche übertragen), „Stadt- und Dorfgeſchichten“, „Glück auf Umwegen“, „Alte Liebe roſtet nicht“, „Kolonie Friedrichsdorf“, „Die zwölf Beichtkameraden“, „Die Revolution von Filzheim“, „Drei Eheſtandsgeſchichten“. In alle den Geſchichten zeigt er ſich als origineller, humor- und gemütvoller Erzähler, als genauer Kenner des Volkslebens, der ſich nicht ſcheut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen; der Geiſt dieſer Schriften iſt ein durchaus edler, auf Beſſerung verdorbener Zuſtände gerichteter; beſonders die ſiegreiche Erweiſung der Liebe in allen ihren Geſtalten iſt mit ebenſoviel Glück als Geſchick durchgeführt. Störend wirken zuweilen die allzureichlich auftretenden Reflexionen, durch welche der raſche Gang der Handlung beeinträchtigt und die Darſtellung oft etwas trocken wird.

Bagge war ſehr vielſeitig begabt; er beſaß nicht nur eine gründliche wiſſenſchaftliche Bildung, ſondern hatte auch ſeine künſtleriſchen Fähigkeiten in bedeutendem Maße entwickelt. Schon auf der Schule in Coburg, ſpäter auf der Univerſität, imponierte er ſeinen Kommilitonen durch eine ungewöhnliche Gewandtheit im Improviſieren auf dem Klaviere, ſowie durch ſeine Fertigkeit im Zeichnen. Von einem ſolchen Manne konnte Schaumberger, in dem alles noch nach Fort- und Höherbildung rang, ſehr viel lernen. Bagges feines Kunſtverſtändnis, die ſtrenge Schulung ſeines Geiſtes kamen dem wohl auch reich

talentierten, aber einer „ſtreng logiſchen Schulung“ im allgemeinen entbehrenden Schaumberger trefflich zu ſtatten. Er nutzte die günſtige Gelegenheit jetzt und ſpäter aufs eifrigſte aus. Wir werden noch ſehen, wie ſehr er ſein eignes Schaffen dem Urteile Bagges unterſtellte, wie weitgehend er deſſen Winke und Verbeſſerungsvorſchläge benutzte, wie glücklich er war, wenn Bagge ihm ſagte: „Das iſt gut!“ Vielfach ging Bagge auch dem jungen Freunde bei der Wahl der dichteriſchen Vorwürfe an die Hand. „Im Hirtenhaus“ z. B. hat er direkt veranlaßt. Ein gleiches Freundſchaftsverhältnis, wie es den 55jährigen Pfarrer und den 26jährigen Lehrer bald verband, dürfte wohl ſelten vorkommen. Gerade jetzt, wo Schaumberger elend und in der Stimmung war, ſich ſelbſt aufzugeben, erſchien Bagges kräftigender und belebender Einfluß von hohem Werte.

Aus dem Jahre 1869 ſind nicht viele Nachrichten über Schaumbergers Leben vorhanden. Gegen Ende des Jahres wurde ihm zu einem Lichtpunkte das ſchöne Feſt, deſſen wir bereits im vorigen Kapitel gedachten. Aus dem Jahre 1870 iſt ein Notizkalender Schaumbergers vorhanden, der einen Einblick in ſein damaliges häusliches Leben bietet, leider nur bis zum Frühjahre. Den Kennern der „Bergheimer Muſikantengeſchichten“ und des Romanes „Fritz Reinhardt“ gewährt dieſes Tagebuch Gelegenheit, zu vergleichen, was etwa Schaumberger aus ſeinem Leben in ſeine Dichtungen herübernahm. Die folgenden Mitteilungen ſind auf Grund der zerſtreuten Notizen zuſammengeſtellt. Sie geben einen Einblick in Schaumbergers Leben als Lehrer von Weißenbrunn, in ſeine Arbeiten außer der Schulzeit, ſeinen Umgang, ſeine Vergnügungen und ſeine Lieblingsbeſchäftigungen.

Als Schaumberger das Tagebuch begann, ſtand er noch mitten drin im Umſingen. Am Neujahrstage führte er früh in der Kirche drei Umſingelieder auf. Am Hohenneujahr wurde nachmittags das Umſingen „abgedankt“. Auf zwei von den geordneten Umſingeliedern folgte noch das: „O sanctissima“ und zum Schluſſe: „Nun danket alle Gott!“ Abends kamen alle Mitwirkenden zum Muſikantenfeſte beim Wirt Lorenz zu-

ſammen. Zuerſt ſpielte das Septett, dann wurde gegeſſen, und hierbei gedachte Schaumberger pietätvoll in kurzen Worten ſeines verſtorbenen Vaters, der noch voriges Jahr an ſeiner Stelle geſtanden. Hierauf las er einen Aufſatz vor über den altehrwürdigen, ſchönen Gebrauch des Umſingens. Damit war die eigentliche Feier beendet und der Reſt des Abends dem Vergnügen freigegeben. Schaumberger fühlte ſich nicht in der Stimmung, länger zu bleiben; für ihn knüpften ſich gerade an den heutigen Tag zu ernſte Erinnerungen. Er ging um 10 Uhr nach Hauſe. Einige von den Choradſtanten ſpielten zum Tanze auf, und es entwickelte ſich bald ein fröhliches Leben, ſo etwa, wie es Schaumberger ſpäter in ſeinen „Bergheimer Muſikantengeſchichten“ anſchaulich und farbenfriſch ſchilderte. Hinterher reute es ihn faſt, daß er das Feſt ſo früh verlaſſen hatte; am andern Tage erfuhr er, „daß es noch ſehr ſchön geweſen ſei.“

Sein muſikaliſches Können wurde wieder in Anſpruch genommen zu Oſtern, wo es galt, eine Kirchenmuſik aufzuführen. Schaumberger hatte diesmal eine Kompoſition von Späth gewählt. Den Charfreitag hatte er tüchtig damit zu thun; vor- und nachmittags hielt er Probe. Schaumberger ſcheint hierbei als Dirigent ſein Recht zu tadeln ausgeübt zu haben; man könnte das ſchließen aus der Notiz, daß er am Oſtermontage wegen der Muſik einen Zank mit einem der Choradſtanten hatte.

Auch außer den Feſtzeiten hielt Schaumberger viele Muſikproben ab mit ſeinem Septett. Oft hatte er für dasſelbe irgendwelche Kompoſition zu arrangieren. So ſaß er am 6. Januar abends und am 7. nachmittags lange über drei Tänzen, die er für ſeine Muſikanten ſetzen mußte. Am Abend des 8. Januar wurden dann die neuen Stücke beim Gertloff probiert. Am 29. Januar hatte er wieder eine Muſikprobe beim Ebert; denn es ſollte ein Konzert gegeben werden. Am 30. Januar, einem Sonntage, fuhr Schaumberger mit ſeinen Künſtlern, zehn bis zwölf Mann, bei köſtlichem Wetter auf dem Laſtſchlitten nach Oberwohlsbach. Sie wurden ſehr freundlich empfangen, und bald begann das Konzert. Zuerſt muſizierten die Weißenbrunner ihre Septetten, dann trug Schaumberger

ein Solo auf der Violine vor; ein anderer ſpielte auf dem Violoncell und ſang komiſche Lieder. Natürlich fanden die Künſtler rauſchenden Beifall von ſeiten der zahlreich erſchienenen Geſellſchaft. „Nach dem Konzert ward er ſehr lebendig. Bei grimmiger Kälte wurde die Rückreiſe nach Weißenbrunn angetreten; es ging ſehr langſam, da der Schlitten ſchwer beladen war.“

Am liebſten ſpielte Schaumberger mit Bagge. Gern nahm er ſeine geliebte Violine mit auf die Pfarre und ließ ſich von Bagge bei ſeinem tief empfundenen Spiele begleiten. Doch muſizierte er immerhin auch gern mit ſeinem Septett; daß er mit Leib und Seele früher ſelbſt „Dorfmuſikant“ geweſen, beweiſen ſeine „Bergheimer Muſikantengeſchichten“; noch kurz vor ſeinem Tode ſchrieb er davon an Doktor Friedrich Hofmann.

Schaumbergers Beſtreben ging dahin, auch bildend auf ſeine Muſikanten einzuwirken. Schon dem Muſikantenfeſte ſuchte er eine ernſte Grundlage zu geben durch ſeinen Vortrag über das Umſingen; auch ſpäter wirkte er in gleicher Richtung. So las er Sonntag den 20. März, abends, beim Wirt Lorenz aus Rückerts Gedichten vor; acht Tage ſpäter hielt er ebendort einen Vortrag über „Dichtung und Dichter“ und brachte wiederum einige Gedichte zum Vortrage.

Viel Zeit koſteten den vielbeſchäftigten Mann die Gemeinderechnungen, an denen er mit arbeitete; manche freie Minute raubte ihm ferner ſein Amt als Schiedsmann. Auch Muſikſtunden gab er, z. B. den jüngeren Brüdern ſeines Freundes Karl Mönch; einem Knaben, Sonnefeld, erteilte er Violin- und Klarinettunterricht.

Alle dieſe Beſchäftigungen, denen er neben ſeinem Schul- und Kirchendienſte oblag, nahmen ſeine Kräfte genug und übergenug in Anſpruch. Man kann es ihm nicht verdenken, wenn er nach des Tages Laſt und Hitze Erholung ſuchte. Bei ſeinem doch immer leidenden Zuſtande wäre es vielleicht beſſer geweſen, weniger zu arbeiten und ſich mehr Ruhe zu gönnen. Am liebſten ging er auf die Pfarre; denn hier wußte er ſich unter Menſchen, die ihn ganz verſtanden, die den idealen Flug ſeines

Geiſtes begreiflich fanden, die ihn in dieſer edlen Geiſtesrichtung beſtärkten. Das Weißenbrunner Pfarrhaus wurde bald die wahre Heimat ſeines Geiſtes, lange noch bevor ihm ein holdes Liebesglück darin erblühte. Hier fand er ein williges Ohr, wenn er ſeine dichteriſchen Verſuche vorlas, die in ſeinen durch Krankheit ihm aufgezwungenen unfreiwilligen Mußeſtunden ab und zu entſtanden; hier war man ja gewöhnt, die Abendſtunden der Pflege der Dichtkunſt und Muſik zu widmen. Im Laufe des Winters las Schaumberger zuſammen mit den Gliedern des Hauſes z. B. „Steins Leben“ von Pertz, Schillers „Braut von Meſſina“, Fritz Reuters „Olle Kamellen“.

Aber darüber vergaß er nicht ſeine bäuerlichen Freunde. Gern verkehrte er mit dem jungen Bauerſohne Karl Mönch, der das Urbild des „Beckenkarl“ in „Fritz Reinhardt“ ſein ſoll. Mit ihm ſpielte er gern Schach; dann und wann unternahmen beide Schlittenpartien nach Öslau, Schalkau und Coburg. Den jüngeren Brüdern dieſes Freundes gab er, wie ſchon erwähnt, Klavierſtunden, nachdem er erſt das Klavier der „Glaſenleute“, wie Mönchs genannt wurden, in Ordnung gebracht hatte. Hier aß er auch dann und wann zu Mittag und verſäumte die landesüblichen „Schlachtſchüſſeln“ nicht.

Von den Weißenbrunner Muſikanten ſtanden beſonders im Verkehr mit ihm Ferdinand Bauer (als „Schuſters-Bernhard“ in „Zu ſpät“ trefflich gezeichnet, als „Blümlesſchuſter“ in „Fritz Reinhardt“ nochmals epiſodiſch eingeführt), J. Ebert, Leonhard Büttner, J. G. Volk („Hansaden“ in den „Bergheimer Muſikantengeſchichten“), Chriſtian, Ludwig und Leonhard Gertloff. An Winterabenden war oft einer oder der andre dieſer Freunde bei Schaumberger. Dann und wann traf er ſie in den Weißenbrunner Gaſthäuſern, beim Alex aber beim Lorenz. Hier beteiligte er ſich wohl auch einmal am „Karten“, doch mehr, um den Freunden einen Gefallen zu thun, als zu eignem Vergnügen.

Oft wurde Schaumberger zu „Schlachtſchüſſeln“ und andren ländlichen Feſten eingeladen; mit Bagge fuhr er bisweilen zu einer Kindtaufe, oder er nahm an dem üblichen „Leichentrunke“

teil. Auch mit dem Baron von Steinau, dem Beſitzer des Weißenbruuner Schloſſes, ſtand er in Verkehr.

Zur Faſtnacht, am 1. März, fuhr Schaumberger nach Coburg zur allgemeinen Lehrerverſammlung. Hier traf er viele Freunde, auch manche Kollegen aus der Ahlſtadter Gegend. Abends fuhr er mit anderen nach Öslau zum Konzert. Dort blieben die Freunde lange fröhlich beiſammen. Am 6. April beſuchte Schaumberger mit ſeinem Stiefbruder Reinhold den Markt in Schalkau, wo er wieder ſehr viele Kollegen traf. So floſſen ihm die Tage hin in vielerlei Arbeit und Unruhe, während für Erholung nicht die Zeit blieb, die doch ſeiner Geſundheit nötig geweſen wäre. Eins ließ er ſich aber nicht entgehen: einen Spaziergang in Gottes freie Natur. Selbſt im Winter verſäumte er nicht, ſeine Lieblingsplätze in der ſchönen Heimat aufzuſuchen; auch die Winterlandſchaft hatte ihren Reiz für den ſinnigen Naturfreund, der ſpäter ſo beredt die Wunder der Natur zu ſchildern verſtand.

Gern lenkte Schaumberger ſeine Schritte nach dem von den Großeltern ererbten Berggarten, dem „Schutz“. Man kann ſich leicht eine Vorſtellung von demſelben machen, wenn man an die Szenerie vom „Hirtenhaus“ denkt. Etwas oberhalb des Ortes Weißenbrunn liegt der Dorfteich, den Schaumberger im 17. Kapitel ſeiner Erzählung ſo anmutig geſchildert hat. Steigt man rechts von demſelben die „ſteilen, grasloſen Hänge der Schlucht hinauf, vorbei an der überhangenden Hecke von Haſel-, wilden Roſen- und Schlehdornſträuchern, von deren Wurzeln die Schafe den lockren Erdboden weggetreten haben“, ſo ſteht man vor Schaumbergers Berggarten. Hier weilte er oft. Im Sommer nahm er gern ein Buch mit hinauf. Von hier oben that ſich ihm aber auch eine herrliche Fernſicht auf hinüber zu den waldigen Höhen der Effelderberge, zu den blauſchimmernden Kuppen des Thüringerwaldes. Wollte er dieſen prächtigen Ausblick noch beſſer genießen, ſo ſtieg er hinan zum Linden- oder zum Koppelsberg. Dieſe ſchönbewaldeten Bergkuppen waren ihm von den Tagen der Kindheit her lieb und wert. Dem Koppelsberge iſt der Steinſchrot vorgelagert; hier

findet ſich die tiefe Schlucht, in welcher das „Bettelbrünnlein“ quillt. Oben am Berge erhebt ſich eine altanähnliche Felsplatte, die „Kanzel“. Das iſt der Boden, der von Schaumberger im „Fritz Reinhardt“ ſehr oft geſchildert wurde, z. B. im 49. Kapitel.

Gern richtete Schaumberger ſeine Schritte auch nach den Tilſchen oder über die Thoneller auf den Feuerhügel und ins Pöpelholz, in den Effelderſchrot, nach Mittelberg, Fornbach, Roth, Thann ꝛc. Manchmal ging er allein, bisweilen begleiteten ihn Freunde aus dem Dorfe: Ferdinand Bauer, Ludwig und Leonhard Gertloff, Höhn u. a.

Auch mit ſeinen Schulkindern unternahm Schaumberger gern gemeinſame Ausgänge, wie er das früher in Ahlſtadt ſchon gethan. So führte er am 29. Januar die ganze Schule nach Fornbach; am 9. März nahm er ſeine erſte Klaſſe mit in den Steingrund und auf den Koppelsberg. Am Oſtermontag beſuchte er mit den Konfirmanden die Ruine Lauterburg, den Sonntag darauf die Schaumburg.

Mit den Kollegen der Nachbardörfer hielt Schaumberger immer Fühlung. Er beſuchte ſie bisweilen, und ſie ſprachen wiederum bei ihm vor. Beſonders verkehrte er mit ſeinem nächſten Nachbar, Lehrer Johannes Hauck in Mittelberg, der ins Kirchſpiel Weißenbrunn gehörte, mit Zeth in Almerswind, mit Axmann in Unterlauter. Mittwoch vor Oſtern beſuchte ihn zu ſeiner großen Freude ſein Seminargenoſſe Fritz Hofmann aus Neuſtadt, der Pate ſeines Sohnes. Am Gründonnerstage verlas Zeth von Almerswind für ihn die Predigt in der Kirche; der Nachmittag wurde von den drei Kollegen „ſehr heiter“ in Schaumbergers Stube zugebracht. Nachdem Schaumberger am erſten Oſterfeiertage ſeine Kirchenmuſik aufgeführt hatte, begleitete er nachmittags ſeinen lieben Freund und Gevatter bis Höhn. Unterwegs führten ſie „ſehr ernſte Geſpräche“. Es iſt unſchwer zu erraten, daß ſich dieſelben auf die Geſundheit Schaumbergers bezogen, der acht Tage zuvor wieder Bluthuſten bekommen hatte. Mittwoch in der Oſterwoche traf Schaumberger mit Fritz Hofmann wieder in Höhn zuſammen;

ſie hielten ſich den ganzen Tag in den „Bergdörfern“ auf, die in den „Bergheimer Muſikantengeſchichten“ oft vorkommen. Wenn der eine oder der andre Freund oder mehrere zu gleicher Zeit bei Schaumberger einkehrten, dann gab es in der Regel einen gemütlichen Nachmittag. Mit welchem Behagen ſich Schaumberger dem Verkehr mit Kollegen hingab, geht aus der Einleitung zu ſeinem „Umſingen“ hervor, wo er die eigenartige Gemütlichkeit, die im Verkehr mit gleichgeſtimmten Lehrern zu herrſchen pflegt, ganz herrlich trifft. Noch viel ausführlicher erſieht man es aus „Fritz Reinhardt“. Reinhardts Verkehr mit Braun, Schneider, Schulz, Preſſel ꝛc. zeigt uns klar, wie Schaumberger mit ſeinen Standesgenoſſen umzugehen pflegte, wie viel er ihnen zu geben hatte im Wechſelgeſpräche, wie gern er aber auch der empfangende Teil war. Nach dieſer Seite hin iſt die Darſtellung des jungen Lehrers Reinhardt aus Schaumbergers Leben herübergenommen.

In ſeinen Berggarten, den „Schutz,“ ging Schaumberger nicht bloß, um zu ſpazieren. Sobald es die eintretende milde Witterung erlaubte, fing er an, dort zu arbeiten. Bereits am 4. April hantierte er an ſeinen Bäumen. Leider war das Erdreich noch ſo feſt gefroren, daß kein Baum ausgehoben werden konnte. Den Freitag darauf, am 8. April, arbeitete er wieder an ſeinen Bäumen „im Rain“. Vielleicht hatte er ſich dabei zu ſehr angeſtrengt; denn nachts gegen 11 Uhr, als er ſich niederlegen wollte, bekam er wieder Bluthuſten. Wie ihn das in Sorgen ſtürzte, läßt ſich denken. Doch wurde ſein Befinden wenigſtens den Sonnabend über nicht ſchlimmer. Trotzdem war er tief traurig; er ſchrieb in ſein Tagebuch: „Alle meine Hoffnung auf Geneſung iſt vernichtet!“ Am 12. April arbeitete er ſchon wieder an ſeinen Bäumen. Acht Tage ſpäter, am Oſterdienstage, pflanzte er einige junge Bäume im „Schutz“. Am darauffolgenden Montage, an welchem die neuen Schulkinder aufgenommen worden waren, veredelte er nachmittags im „Rain“. Tags darauf beſuchte ihn Kollege Hauck aus Mittelberg, der ihm half, auch die Bäume im „Schutz“ zu veredeln. Nachmittags begleitete er den Kollegen bis nach

Mittelberg; am Abend traf er noch den Kollegen Zeth beim Alex. Dieſe beiden Nachbarkollegen vertraten ihn hilfebereit, wenn ihn ſein Halsleiden abhielt, den kirchlichen Funktionen nachzukommen, namentlich beim Leichenſingen und Predigtleſen.

Die meiſte Zeit brachte Schaumberger zu Hauſe zu. Sein Geſundheitszuſtand nötigte ihm ſchon in dieſer Zeit immer eine gewiſſe Reſerve auf. Um ſich die langen Winterabende zu kürzen, ſuchte er nach verſchiedenen Beſchäftigungen. Das Liebſte nächſt dem Muſizieren blieb ihm das Dichten. Kleine Fragmente von Erzählungen, die im Jahre 1869 entſtanden waren, gab es wohl ſchon, aber es kam nicht zu weiterer Ausführung. Zwiſchen Weihnachten und Neujahr ging Schaumberger daran, eine ihm ſchon geraume Zeit im Kopfe herumgehende Erzählung niederzuſchreiben. Am 2. Januar 1870 hatte er das erſte Kapitel dieſer Erzählung, die er nicht weiter nennt, zu Ende gebracht; er las es abends in der Pfarre vor. Am 12. Januar war die ganze Erzählung ſchon beendet. Er ſchrieb darüber: „Ich fühle mich ſelbſt neu geſtärkt daran; die Erzählung iſt gut.“ Es kann nur eine kleine Geſchichte gemeint ſein — vielleicht die noch ungedruckte: „Aus dem Leben eines Landſchullehrers.“ Am 16. Januar kam ihm die Idee zu einer Erzählung in Briefform. Er hat dieſelbe nicht ausgeführt; es iſt auch keine Spur von einer Dispoſition oder einer Skizze vorhanden. Wahrſcheinlich wurde der Gedanke ſo ſchnell wieder aufgegeben, wie er kam. Erſt am 5. März ging Schaumberger nach langer Pauſe wieder ans Dichten. Er blieb am Nachmittag zu Hauſe und arbeitete „endlich einmal wieder“ an der „Schaumburg“, ebenſo den nächſten Tag. Er war ſomit wieder zu ſeinen erſtem dichteriſchen Verſuche zurückgekehrt.

Mitte März verfiel er auf eine andre Beſchäftigung: er fing an zu malen. Sein Freund Ludwig Gertloff half ihm zuvor abends beim Farbenreiben. Schaumberger malte dann eine Baumgruppe, die auch „ziemlich gelang“. Am dritten Abend war das Bildchen fertig. Später ſcheint er dieſen angenehmen Zeitvertreib fortgeſetzt zu haben. In ſeinem Nachlaſſe finden ſich noch einige von ſeiner Hand gemalte Bildchen,

die ein bemerkenswertes Geſchick, um nicht zu ſagen Talent, auch hierfür zeigen. Namentlich iſt der Waſſerfall des Lindenbachs, oberhalb des Dorfteichs, ſehr gut geraten; bei einer Anſicht von Weißenbrunn fällt die minutiöſe Ausführung auf; man möchte ſagen: faſt jeder Baum iſt porträtiert. Zuſammengehalten mit den Muſikantenköpfen, die Schaumberger ſpäter in Davos mit flüchtigen Federſtrichen auf den Deckel ſeiner blauen Mappe hinwarf oder auf kleine Papierſtreifen ſkizzierte, ergeben dieſe Malverſuche Schaumbergers ein überraſchendes Talent. Ein renommierter Künſtler, der Einſicht in die Blätter nahm, gab ſeinem Staunen unverhohlen Ausdruck. Von den Muſikantenköpfen ſagte er: „Das iſt ja meiſterhaft! Kein Künſtler könnte es beſſer machen! Dieſe Zeichnungen ſollten unbedingt den ‚Muſikantengeſchichten‘ als Illuſtrationen beigegeben werden.“ Im Weißenbrunner Gaſthofe hängt heute noch eine von Schaumberger herrührende Bleiſtiftzeichnung an der Wand, anſcheinend nach den „Fliegenden Blättern“ kopiert. Er übte ſich auch im Kartenzeichnen und entwarf z. B. eine Flurkarte von Weißenbrunn, ſowie eine Wandkarte, die noch im Weißenbrunner Schulzimmer zu finden iſt, ferner zehn trefflich ausgeführte Berg- und Flußkarten als Beilagen zu einem geographiſchen Lehrbuche, an welchem er mit Luſt und Liebe bis in die letzte Zeit ſeines Lebens arbeitete.

Leider reichen die Aufzeichnungen Schaumbergers in ſeinem Notizbuche nur bis zum 2. Mai 1870. Erſt im letzten Vierteljahre kommen wieder einige Notizen — trübſeligen Inhalts. Gerade über die wichtige Zeit des Sommers 1870, welche Schaumberger aufs tiefſte erregte und bewegte, fehlen faſt alle Anhaltepunkte von ſeiner eignen Hand. Aus einer Stelle im „Fritz Reinhardt“ (50. Kapitel) kann man ſchließen, wie der Krieg von 1870 auf ihn wirkte. In jener Stelle preiſt er die große Wendnng, die 1866 in der Geſchichte Deutſchlands eingetreten war, namentlich für die Mitteldeutſchen. Wie mußte da erſt der Rieſenaufſchwung auf ſeine patriotiſche Seele wirken, den Deutſchland in dem gewaltigen Kampfe und das deutſche Reich nach deſſen ſiegreichem Verlaufe nahm! Wenn einer ſein

Vaterland glühend liebte, ſo war es Schaumberger; der Mann iſt ſo durchaus deutſch wie ſelten ein andrer Dichter. Wie Schaumberger von Anfang an geſinnt war, lange, bevor die erſten Siegesnachrichten einliefen, beweiſt das Wort, das er ſeinen Freunden zurief: „Hört, wenn die Sache ſchief geht, gehen wir alle mit nach Frankreich!“

Während des Sommers 1870 war Schaumbergers Befinden erträglich; der rauhe Herbſt mit ſeiner ſcharfen Luft und ſeinen Stürmen aber wurde ihm verhängnisvoll. Am 6. Oktober 1870 bekam er wieder Bluthuſten. Am 11. Oktober hatte er ſich ſoweit erholt, daß er nach Coburg fahren konnte, um ſich vom Arzte unterſuchen zu laſſen. Zwei Tage ſpäter ging es ihm wieder ſchlimmer. Trotzdem ein ſchreckliches Wetter herrſchte und ein großes Gewitter tobte, ging die Tochter ſeines Freundes Ferdinand Bauer, Julie, für ihn nach Coburg zum Arzte. Am 16. Oktober fuhr er ſelbſt dahin, begleitet von ſeinen Freunden Zeth und Hauck. Viel Beſſerung trat nicht ein. Den ganzen Herbſt hindurch fühlte ſich Schaumberger ſehr elend. Es ſtellte ſich diesmal wirklich ein Lungenleiden heraus. Zu ſeinem größten Leidweſen konnte Schaumberger in der Schule faſt gar nichts beginnen. Er hoffte zwar immer noch, es ſolle wieder beſſer werden; allein dieſe Hoffnung erwies ſich als eine trügeriſche. Anfang Dezember überfielen ihn raſch nacheinander zwei heftige Blutſtürze, an deren Folgen er nun dahinſiechte. So fand ihn der 15. Dezember, ſein Geburtstag. An dieſem Tage machte er wieder einmal eine Einzeichnung in ſein Tagebuch; aber man ſieht es den paar Worten an, welche Trauergedanken, welche Gefühle der Wehmut und Hoffnungsloſigkeit die Seele des Schreibers durchzogen. Schaumberger unterſtrich ſeinen Geburtstag im Notizkalender und ſchrieb darunter: „27 Jahre alt!“ — Ganz unvermittelt ſtehen dabei die myſteriöſen Worte: „Jugend Prangen“. Welche Ideenaſſoziation gab ihm dieſes Gedankenfragment in die Feder? Dachte er wohl daran, daß ſeine Jugend nun abgeblüht ſei? Oder bezog er dieſe Worte auf ein Weſen, das anfing, ihm teuer zu werden? Dachte er vielleicht an den Vers aus Schillers

Glocke: „Und herrlich, in der Jugend Prangen, mit züchtigen, verſchämten Wangen, ſieht er die Jungfrau vor ſich ſteh'n?“ Dann könnte man erraten, weſſen Bild ihm durch den Sinn ging: das konnte nur Magdalene Bagge ſein, die oft mit ihren Eltern und Schweſtern als ein tröſtender Engel an ſeinem Leidenslager erſchien. War es aber das, ſo mußte die hoffnungsloſe Lage Schaumberger nur noch mehr niederdrücken. Krank ſein am Körper und in die Seele neue, ſüße Bilder einziehen ſehen — wie paßte das zuſammen?

Die Familie Bagge erwies ſich gegen Schaumberger als von wahrer Samariterliebe beſeelt. Das Verhältnis zwiſchen Pfarre und Schule hatte ſich ſchon derart geſtaltet, daß man geradezu ſagen kann: es war ein ideal ſchönes. Bagge war ſeinem Schullehrer bereits der Vertraute geworden, den dieſer über alle anderen ſtellte, deſſen Rat und Willensmeinung er ſich fügte, wenn er auch ſonſt noch ſo ſelbſtbewußt auf ſeinem Willen beſtehen konnte. Zu der Pfarrfrau ſtand er wie der Sohn zur Mutter. Sie liebte ihn wahrhaft, und gerade, weil ſie ſelbſt keinen Sohn hatte, goß ſie alle Schätze ihres an Liebe ſo reichen Herzens über den jungen Mann aus, der ihr wie ihrem Gatten ſo überaus ſympathiſch war. Und die Töchter? Sie waren, wie überall, auch hier ganz der Meinung der geliebten Eltern. So war denn ſeinem Leiden der bittre Stachel genommen: er war nicht mehr verlaſſen in ſeinem Elende. Aber ſchwer genug empfand er dieſes Elend doch.

Am Weihnachtstag erhielt er die Nachricht von Dr. Keißner in Schalkau, daß ihm auf lange Zeit hinaus alle Berufsthätigkeit unterſagt ſei. Als er wieder etwas zu Kräften gekommen war, am 7. Januar 1871, ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Ich bin ein matter, müder, kranker Mann. Ich bedarf aller geiſtigen Kraft, um nicht ſchwach und verzagt zu werden. Mein Leben iſt prüfungsreich! Wann und wie wird es enden?“

Aus den Tagen der ſchweren Erkrankung ſtammt auch das Gedicht, welches Schaumberger auf eins der letzten Blätter ſeines Notizkalenders ſchrieb. Es iſt an Magdalene Bagge gerichtet und lautet:

Was ich verſprach, ich hätt's gehalten,
War's auch gefordert nur im Scherz —
Doch Menſchen wollen — Götter walten:
Daß ich nicht konnte, iſt mein Schmerz!

Ein herbes Los iſt mir beſchieden!
Im Lenz klingt mir das Leben ab.
Ich finde keinen andern Frieden,
Als dort im ſtillen, dunklen Grab.

Den Frieden wohl möcht' ich gewinnen —
Doch eh' die Scheideſtunde naht,
Möcht' ich noch manches Werk beginnen,
Vollenden manche ernſte That.

Wieder ausgeſtrichen iſt die folgende Strophe:

Ach, in dem Geiſte glüht noch Leben;
Doch in dem Körper wühlt der Tod.
Schon dunkle Schatten mich umſchweben —
Die Nacht fühl' ich hernieder ſchweben —

Damit bricht das Gedicht ab. Die erſten drei Verſe gehören wohl, auch nach formeller Seite hin, zu dem Beſten, was Schaumberger in dieſer Hinſicht geſchaffen. Bemerkenswert iſt der letzte Vers, weil ſich hier zuerſt in klaren Worten ein Blick aufthut in die großen Pläne, die ſich jetzt ſchon in der Seele des künftigen Poeten wälzten, dem trotz aller Körperſchwachheit ein titaniſcher Drang innewohnte.

So brach denn das Jahr 1871 trübe genug für Schaumberger an. Er konnte ja noch nicht wiſſen, daß es ihm bei allem Unglücke das größte Glück ſeines Lebens bringen ſollte; er, der den Tod ſchon an ſich heranſchleichen ſah, ahnte nicht, daß ihm noch drei volle Jahre beſchieden ſein ſollten, zwar reich an körperlichen Qualen, aber doch auch reich an herrlichen Seelenerhebungen, vor allem reich an dichteriſchen Inſpirationen, an dichteriſchem Schaffen und Gelingen.

Für jetzt ſchien es, als ſei durch das körperliche Leiden das Maß ſeiner Prüfungen noch nicht voll. Zum Überfluſſe widerfuhren ihm auch noch böswillige Kränkungen. Er mußte ſich hinterbringen laſſen, wie man ſein amtliches Wirken herab-

zuſetzen ſuchte, wie man gegen ihn und Pfarrer Bagge hetzte und ſogar ſchon, „da er doch nicht mehr lange mache“, ſeinen Nachfolger bezeichnete. Aus der niedergedrückten Stimmung, die den Kranken ob dieſer Rückſichtsloſigkeit erfaßte, iſt das Gedicht entſtanden, das jedenfalls zu ſeinen beſten zählt und ſicher mehr iſt als „gereimte Proſa“: „Mein Herz, verzage nicht!“ (Band 9, Nr. 13.) Vers 2, 3 und 4 ſpiegeln die Situation getreulich wieder. Bemerkenswert iſt die echt männliche, kraftvolle Geſinnung, die aus dem Ganzen weht. Je ſiecher Schaumbergers Körper wurde, deſto mächtiger begann ſein Geiſt die Schwingen zu entfalten.

Infolge des ärztlichen Gebotes, ſich aller Berufsarbeit für geraume Zeit zu enthalten, hatte Schaumberger ſofort die nötigen Schritte zur Erlangung eines Vikars gethan. Am 7. Januar 1871 traf der Seminariſt Höhn aus Coburg in Weißenbrunn ein und übernahm zunächſt den Schulunterricht. Schaumberger ſuchte ſich die aufgezwungene Ruhezeit, ſobald es ſein Geſundheitszuſtand erlaubte, zu kürzen durch ſein altes Mittel: durch Dichten.

In dieſer Zeit des tiefſten Elendes erkannte er immer mehr, wo ſeine wahrſten Freunde waren. Enger und enger ſchloß er ſich an das Pfarrhaus an. Hier fand er tröſtenden Zuſpruch, wenn ſein Herz einmal verzagen wollte, hier holte er ſich immer neue Stärke, wenn unter der Schmerzenslaſt des müden Körpers auch der Geiſt zuſammenzubrechen drohte.

Was alles ihm dieſes Haus geworden, ſpricht ſehr ſchön das Gedicht aus, das er dem Pfarrherrn zum 57. Geburtstage am 4. Februar 1871 widmete. Trefflich iſt hier das ganze Haus geſchildert. Dem Hausherrn, dem Leiden auch nicht erſpart blieben, der wohl die Schmerzen des Lebens kannte und oft ſchwer geprüft wurde, ſteht zur Seite die liebende, ſorgſame Hausfrau, leiſe waltend, daß keine Unruhe den emſigen Schriftſteller ſtöre, keine Verſtimmung des kleinen alltäglichen Lebens ihm nahe. Ein Kranz anmutiger, fröhlicher Töchter blüht um das treffliche Ehepaar, alle einander gleich an Tugend, Unſchuld und fröhlichem Mut.

Die Gaſtlichkeit wohnt als erſte Tugend in dieſem Hauſe. So oft ein Freund einſpricht, immer iſt er herzlich willkommen, ſtets findet er ein offnes Haus und, was köſtlicher noch iſt, offne Herzen.

Ernſtes Geſpräch mit dem Hausherrn, fröhlicher Scherz mit den Töchtern erquickt die Seele des Einkehrenden. In der Stube, im ſchattigen Garten oder auf gemeinſamen Ausgängen durch Wieſen und Auen und auf die umgebenden Berge freut ſich der gern geſehene Gaſt mit den Hausbewohnern. Kehren ſie zurück, ſo finden ſie eine Leibeserquickung, von der ſorglichen Hausfrau bereitet.

Aber der Mittelpunkt iſt doch der Hausherr. In ſeinen Geiſt iſt tief der Drang nach Wahrheit gelegt; in eignen dichteriſchen Gebilden zeigt er, daß er Menſchengeſchicke zu ergründen verſteht, daß er in der Verwirrung des Lebens den Gottesgedanken zu finden weiß, in flüchtigen Erſcheinungen das Bleibende, Ewige feſtzuhalten vermag; ſelbſt ein Meiſter der Töne, tauchte er ſeine Seele gern unter in den lieblichen Zauber der Klänge, den wonnigen Wohllaut der Harmonien. Ihm iſt auch ein glückliches Auge eigen für Formen und Farbenſchönheit und die glückliche Hand: mit Künſtlern könnte er wetteifern im Nachbilden von Menſchen und Dingen.

Weil die Kunſt heimiſch iſt in ſeinem Hauſe, weil er ſie treulich hütet, ſind ihm auch die Muſen geneigt uud fördern ſein eignes dichteriſches Streben.

In ſolchem Hauſe mußte Heinrich Schaumberger, in deſſen Seele, dunkel und nur geahnt bis jetzt, ſich ein Streben nach den Höhen der Ideale regte, ſeine wahre Geiſtesheimat finden. Darum iſt ihm das Herz voll am Geburtstage deſſen, den er als ſeinen Vater anſieht. Danken möchte er für alles, was er ſchon in dieſem Hauſe empfangen, für das Glück, das er bereits hier gefunden. Er ruft aus:

„Du wardſt mir ein Freund, ja mehr noch biſt Du mir worden,
Selber weißt Du es nicht, was Du mir Großes erwieſen!“

Aber auch in dieſes fromme Aufwallen ſeiner Gefühle wirft eine unglückliche Lage einen düſtren Schatten; er ſchließt mit

der Bitte: „Sollte uns das Schickſal trennen, früher als wir meinen, ſo bewahrt mir ein ſtilles Gedenken!“

Es iſt merkwürdig, welch ein Umſchwung ſchon in des Dichters Seele eingetreten iſt! Iſt es eine Wirkung der unerbittlich weiterzehrenden Todeskrankheit, iſt es eine Folge des häufigen Verkehrs in der hochgebildeten Pfarrersfamilie: es iſt über ſein Weſen bereits die Ruhe der Anſchauung, der Empfindung gebreitet, die man bisher noch immer vermißte. Die oft wilde, aufbäumende Ungeduld und Unzufriedenheit, das titaniſche Aufbrauſen iſt ſpurlos verſchwunden — eine milde Reſignation, eine ſanfte Schwermut iſt an deſſen Stelle getreten und verbreitet nun über das Weſen des Leidenden einen ſanften Glanz, der ihm ſehr gut zu Geſichte ſteht. Der Schaumberger beginnt ſich aus der Raupenumhüllung loszuſchälen, den wir in ſeinen Dichtungen wiederfinden, den jeder lieben muß, der dieſe edlen Schöpfungen eines hervorragend begabten Geiſtes aufmerkſam lieſt.

Man hat ſich wohl oft gefragt: Wodurch wurde dieſe Wandlung, dieſe innerliche Abklärung hervorgerufen? Welches war der Wendepunkt? Wer oder was führte dieſe Änderung herbei?

Zwei Antworten kann man geben: ſein Leiden und der Einfluß der edlen Seelen, die er jetzt gefunden, die ihn voll und ganz verſtanden, die ſeine Intentionen, ſeine Hoffnungen, ſeine Wünſche, ſeine Pläne zu würdigen wußten.

* * *

In einem Ausgabebuche Schaumbergers ſind noch einige Notizen enthalten über die Zeit von Ende Februar 1871 bis gegen Pfingſten. Das Folgende iſt daraus geſchöpft.

Am 26. Februar, einem Sonntage, zog ein „ſonniger, wonniger Frühlingsmorgen“ über Weißenbrunn herauf; der Schnee war faſt gänzlich weggeſchmolzen in Wald und Flur. Da wachte denn auch in Schaumbergers Seele die Luſt am Dichten wieder auf; er nahm ſeine „Schaumburg“ vor und ging ſie aufs neue durch. Nach Tiſche unternahm er mit dem Weber Volk (dem „Hansaden“ der „Bergheimer Muſikanten-

geſchichten") bei dem wunderſchönen Wetter einen Spaziergang nach Fornbach zu. Den Nachmittag verlebte er ſehr angenehm auf der Pfarre; den Abend widmete er der Lektüre. Er erquickte ſich wahrhaft an Auerbachs „Erdmuthe" und ſchrieb darüber: „Herrlich! Welche Tiefe und Wahrheit und doch welch' herrliche Einfachheit!" Die nächſten Tage las er weiter in den „Schwarzwälder Dorfgeſchichten", immer mit dem höchſten Genuſſe. Er ſchrieb: „Eine wunderſame Poeſie liegt doch in dieſen Erzählungen. So viel Realismus und doch wieder die wahrſte Poeſie! Das Individuellſte und Beſonderſte iſt immer zum allgemein Gültigen erhoben. Könnte ich doch nur annähernd Ähnliches ſchaffen!" Am 24. März begann er die „Frau Profeſſorin" zu leſen. Enthuſiaſtiſch rief er aus: „Iſt das aber ein Werk! Die reinſte Poeſie! Das herrlichſte, vollſte Leben ſprudelt einem entgegen; es iſt, als ob das Geheimnis der Natur ſelbſt enthüllt vor uns hinträte. Glücklicher Mann, der dieſes ſchaffen konnte! Aber, welche Stürme mögen auch dieſes Gemüt durchweht haben!"

Unterdes war Schaumberger mit ſeiner „Schaumburg" zu Ende gekommen; am 28. Februar hatte er die letzte Hand daran gelegt. Er gab ſie Bagge zu leſen, war aber ſehr verſtimmt, als dieſer ihm mitteilte, daß er — ſehr viele orthographiſche Fehler darin gefunden habe. Schaumberger wußte recht wohl, daß das ſeine ſchwache Seite war. Daran trug vor allem die unverzeihliche Vernachläſſigung nach ſeiner Schulzeit, welche der bloß dreijährige Beſuch des Seminars nicht wieder wettmachen konnte, die Hauptſchuld. Schaumberger war „ſehr verſtimmt, im übrigen auch ſehr betrübt über ſeine mangelhafte Arbeit". Gleichſam, als wolte er ſich von der kleinen Niederlage wieder aufrichten, komponierte er denſelben Abend (3. März) eine Polka, die ihm ſehr gut gefiel. Sie hat ſich erhalten und iſt wirklich ein allerliebſtes Tonſtück, das ſich weit über die gewöhnliche Tanzmuſik erhebt. Sie beweiſt, neben einigen andren Kompoſitionen, die aufbewahrt ſind, daß Schaumberger ein bedeutendes Muſiktalent beſaß. Mühelos quollen

ihm die Töne hervor; alles iſt ſo ungeſucht, daß man merkt: ein wirklich muſikaliſcher Menſch hat das hervorgebracht.

Trotz der halb und halb mißlungenen „Schaumburg“ ging Schaumberger am 4. März doch wieder ans Dichten; er bearbeitete einen „Hausgottesdienſt beim Schulbauer“ und zwar „mit innerer Luſt und Freudigkeit“. Ob damit die Epiſode gemeint iſt, die im 17. Kapitel von „Fritz Reinhardt“ eingeflochten iſt? Aber „Fritz Reinhardt“ war damals noch keineswegs geplant, eher wohl ſchon „Vater und Sohn“ — und für dieſe Erzählung war jene Szene wohl auch zunächſt beſtimmt.

Am 14. März wurde Schaumberger wieder einmal irre an ſeinem Talente und geriet infolgedeſſen in tiefe Verſtimmung. Er fand, daß ſeinen Arbeiten immer etwas fehle, und konnte doch nicht finden, was. Er ſchrieb: „Es iſt oft ein Anlauf, der das Beſte hoffen läßt, aber plötzlich verläuft alles im dürrſten Sande, und alles iſt verworren und verzerrt. Ich werde wohl nie etwas auch nur Halbvollendetes ſchaffen! O, wenn ich in meinem Berufe arbeiten könnte, wie glücklich, wie zufrieden wollte ich ſein! Das ſchaffende Hervorbringen iſt ſchön, aber die ſtille Berufsarbeit kann es nicht erſetzen. Das Dichten kann wohl ein Genie beglücken, ein kleines Talentlein aber wirft es immer herum zwiſchen Hoffen und Verzagen.“

Nun hatte ſich aber mittlerweile der ſtrenge Zenſor Bagge lobend über Schaumbergers „Schulbauer“ ausgeſprochen und gewünſcht, eine kleine Geſchichte von ihm zu haben. Das machte dem ſchwankenden Dichter neuen Mut. Er fragte ſich überlegend: „Was nur ſchnell? — — — Wie wär's mit dem Schreinerspaule? Möglichſt einfach! — — — Überlegen! — — —“

Da gedachte er eines Stoffes, den er ſchon in Ahlſtadt im Februar 1868 bearbeitet hatte, und ſchnell baute ſich der Gang einer Erzählung vor ſeinem Geiſte auf: „Umſingen? — — Ein Lehrer erzählt es ſelbſt! Er war zum Beiſtand eines Kollegen herbeigerufen und kommt am Weihnachtstage, macht die Beſcherung mit, geht dann ins Wirtshaus. Ein junger Muſikant, der Mühljohann, lockt ihn mit in die Licht-

ſtube; dort ein bildſchönes Mädchen kennen gelernt und mit ihr getanzt. Ihr Bild ſinkt in ſeine Seele. — Umſingen im Dorfe. — Neckereien hinter den Scheiben mit Margaret. Abends ihren Vater im Wirtshaus getroffen und gut mit ihm unterhalten. 2. Umſingetag: „'nein geheißen.“ Tanz mit Margaret. Abends wieder auf dem Tanzboden. 3. Tag: Katzenjammer. Schneegeſtöber. Erſtes Wirtshaus: Heringe und Schnaps; Sauerkraut. Margaret auf dem Heimwege von der Lichtſtube getroffen. 4. Tag: Grimmige Kälte (Lauterberg). Nebenbuhler kommt. Abends muß er das Mädchen in die Schule beſtellen; in der Schule Tanz. 5. Tag: Neukirchen (Dammsbrück). Neckerei unterwegs. Abends Margaret nicht getroffen — darf nicht ausgehen wegen des andern. 6. Tag: Schluß. — Ermattung — Tauwetter. Abends doch einen Augenblick zuſammen geſprochen. 7. Tag: Trautes Beiſammenſein.“

Hier hat man gute Gelegenheit, dem Dichter über die Achſel zu ſchauen bei ſeiner Arbeit. Die flüchtig hingeworfenen Andeutungen ſind ſpäter wirklich das Gerippe der Erzählung „Umſingen“ geworden. Jene erſte Skizze aus dem Jahre 1868 enthält von der Liebesgeſchichte zwiſchen Karl und Margaret gar nichts, ſondern ſchildert nur die rein äußerlichen Vorgänge, insbeſondere mit Behagen das wahrhaft ſtaunenswerte Eſſen und Trinken der Muſikanten.

Nach dem entworfenen Plane arbeitete nun Schaumberger die Erzählung aus. Am 15. März begann er; bereits am 29. März war die Geſchichte „mächtig gefördert“. Zwei Tage darauf heißt es aber ſchon wieder: „Ich bin ſehr verſtimmt, und alle Lebensfreudigkeit iſt von mir gewichen. Selbſt meine Arbeiten erheitern mich nicht mehr.“

Die nächſten Tage, am 22. und 23. März, ſaß Schaumberger aber doch wieder auf dem Pegaſus; er ſchrieb da die Gelegenheitsgedichte zum Friedensfeſte nieder, die im 9. Bande unter Nr. 20, a—c., abgedruckt ſind. Die Nachricht vom Abſchluſſe des Präliminarfriedens hatten die Weißenbrunner durch eine Depeſche am 27. Februar erfahren. Schaumberger und ſein Freund Ferdinand Bauer feierten das langerſehnte frohe

Ereignis durch Piſtolenſchüſſe. In ſeinem Tagebuche ſchrieb Schaumberger neben die Notiz vom Friedensſchluſſe noch die Worte: „Gott ſei Preis und Dank!“

Nebenbei arbeitete Schaumberger jetzt mit Vorliebe an ſeinem geographiſchen Lehrgange. Er begann, denſelben zu ordnen und aufzuſchreiben und ging zugleich ans Kartenzeichnen. Seine Gemütsſtimmung war fortdauernd ſehr gedrückt. Er ſchrieb am 6. März: „Heute Morgen habe ich mir vorgenommen, meinem Schulbauer in allem zu gleichen. Ich will jetzt thun, ſoviel ich kann, aus dem Herzen dankbar ſein für alles Gute, das ich von Menſchen empfange, und alles für ein unverdientes Glück anſehen, aber durchaus nichts mehr von ihnen erwarten. Ich will auch nicht irre werden in meinem Streben für Recht und Wahrheit und will Gutes thun, wo ich kann. Aber ich will nicht auf Lohn und Dank hoffen! So geſchehe es!“ Was ihn zu ſolch' bittren Reflexionen trieb, ſoll hier nicht erörtert werden. Am Nachmittage desſelben Tages war er wieder einmal in ſeinem „Schutz“, wo er Edelreiſer ſchnitt. Am nächſten Morgen früh 5 Uhr bekam er aufs neue Bluthuſten. Schnell ſchickte er zum Arzte; der ſagte ihm, die Blutung komme nicht aus der Lunge, die Schleimhäute der Luftröhre ſeien gereizt. Es waren wieder ſchwere Stunden für den armen Mann. Gefaßt ſchrieb er nieder: „Was geſchehen muß, möge geſchehen.“ Die nächſten Tage ging es viel ſchlechter; es trat Naſenbluten ein, verbunden mit Schwindel. Pfarrer Bagge war beide Tage da; auch der Arzt kam am 9. März wieder; Schaumberger verſuchte dann wieder zu arbeiten, fühlte ſich aber immer noch recht matt. Mittlerweile ſtellten ſich auch Schmerzen auf der Bruſt ein. Schaumberger wurde ſehr ſchwermütig; er mußte ſich mit aller Gewalt zuſammenraffen, um nicht zu verzagen. Er hörte, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte, daß ſich bereits zwanzig Lehrer nach Weißenbrunn gemeldet haben ſollten. Da rief er ſchmerzvoll aus: „Lieber Gott, bin ich doch in der Welt ſo übrig!“ Seine Zukunft lag gar troſtlos vor ihm. Von Tag zu Tag ging es mit ſeiner Geſundheit ſchlechter. Am 28. März ſchrieb

er in einer Art von Galgenhumor, der ihn zuweilen in den trübſten Lebenslagen überkam: „Es ſtürmt und wettert. Wer nun draußen iſt, mag wollen oder nicht, er muß aushalten und alles über ſich hingehen laſſen, derweil ein andrer daheim im warmen Zimmer ſich wohlbefindet und mit dem Ausgehen wartet, bis die Sonne lacht. Iſt der Sturm vorbei, lacht die Sonne — dann iſt jener Erſte vielleicht gerade zu Hauſe und kann nicht fort! — Iſt das nicht ein Bild des Lebens? Bin ich nicht auch ſo ein Pechvogel?“

Trotz ſeiner gedrückten Stimmung arbeitete Schaumberger tapfer weiter an „Umſingen“ und an ſeiner Geographie. Mitten in der ſchlimmſten Zeit, am 9. März, fing er wieder an, ein kleines Genrebild zu malen, da er ſonſt zu keiner Arbeit Luſt hatte.

Nebenher las er viel. Er war jetzt wieder auf Goethe gekommen. Am 13. März las er den „Brief eines Landgeiſtlichen“ und „Über deutſche Baukunſt“. Er fand das ſehr ſchön und meinte: „Die Begeiſtrung für deutſches Weſen ſteckt an.“ Am 15. März ſchrieb er über den „Brief eines Landgeiſtlichen“: „Es iſt wunderbar, auch aus den unbedeutendſten Sachen leuchtet derſelbe Genius hervor. Ich habe keinen rechten Begriff mehr davon — ich las es vor dem Einſchlafen; aber es hat mich im Innern erquickt. Die Sprache erinnert mich oft an Hebel und Claudius, und doch iſt es wieder die ruhige, klare Goetheſche Sprache. — Ich merke, um einen Geiſt recht zu faſſen, darf man ſich nicht auf das Studium ſeiner Hauptwerke beſchränken; gerade die kleineren Sachen geben oft die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über ſein inneres Weſen.“

Da es mit Schaumbergers Befinden gar nicht beſſer wurde, riet ihm Eliſe Bagge eine Kur in Davos. Am 28. Februar ſchrieb denn auch Schaumberger an den dortigen Arzt Dr. Spengler. Am 10. März erhielt er die Antwort: „ſein Aufenthalt in Davos müßte ſich auf ein Jahr ausdehnen; der Preis für den Unterhalt betrage täglich zehn Franken.“ Schaumbergers Arzt ſchlug für ihn Langenſchwalbach vor. Wir wiſſen, daß er ſich ſpäter doch noch für Davos entſchied.

Am 26. März wurde das Friedensfeſt gefeiert, für welches Schaumberger das Programm entworfen hatte. Sämtliche Schulpfleger verſammelten ſich vor dem Gottesdienſte vor der Schule und zogen von hier aus mit den Schulkindern in die Kirche. Nach beendigter Feier im Gotteshauſe ſchritt die Verſammlung zurück ins Schulhaus, von wo aus unter dem Geſange des Liedes: „Wir ziehen heut mit frohem Sang“ (Band 9, Nr. 20, a.) und Muſikbegleitung der feierliche Zug durchs Dorf nach dem Platze angetreten wurde, der für den Friedensbaum beſtimmt war. Hier erwarteten die Gemeindevertretungen von Weißenbrunn und den eingepfarrten Ortſchaften Fornbach, Schönſtadt und Emſtadt die Ankommenden. Nachdem die Kinder mit ihrem Geſange die Feier eröffnet hatten, führte Schaumbergers im Volkstone gehaltenes Gedicht (Nro. 20, b.), von Schulkindern deklamiert, den Gang des Krieges noch einmal in kurzen Bildern vor. Während dann der Friedensbaum in die Erde geſenkt wurde, bildeten die Kinder einen Kreis und zogen um den Baum herum. Jedes Kind warf eine Hand voll Erde auf die Wurzeln, und alle ſangen dabei das Lied (Nro. 20, c.): „Fröhlich ſenken wir den Baum ein in den geweihten Raum, daß er wachſ' und treibe.“ Von den vier zur Parochie gehörigen Schultheißen wurden Hochrufe ausgebracht auf den Kaiſer und ſeine bewährten Feldherren, auf die deutſche Armee und ſpeziell auf das 95. und 32. Regiment, auf Weißenbrunn als Kirch-, Schul- und Dorfgemeinde, desgleichen auf die Dorfgemeinden Fornbach, Schönſtadt und Emſtadt, endlich auf Pfarrer und Lehrer. Zuletzt weihte Schaumberger den Schultheißen, Gemeindevorſtänden und Schulpflegern ein Vivat. An dieſen erſten Teil der Feier ſchloß ſich die von Pfarrer Bagge gehaltene patriotiſche, warm und edel empfundene Weihrede. Mit dem Geſange des Liedes: „Nun danket alle Gott“ ſchloß die erhebende Feier; die Anweſenden ordneten ſich wieder zum Feſtzuge und zogen unter Muſik und Trommelſchall zurück ins Dorf.

Schaumberger hatte alle ſeine Kräfte zuſammengerafft, um das patriotiſche Feſt mitfeiern zu können; ſein Befinden

aber ließ nach wie vor ſehr zu wünſchen übrig. Troſtlos verbrachte er ſeine Zeit, ſich beſchäftigend, ſo gut es ging. Die Schule war ihm verſchloſſen; er ſollte ſie nie wieder betreten. Die Leitung der Muſikproben behielt er bei. Er ſetzte mancherlei aus für ſein Septett, auch größere Stücke, z. B. die Ouvertüre zu K. M. v. Webers „Peter Schmoll“, die er für Quartett arrangierte. Ab und zu beſuchten ihn Kollegen, namentlich Hauck aus Mittelberg und Zeth aus Almerswind. Am häufigſten war Bagge da, deſſen troſtreiche Zuſprache den Kranken immer wieder aufrichtete, wenn er lieber verzagen wollte.

Den Gemütszuſtand des Kranken ſpiegelt treffend eine Betrachtung wieder, die er am Pfingſtmorgen, den 27. Mai, „unter der Kirche“ niederſchrieb. Man könnte das Ganze eine Allegorie nennen, in welcher Schaumberger von der Natur ſpricht und das Menſchenleben, ſpeziell ſein eignes, meint. Es iſt eine tiefſchwermütige, gedankenreiche, ja geiſtvolle Meditation, die den jungen Mann auf der Höhe des originellen Denkens zeigt, das er ſpäter auch in allen ſeinen Dichtungen dokumentierte.

„Bis jetzt war die Natur nur heitere Entwicklung, prächtige Auseinanderfaltung des inneren Lebenstriebes. Jetzt tritt ein tiefer Ernſt herein. Bald iſt die höchſte Form des Lebens erreicht. Alles, was die Natur in üppiger Form emporgetrieben hat, wie in Luſt und heitrem Spiele, iſt vergänglich wie Glück und Freude. Schon lauert hinter den farbenprangenden Blüten die Vernichtung; in die vollſte Werdeluſt herein drängen ſich Boten des Todes. Schon zerſtiebt der leichte Stern des Löwenzahns im Winde; das Veilchen iſt verſchwunden; ſelbſt die Blüten der erſten holden Frühlingsboten, der Glöckchen, ſind vergangen; keine Spur iſt mehr von ihnen vorhanden. Das iſt eine ernſte Mahnung. Auch aller übrigen gegenwärtigen und noch kommenden Herrlichkeit harrt ein gleiches Los, und die Natur iſt machtlos dem Verhängniſſe gegenüber; ſie kann nicht retten, was ſie ſelbſt erſt geſchaffen. Aber was die Natur nicht erhalten kann, giebt ſie preis mit Würde. Im

Gefühle ihrer unverſiegbaren Kraft und Macht giebt ſie die holden Formen auf, um das Weſen zu retten. Von heute an tritt ſie in ein neues Stadium. Was nun ſich bildet, geſtaltet ſich unter dem Drange einer ernſten Notwendigkeit. Die Schöpferkraft wendet ſich von außen nach innen. Die Formen werden erfüllt mit dem unvergänglichen Lebensgehalte. Die Natur legt den Grund zu einem fortdauernden Leben, ſie bildet den Keim, der das Leben treu bewahrt gegen alle vernichtenden Eingriffe und der Natur reichlich zurückzahlt, was ſie ihm anvertraut.

Mehr als jedes andre Feſt predigt Pfingſten die Vergänglichkeit alles Irdiſchen — um ſo gewaltiger und erſchreckender, als rings das vollſte Leben pulſiert, das Auge nur immer neues Wachſen und Werden zu ſchauen vermeint.

Dem tieferen Blicke kann es nicht entgehen, wie das nur noch ein täuſchender Schein iſt, wie im Verborgnen ſchon die feindlichen Kräfte ſich rühren, dieſe reiche herrliche Welt zu zerſtören.

Mag aber auch hinter jeder glänzenden Roſe die entblätternde Vernichtung lauern, mag der immer glühender anſchwellende Vogelgeſang uns ſein baldiges Ende künden: wir wollen uns doch freuen auch dieſer letzten und höchſten Form des Lebens."

Wir wiſſen, wie ſehr bei Schaumberger das körperliche Wohlbefinden von dem ſeeliſchen abhing; ſpäter, in Davos, erkannte er es klar, daß der Hauptſitz ſeines Leidens in der Seele zu ſuchen ſei. Darum iſt es wohl nicht zuviel geſagt, wenn man behauptet: Schaumberger hätte dieſe Leidenszeit nicht überſtanden, er wäre an dem langwierigen Siechtum eingegangen, wenn nicht ſein Geiſt, von Haus aus energiſch und kraftvoll, ihn immer wieder emporgeriſſen hätte. Der Geiſt hielt wie ein Stahlband den immer mehr vermorſchenden Körper zuſammen, wenn er auseinander zu fallen drohte. Dieſe ſieghafte Kraft der Seele, die Schaumberger ſpäter in geradezu wunderbarem Maße bethätigen ſollte, fand Nahrung in ſeinen Studien, in ſeinen dichteriſchen Plänen, zuletzt aber auch, und nicht am wenigſten, in der troſtreichen Zuſprache ſeiner Freunde, unter

denen jetzt das Haus Bagge obenan ſtand. Mit einem wahren Wonnegefühl erfüllte den Leidenden das Bewußtſein, endlich einmal Menſchen nahegetreten zu ſein, die ihn voll und ganz verſtanden, bei denen jede Schwingung ſeines Gemütes ſofort ein Echo fand. Aber mehr: auch ſein Herz kam hier wieder zur Ruhe. Es blühte ihm noch einmal, beinahe unvermutet, ein Liebesfrühling auf in der wahren, tiefen Neigung, die ihn zu Magdalene, der dritten Tochter des Hauſes, zog.

Dieſe Liebe iſt ſo ganz und gar abweichend von allem, was man in unſrer egoiſtiſchen, ſpekulativen Welt für gewöhnlich erlebt, ſie iſt ſo ganz und gar gegründet auf die edelſten Regungen, ja, auf eine vollkommen ideale Geſinnung, daß ſie es wohl verdient, wenn ihr hier ein beſonderes Kapitel gewidmet wird. Richtiger geſagt werden ihr wohl alle folgenden Kapitel gewidmet ſein; denn der Reſt von Schaumbergers Leben ſtand ganz und gar unter der Herrſchaft des milden Abendſternes, der an ſeinem Lebenshimmel aufging. Und nicht bloß ſein Leben war davon beſtrahlt, — in gleicher Weiſe ergoß ſich der ſanfte Glanz dieſes Lichtes auch auf ſeine Dichtungen.

VII.

Neue Liebe, neues Leben.

Johanna Magdalene Bagge, am 11. November 1849 zu Altershauſen in Franken geboren, ſtand im zwanzigſten Lebensjahre, als ſie mit den Eltern nach Weißenbrunn überſiedelte. Wie alle Kinder des Hauſes Bagge hatte ſie eine ſehr ſorgfältige Erziehung erhalten. Sie beſuchte die Volksſchule; daneben aber unterrichtete ſie der Vater in allem, was er zur Ausbildung eines Mädchens für recht und nötig erachtete. Die vortreffliche Mutter erzog ſie zu echt deutſcher Weiblichkeit.

Gar wenig wußte ſie noch von der Welt und ihrem Treiben, wenig von den Stürmen des Lebens. Das Elternhaus war ihre Welt geweſen; Vater und Mutter verehrte ſie als die edlen

Vorbilder, die mit priesterlicher Würde darin walteten; in den Schwestern sah sie ihre nächsten Vertrauten.

Mit den Dorfleuten wußte Magdalene gut umzugehen; sie fand für dieselben den rechten Ton. Wie in Nassach und Watzendorf war sie auch in Weißenbrunn wohl gelitten bei jung und alt. Im wirtlichen Schaffen in Haus und Hof, in dem gehobenen geistigen Verkehre des Familienkreises verflossen ihr die Jugendjahre. Gleich ihrer älteren Schwester Elise liebte sie die Musik, übte sie sich gern im Gesange. Am liebsten waren ihr Volkslieder oder Franz Schuberts unsterbliche Gesänge. Mit feinem Geschmacke hatte die Mutter darauf gehalten, daß der Unterricht des Vaters nicht darüber hinausgehe. „Hausmusik" wollte die verständige Frau, aber nicht jenen hochgesteigerten Kunstdilettantismus, der sich bisweilen selbst zur Künstlerschaft hinanheben möchte.

Fassen wir alles zusammen, so begreifen wir, daß ein Mädchen von solcher Art, dem die Gesundheit aus den heitren Augen und von den jugendfrischen Wangen strahlte, einem jungen Manne von Schaumbergers Artung und feingeistiger Bildung nicht gleichgiltig bleiben konnte.

Das erste Mal hörte Magdalene Bagge von Heinrich Schaumberger durch den Geistlichen, der ihn und Klara Bauer 1866 getraut hatte. Dieser würdige Mann, der Familie Bagge innig befreundet, besuchte dieselbe am Tage nach Heinrichs Trauung und erzählte von dem jungen Paare.

Als Pfarrer Bagge im Juni 1869 seine Probepredigt in Weißenbrunn hielt, befand sich Magdalene bei ihrem Paten, einem Pfarrer in der Umgegend von Coburg, dem sie in Abwesenheit der Hausfrau die Wirtschaft führte. Der Vater schrieb der Tochter, die seinem Herzen sehr nahe stand, von jener Gastpredigt und von seinen guten Aussichten, die Weißenbrunner Stelle zu erhalten. In diesem Briefe erwähnte er auch des jungen Lehrers Schaumberger; schon hier sprach er seine Freude darüber aus, vielleicht bald mit ihm zusammen wirken zu können. So hörte Magdalene bereits zum zweiten Male Heinrichs Namen in achtungsvoller Weise nennen.

Nach einigen Wochen fuhr Pfarrer Bagge abermals nach Weißenbrunn, diesmal in Begleitung der älteſten Tochter Marie. Die Heimkehrenden wurden natürlich mit Fragen beſtürmt. Von Schaumberger berichteten ſie, er habe recht ſehr den Eindruck eines kranken Mannes gemacht.

Im Juli 1869 erſchien der junge Weißenbrunner Lehrer ſelbſt in der Pfarre zu Watzendorf, um wegen des bevorſtehenden Umzugs mit Pfarrer Bagge zu verhandeln. Wir wiſſen, wie tief unglücklich er ſich damals fühlte, wie ſehr noch der erlittene Verluſt in ihm nachwirkte. In finſtrem Schmerze hatte er ſich vorgeſetzt, nie wieder ein Liebesglück zu ſuchen; er wollte ſeiner Klara gehören über das Grab hinaus, wollte ihr treu ſein bis in den Tod.

Es war gegen Mittag, als Schaumberger mit einigen Weißenbrunner Bauern in den Pfarrhof eintrat. Der würdige Hausherr empfing die Ankommenden in liebenswürdiger Weiſe und geleitete ſie in das Wohnzimmer, Im Vorbeigehen ſah Schaumberger des Pfarrers Töchterlein Magdalene zum erſten Male. Nicht in großer Toilette trat ſie ihm entgegen. Mit glühendem Geſichte ſtand ſie mit ihren Schweſtern im Hausplatze — am Waſchzuber! Das hat den Sohn des Dorfes gleich ſehr angeheimelt. Sein erſter Gedanke war: „Saubere Kinder!“ Die Mutter rief die Töchter bald von der Arbeit weg in die Stube; ſie mußten den Weißenbrunner Gäſten Geſellſchaft leiſten; denn der Vater hatte noch eine Amtshandlung zu beſorgen. Als nun die Unterhaltung bald in lebhaften Gang kam, da machte das fröhliche Lachen der heiteren Mädchen auch Schaumbergers Herz mit Gewalt auf, und er ließ dem natürlichen Frohmute ſeines Naturells freien Lauf. Dabei mußte er freilich immer im ſtillen Magdalene ganz beſonders ins Auge faſſen; er wußte ſelbſt nicht, wie ihm geſchah.

Mit ſchweren Beſorgniſſen war er damals nach Watzendorf gekommen. Fama hatte mancherlei über Bagge ausgeſtreut, der doch gewiß einer der beſten Menſchen war. Nun rührte Schaumberger das Familienglück, das er um ſich entfaltet ſah, ja, dieſe ſchöne Harmonie riß ihn hin! Aber immerhin traute

er noch nicht recht. Dazu kam eine eigne Befangenheit in ſeiner Seele. Er ahnte, daß dieſe Familie, dieſe Mädchen ihm verhängnisvoll werden könnten. Auch einer ſeiner Begleiter ſprach das aus, ob im Ernſt oder Scherz, wußte Schaumberger gar nicht zu unterſcheiden. „Und er wollte doch keinen Eingriff in ſein Leben; er wollte allein bleiben. Der Begriff der Treue lag mit ſeiner ganzen Schwere in ſeiner Seele; er ſagte ſich ſelbſt: Die Erfüllung geht bis ans Grab! Er wollte der Welt zeigen, wie man recht liebt, was wahre Liebe vermag. Und das war ihm heiliger Ernſt.“

Darum ſah er auch mit Bangen dem Einzuge Bagges in Weißenbrunn entgegen. „Er war ſich ſelber bös, daß dahinter doch ein heimliches Verlangen lag, das er nicht wegbringen konnte. Ja, er ging geradezu feindlich gegen ſich ſelber vor, um leichter in ſeiner Entſagung bleiben zu können.“ Ihm lag daran, auf die weiblichen Glieder der Familie einen möglichſt unvorteilhaften Eindruck zu machen. Darum zog er einen alten Frack an, ſein ſchlechteſtes Kleid. Er war froh, als er Magdalene nicht in der erſten Kutſche ſah. Mit Abſicht vermied er das junge Mädchen.

Magdalene ſah ihn aber doch. Als er an der Spitze der feſtlich geſchmückten Schuljugend daſtand, erſchien er ihr ſo bleich und elend; die ſchwarze Kleidung ließ ihn doppelt leidend erſcheinen. Nachdem die Empfangsfeierlichkeiten vorüber waren, ging Schaumberger auf die Pfarre zum Kaffee. Sofort kam er mit ſeinem neuen Pfarrherrn in ein lebendiges Geſpräch. „Die Mädchen hörten in beſcheidner Entfernung voll Andacht zu, Magdalene unter ihnen.“ Eine weitere Annäherung fand noch nicht ſtatt.

Für Schaumberger kam nun eine merkwürdige, er ſagt: eine „tolle“ Zeit. Er war mit ſich ſelbſt zerfallen. Wenn er Magdalene ſah, wehte es ihn an wie friſches Leben — und das wollte er nicht. Er wollte ſie keinen Einfluß über ſich gewinnen laſſen; er wollte das Bild ſeiner Klara zwiſchen ſich und Magdalene ſtellen!

Da kam ſeine erſte längere Krankheit, da ſah er die Liebe,

mit der ihm die Pfarrersfamilie in den ſchweren Stunden zur Seite ſtand. Unverändert blieben dieſe Beweiſe echter, ſelbſtloſer Freundſchaft den ganzen Winter 1869—1870 hindurch. Immer noch hielt ſich Schaumberger ſtandhaft. Er rang mit der Idee der Treue, wie ſie ſich nun einmal in ſeinem Kopfe gebildet hatte, und konnte zu keinem Ziele gelangen, konnte keine Löſung finden. Wie er's auch anſehen mochte, wohin er auch blickte — ein elendes, trauriges Leben wartete auf ihn! Seine einzige Liebe ruhte im Grabe, und er war krank, ach ſo krank. Und doch: wie ward ihm oft, wenn er Magdalenens einfachem, aber zu Herzen gehenden Geſange lauſchte! Tauſend ſehnſüchtige Stimmen wurden wach in ſeiner liebebedürftigen Seele. Wie wenn im Frühlinge ſich allüberall knoſpendes junges Leben regt, ſo war's ihm im tiefſten Innern. Aber er wollte dem nicht nachgeben. Er wollte den Verhältniſſen Rechnung tragen, er wollte leiden, nicht lieben! Mit unerbittlicher Strenge hielt er ſich immer nnd immer wieder ſeine Verhältniſſe vor. Seine äußere Lage war ja gar nicht derart, daß er hätte Hoffnungen nähren können. Wenn ihm auch manchmal der Gedanke kam: Du willſt der Liebe zu Magdalene Raum geben in Deiner Seele, Du willſt ſie zu erringen ſuchen, willſt ihr Los an das Deine knüpfen — ſo ſtand doch ſolchen aus der tiefſten Tiefe ſeines Herzens aufquellenden Gedanken die Erwägung erkältend entgegen: Du darfſt ſie nicht in Deine Armut verflechten. Ihre Gegenliebe vorausgeſetzt, wußte er ja gar nicht, ob ſie ſtark genug ſein würde, das beſcheidene Los einer Lehrersfrau zu tragen.

So kam der Sommer 1870.

Um ſeinen Zweifeln, um „Magdalenens Bilde zu entgehen", warf Schaumberger ſich ins Leben. Es war für ihn, die tiefer angelegte Natur, eine freudloſe Zeit, ſo reich an äußerlichen Zerſtreuungen ſie ſich auch geſtaltete. Der große Krieg gegen Frankreich ließ ſein ganzes patriotiſches Gefühl aufflammen. Eine Zeit lang nahmen ihn die gewaltigen Ereigniſſe vollſtändig in Anſpruch. Dann aber, ja dann kam Magdalene doch allmählich wieder in den Vordergrund.

In dieſer Zeit ſchüttete Schaumberger einem Freunde gegenüber ſein übervolles Herz aus. Am 6. Juni 1870 ſchrieb er dieſem u. a.: „Soll ich Dich in meine zerriſſene Seele blicken laſſen, Dir ſagen, wie es da ſo wild wallt und gährt? wie Furcht und Hoffnung, Verzweiflung und neuer Lebensmut miteinander kämpfen? — — Habe ich nicht einem heißgeliebten Weſen einſt ewige Treue gelobt? Sollte nicht mein ganzes Leben aufgehen in der Erfüllung jenes Schwures? Würde ich nicht zum Lügner, wollte ich einem zweiten Weſen Treue geloben? Könnte ich jemals hoffen, bei dieſem zweiten Schwur Glauben zu finden? — Und würde nicht mein ganzes Weſen in zwei Hälften auseinandergeriſſen? Das Vergangene kann ich nie vergeſſen, und das Bild meiner Klara wird nie aus meinem Herzen weichen, nie darin verblaſſen. Würde ich nicht auch zum Lügner an dem Weſen werden, das ich jetzt an mich ketten möchte? Werde ich das ſein können, was ſie von mir verlangen muß? Würde nicht der Name, die Geſtalt meiner Klara ewig als drohendes, trennendes Geſpenſt zwiſchen uns ſtehen? — So ſprachen die Gedanken zu mir.

Und auf der anderen Seite ſprach das Leben: Wirſt Du auch ſtark genug ſein, um ganz Deiner Idee der ewigen Treue zu leben? Wird nicht eine Zeit kommen, wo dieſe Idee verblaßt, wo Du Dich nach einer Erfüllung Deines Daſeins ſehnſt, welche Dir die Idee nicht geben kann? — Kann denn der Menſch einen Schwur für die Ewigkeit ablegen? Du haſt Treue gehalten, und wäre Deine Klara am Leben geblieben, würdeſt Du ſie erfüllt haben bis zum Grabe. Es giebt aber auch eine Treue, die man ſich ſelbſt ſchuldet, und die verlangt: nichts ausführen wollen, was der Natur widerſtrebt!

Ach, ich rang hart. Aber endlich kam mir ein andrer Gedanke zu Hilfe, der Gedanke der wahren, ewigen, geiſtigen Liebe.

Dieſe Liebe iſt nicht ausſchließlich. Sie will ja nur das Glück des Geliebten. Jene Liebe, die ſich nur im vollen, ungeteilten Beſitze des Geliebten glücklich fühlt, iſt noch nicht die höchſte Liebe.

Mit dieſem Gedanken löſte ſich der Bann, der meinen Geiſt

umfangen hatte, und volles, warmes Leben quoll mir in die Seele.

Nun iſt auch die Gefahr geſchwunden, meine Klara könne trennend zwiſchen mir und dem Weſen ſtehen, das ſich mir vertrauend anſchließen würde. Nun ruhen auch die Augen meines Kindes nicht mehr vorwurfsvoll fragend auf mir. Ich habe ſeiner nicht vergeſſen. Die Sicherſtellung ſeines Geſchickes iſt es ja weſentlich mit, was mich zu dem ernſten Schritte treibt. Mein Kind bedarf einer mütterlichen Erziehung. Ich muß von einer künftigen Lebensgefährtin verlangen, daß ſie dieſes arme Weſen, das durch ſeine Geburt ſchon ſo arm und elend wurde, in ihr Herz aufnehme, ihm in der That und Wahrheit eine Mutter würde. Ich würde der elendeſte, erbarmungswürdigſte Menſch ſein, müßte ich je erleben, daß meinem Kinde die Jugend getrübt, daß ſein armes Daſein noch ärmer gemacht würde. Dann wäre mein ganzes Leben vernichtet. Mein armes Kind braucht viel, es braucht große Liebe; denn durch den Tod ſeiner Mutter war ihm ja bis jetzt faſt auch der Vater genommen.

Und endlich noch eine ernſte Frage. Werde ich auch im ſtande ſein, ein weibliches Weſen glücklich zu machen? Hat nicht der entſetzliche Schmerz, das viele Leid vielleicht mein Gemüt auf die Dauer getrübt? Wird es bei mir nicht ſtets ſein, wie ich es einmal in den Worten ausſprach:

Was ſoll es bedeuten?
Es klinget ſo ſtill
Wie fernes Läuten,
Wenn's nächten will.

Es tönet ſo leiſe
Im Herzen tief
Trautalte Weiſe,
Die lange ſchlief.

Es regt ſich ein Sehnen
Wie Frühlingsluſt,
Als wollte ſich dehnen
Die müde Bruſt.

Und doch liegt im Herzen
So tiefes Weh;
Es quellen die Schmerzen
Wie Perlen im See!

Ich gehe heute noch nach Ahlſtadt zum Grabe meiner Teuren!“

Schaumberger führte dieſen Vorſatz aus. Lange ſtand er in ernſtem Sinnen am Grabe ſeiner Klara. Schwere Fragen ſtiegen ihm da auf. Aber als er heimging, war ſein Herz fröhlicher, als da er kam. Er hatte dort am Grabe ſeines Weibes gefunden, „daß die wahre Treue nicht in Ausſchließlichkeit beſteht, ſondern in treuer Bewahrung des Andenkens und der Liebe, daß aber der Lebende auch noch Rechte und Pflichten gegenüber dem Leben hat.“ Innerlich geheilt kehrte er heim. Nun war er ſein ſelber gewiß. Tief, tief in ihm lag eine ſelige Hoffnung, die er freilich kaum vor ſich ſelber laut werden ließ. Ach, noch unvermindert war der Zauber, der ihn zu dem lieben Mädchen zog. Genau noch ſo wie am erſten Tage ſchlug ihm das Herz, wenn Magdalene ſang und er ihr gegenüber ſaß. „Er zitterte bei dem Gedanken: Wird ſie Dir wohl einmal ein Wort der Liebe ſagen?“

Ihr gemeſſenes Weſen machte ihn immer wieder irre, wenn Wunſch und Hoffnung in ihm aufwallten. Sie blieb ſich immer gleich; zwar war ſie ſtets herzlich, aber nie wärmer. Und dennoch zweifelte er nicht an ihrer Gegenliebe. Wunderliches Rätſel der Menſchenſeele!

So ging die Zeit hin. Heinrich betrachtete ſich ſchon ſelber als zur Familie Bagge gehörig. Da kam die zweite Krankheit im Oktober 1870. Neue Kämpfe, neue Reſignation! Aber bis er damals ſeiner Liebe entſagte, bis er alle Träume von künftigem Glücke aus ſeinem Herzen geriſſen — die Schmerzen konnte er nicht in Worte faſſen! Wenn Magdalene manchmal mit dem Vater zu ihm kam und dann ein Lied ſang, ſo rang Heinrich im ſtillen oft die Hände, er wußte vor innerer Qual nicht, wo aus noch ein — und doch war ihm dieſer Geſang in ſeiner ſchweren Not ein Troſt, Magdalenens Gegenwart ein

unſägliches Labſal! Gerade da blühte aus allem Elend ſein Glück erſt recht auf. Da erkannte er Magdalenens große Liebe und Treue; tauſend Zeichen ſagten ihm, daß ihr Herz ſein war. Und als nun endlich der Frühling kam — da hat ſich „alles, alles gewendet“.

Zwiſchen Pfarre und Schulhaus hatte ſich bald nach Bagges Einzug ein lebhafter Verkehr entſponnen. Nicht bloß Dichter wurden abends gemeinſchaftlich im Pfarrhauſe geleſen und durchgeſprochen (z. B. Auerbach, Reuter, Hamerling, Scheffel, Wilh. Hertz, Willibald Alexis), auch verſchiedene Zeitſchriften wurden gehalten und durch das jüngſte Pfarrfräulein Johanna hin und her befördert. Bald bekam die Kleine bei dieſem Botendienſte neben den allgemeinen Grüßen auch allemal einen beſonderen Gruß für „Fräulein Magdalene“ aufgetragen, den indes der kleine Schelm oft unterſchlug, denn auch ſie verehrte den Herrn Schullehrer „gar arg“.

* * *

Magdalenens Herz war dem jungen, ſtattlichen, geiſtig bedeutenden Manne vom erſten Momente des Sehens an geneigt. Wohl ſah ſie, wie lebhaft er ſich für ſie intereſſierte; doch ſchien es ihr nicht möglich, daß er ihre Liebe erwidern könne, und ſo hielt ſie ihr Herz feſt, um ihm nichts merken zu laſſen. Einmal, an einem ſchönen Frühlingstage des Jahres 1871, war Beſuch im Pfarrhauſe. Die Eltern hatten die lieben Gäſte nach dem Waſſerfalle geführt, der oberhalb des aus dem „Hirtenhaus“ bekannten Dorfteiches vom Lindenbache gebildet wird. Das war die ſchönſte Partie des Dorfes, die jeder Gaſt des Pfarrhauſes bewundern mußte. Hier hatte ja einſt einen alten Univerſitätsfreund Bagges das Entzücken über die Weißenbrunner Naturſchönheiten derart übermannt, daß er ganz atemlos auf den Freund zuſtürzte und ihm zurief: „Weißt Du, daß Du in einem Paradieſe wohnſt?“ (Vgl. „Fritz Reinhardt“, Kap. 40.)

Magdalene war zurückgeblieben, um das Haus zu hüten. In Gedanken verſunken ſaß ſie auf der Bank im Garten. Plötzlich ſtand Schaumberger vor ihr! Eben hatte ſie an ihn gedacht. Wie mit Purpur übergoſſen ſtand ſie vor ihm, als hätte er ihr Geheimnis entdeckt. Wie ward ihr erſt, als er ſich neben ſie auf die Bank ſetzte. Zwar that er ſehr harmlos; er meinte, er habe etwas mit dem Herrn Pfarrer zu beſprechen und wolle ihn erwarten. Aber ſie ſah es ihm an, daß ganz andere Dinge ſeine Seele beſchwerten. Ihr klopfte das Herz lauter und lauter; es bangte ihr vor den kommenden Minuten. Da kehrte, für den jungen Mann ſehr zur Unzeit, die Geſellſchaft zurück und erlöſte das ſchüchterne Mädchen aus der beängſtigenden Situation.

Aber bald darauf ſchlug die Stunde der Entſcheidung doch. Heinrichs Geſundheitszuſtand verſchlimmerte ſich mehr und mehr. Magdalenens Schweſter Eliſe hatte ſeine Aufmerkſamkeit auf Davos gelenkt, wo ſie einſt als Begleiterin einer kranken Dame geweſen war. Nun hatte auch er ſeine letzte Hoffnung auf dieſen Kurort geſetzt. Der Davoſer Arzt, Dr. Unger, der die Vortrefflichkeit der Davoſer Luft an ſich ſelbſt erfahren, reiſte gerade, aus ſeinem Heimatlande Sachſen kommend, nach Davos zurück und nahm dabei ſeinen Weg über Coburg. Raſch entſchloſſen fuhr Schaumberger in die Reſidenz und ließ ſich von ihm unterſuchen. Dr. Ungers Rat war: „So ſchnell als möglich nach Davos!“ Als Schaumberger heim kam, war ſein erſter Gang auf die Pfarre. Wie ſchrak Magdalene zuſammen, als ſie das Reſultat der Unterſuchung erfuhr! Ihn ſo lange nicht ſehen — vielleicht gar nicht wiederſehen? Entſetzlicher Gedanke!

Am Abende des 31. Mai hielt Schaumberger mit ſeinem gemiſchten Geſangverein, dem auch die Pfarrerstöchter angehörten, eine Probe ab. Während einer Pauſe trat er an Magdalene heran; die anderen unterhielten ſich munter miteinander und achteten nicht ſonderlich auf ihn. In den Noten blätternd, ſcheinbar muſikaliſche Dinge mit Magdalene beſprechend, begann er über ſeine bevorſtehende Abreiſe mit ihr zu reden. Er

äußerte, es falle ihm ſo ſehr ſchwer, fortzugehen — in mehrfacher Beziehung, hauptſächlich aber wegen ſeines Kindes. Ob dann Magdalene manchmal nach dem Kleinen ſehen würde? — — Noch ein andres mache ihm das Herz ſchwer — aber er könne und dürfe es nicht ſagen — —! Ob er Magdalene ſchreiben dürfe und ob ſie ihm antworten würde? — — Sie ſuchte ihn zu tröſten, zu beruhigen — — ein Wort gab das andre — — und ſo in Rede und Gegenrede kam das Geſtändnis der gegenſeitigen Liebe über die Lippen!

Kein Menſch hatte eine Ahnung davon. Heinrich und Magdalene blieben äußerlich vollkommen ruhig, ſo hoch auch in den Seelen die Wogen der Gefühle gingen. Nur der Schweſter Eliſe, der vielgetreuen Gefährtin ihres inneren Lebens, flüſterte Magdalene ins Ohr, was ſich ereignet hatte.

Die Probe ging zu Ende. Heinrich begleitete die Mädchen zur Pfarre. Nun galt es, vor die Eltern zu treten — wie werden ſie die überraſchende Kunde aufnehmen? Noch flüſterten die Liebenden miteinander über das Wie? —, da eilte Schweſter Eliſe raſch entſchloſſen voran, öffnete die Thür des Wohnzimmers und ſagte den erſtaunt aufblickenden Eltern: „Hier draußen ſind zwei, die ſich lieben und um Euren Segen bitten wollen!“

Voller Rührung gingen die Eltern den ſchüchtern Eintretenden entgegen und ſchloſſen beide an ihre Herzen. Sie ſprachen: „Wenn Ihr glaubt, ſtark genug zu ſein, wollen wir Euch unſern Segen nicht verſagen.“ Stand ihnen doch Heinrich längſt ſchon nahe wie ein lieber Sohn. In ſeligem Glücke vergingen dem Brautpaare noch einige Stunden. Wie dem jungen Manne zu Mute war, das hat er ſelbſt zu wiederholten Malen geſchildert, wenn er in ſeinen Erzählungen ſeinen Liebespaaren Worte lieh, am ſchönſten in jener wundervollen Scene in „Fritz Reinhardt“, da Fritz und Anna ſich endlich, endlich gefunden. Ergreifender und rührender, als es dort geſchehen, könnte kein Menſch es ſchildern, zugleich auch nicht wahrer und natürlicher.

Am andern Morgen, ſchon in der Frühe, kam ein Briefchen an die Braut, voll ſeligen Glückes; bald darauf kam Heinrich ſelbſt. Seinen Knaben an der Hand, trat er vor die Braut und ſprach: „Hier bring' ich Dir alles, was ich habe, mich und mein Kind!“

Vierzehn Tage waren dem glücklichen Paare noch vergönnt vor der langen, langen Trennung. Es waren Tage voll reinen, aber doch wehmütigen Glückes!

Aus den Briefchen, die Heinrich in dieſen Tagen der Braut ſandte, erſieht man deutlich, wie er erwacht war zu neuem Leben. Alle die Quellen, die mit Klaras Tod in ſeiner Seele verſchüttet wurden, brachen von neuem auf und fingen an zu ſpringen und zu rauſchen, machtvoller und friſcher faſt als zuvor. Die lange Verödung ſeines Herzens hatte dort einen Reichtum von Gefühlen angeſtaut, der ſich nun in den innigſten Lauten ergoß. Es war, als könne der hochbeglückte Mann nicht Worte genug finden, die Seligkeit ſeines Herzens zu ſchildern, ſein Glück bei aller äußeren Not. Er ſchrieb in einem dieſer Brieflein: „O, wie bin ich reich und glücklich durch Dich! Jetzt, jetzt möchte ich Dichter ſein, um Dich zu preiſen, wie Du es verdienſt. O, ich weiß nicht, wie ich ſchreiben ſoll! Mein ganzes Herz, meine ganze Seele drängt ſich Dir entgegen! — — — Wie iſt die Welt ſo ſtill und öde ohne Dich — nur Du, Du allein bringſt Licht und Leben! — Ach, wäre ich doch geſund! Ich ſehne mich jetzt nach voller Kraft. Jetzt, wo ich ein holdes Weſen wieder mein nenne, möchte ich wirken und ſchaffen in ernſtem Drange. Ich möchte Dich ſtützen und halten — ſtatt deſſen bin ich arm und krank. Und doch biſt Du zu beneiden um Deinen Reichtum. Freilich die Welt! Die weiß davon nichts. Ach, Geliebte, ſie wird mit Hohn und Spott noch oft über Dich herfallen, ſie wird Dich bemitleiden, daß Du Dein Herz einem kranken Manne gegeben. Aber laß ſie! Dieſe eine That macht Dich im Innern reich und groß. Was auch kommen mag, die Gewißheit bleibt Dir, das Herz eines Mannes namenlos beglückt zu haben, dem ſchwere Geſchicke

vor der Zeit das Haupt beugten, der aber immer ein ernſtes Streben nach dem Höchſten ſich bewahrte. Du haſt ihm Glauben und Vertrauen, Hoffnung und Freudigkeit ins Herz gegoſſen — das halte feſt! Ich meine, das iſt ein unſchätzbares Gut. — — Mein letzter und erſter, mein einziger Gedanke biſt Du. Magdalene, heute früh kam das Weinen über mich, als ich Deiner großen Liebe, Deines Heldenmutes gedachte."

Es war ein kurzes Liebesglück, das die Verlobten genoſſen; dahinter ſtand ſchon die Gewißheit baldiger Trennung. Nach Lage der Sache konnte das leicht eine Trennung für immer ſein; denn Schaumberger war ſo hinfällig, daß ſeine eigne Hoffnnng auf Geneſung nur eine ſehr geringe war. Man kann ſich denken, welch' ernſte Stimmung die beiden Verlobten beherrſchte. Alles wurde noch einmal beſprochen, alles wurde geordnet. Die größte Sorge trug Schaumberger um ſein Kind. Am liebſten hätte Magdalene den Knaben gleich zu ſich genommen; doch das wagte ſie jetzt noch nicht auszuſprechen. Bisher hatte der Knabe unter der Pflege von Schaumbergers Großmutter geſtanden und zugleich unter der ſeiner Haushälterin Frau Hofmann, deren verſtorbener Gatte Schaumbergers Vorgänger in Ahlſtadt war. Weibliches Zartgefühl verbot der jungen Braut, den kleinen Karl der Großmutter zu entziehen, die ſehr an ihm hing. Schaumberger allerdings hätte den Knaben, das teure Vermächtnis ſeiner Klara, viel lieber in Magdalenens unmittelbarer Pflege gewußt, als unter den Händen der zwei bejahrten Frauen. Doch mochte auch er nicht zu guter Letzt noch eine Anordnung treffen, die nur neue Gefühlsaufregungen im Gefolge gehabt hätte. Er überließ die weitere Entwicklung daher lieber der Zukunft.

Endlich kam die Abſchiedsſtunde. Nachdem Schaumberger mit ſchwerem Herzen und mühſam bewahrter Faſſung den lieben Bewohnern des Weißenbrunner Pfarrhauſes, ſeinem Kinde, ſeiner Großmuttter, ſeinen Freunden Lebewohl geſagt, fuhr er mit Magdalene und deren Schweſtern am 11. Juni 1871 nach Coburg. Bis zum Augenblicke der Abfahrt blieben ſie beiſammen. Endlich war auch das letzte Lebewohl noch geſagt. „Bleich

und elend, auf dem Angeſichte den tiefſten Seelenſchmerz, das Leid der Trennung", ſtand Heinrich an dem Wagen, der die Mädchen nach Weißenbrunn zurückführen ſollte. Er machte ſich mit Gewalt ſtark, er weinte nicht, ſo furchtbar erregt er auch körperlich und geiſtig war. — — Noch ein letztes Winken — und der Wagen bog um die Ecke. Heinrich ſtand noch lange und lauſchte im Geiſte dem Rollen der Räder, welche die Braut heimwärts trugen. „Er ſah die Entfernung zwiſchen ſich und ihr wachſen — und die Thränen, die er nicht weinen konnte, legten ſich wie Feuertropfen auf ſein armes, gequältes Herz." Er meinte in dieſem Augenblicke, die Trennung von Magdalene nicht ertragen zu können. Sein Herz war faſt ſo ſchwer, wie an jenem ſchrecklichſten Morgen ſeines Lebens, als er zum erſten Male erwachte mit dem Gedanken: Das Herz, das Dich am treuſten geliebt auf dieſer Welt, iſt tot, Du biſt allein — allein — verlaſſen! „Er gedachte an den großen Mann.*) der auf ſeinem Totenbette zu ſeinem Sohne ſprach: Gieb mir einen großen Gedanken, daß ich mich daran erquicke! Er ſuchte nach einem großen Gedanken, aber er fand keinen. Sein Herz ſchlug wie ein Hammer; er wurde ſehr kleinmütig und verzagt. Die alten böſen Zweifel wachten auf, ob es auch recht ſei, Magdalene, das junge, blühende Leben, an ſein Schickſal zu ketten?" —

Die Zeit, die ihm in Coburg noch blieb, benutzte er zum Beſuche eines alten Freundes, der früher maßgebenden Einfluß auf ſein Denken gehabt. Im Geſpräche mit dieſem kam er bald auf andre Gedanken. Die Nacht blieb er im Gaſthofe „Zur Traube". Am 12. Juni, früh 6 Uhr, ſchrieb er den erſten Brief an die Braut, die daheim im Geiſte jeden Schritt ſeiner Reiſe mit beſorgtem Blicke verfolgte. Wie ein Lichtſtrahl fiel die Nachricht in die Nacht ihres Kummers. Dieſer Brief war der Anfang jener herrlichen Selbſtoffenbarungen einer edlen, nach dem Höchſten ſtrebenden, dabei fortwährend gegen Leibes- und Seelennot ankämpfenden Mannesſeele, jener Dokumente, die Pfarrer Bagge mit Recht „einen köſtlichen Schatz" nannte.

*) Herder.

An der Hand dieſer gehaltvollen Briefe wird es uns möglich, einen genauen Einblick in das Wollen und Wirken Schaumbergers zu erlangen.

Den zweiten Brief ſchrieb der Reiſende an demſelben Tage, abends 10 Uhr, in Augsburg. Trotz ſeiner großen Müdigkeit nach einer ununterbrochenen neunſtündigen Eiſenbahnfahrt in der Sommerhitze trieb es ihn, mit Magdalene zu reden. Das Herz war ihm wohl ſchwer, doch der Gedanke an ſeine Braut gab ihm immer wieder Mut, Troſt und Freudigkeit. Tauſend Dank ſagte er ihr für alles Gute, was ſie an ihm gethan. Viele neue, herrliche Bilder hatte er in ſich aufgenommen. Mit eigentümlicher Bewegung fuhr er durch das Ries, das er aus Melchior Meyrs Erzählungen kannte. Es erſchien ihm als ein eigenartig ſchönes Land. Unendliche Grasflächen, kaum hie und da durch eine ſchwache Bodenwelle verſchoben, von tauſend Blumen bunt gefärbt, dazu in graden Reihen Straßenalleen, und außen herum, wie Inſeln in dem Grasmeere, freundliche Dörfer halb ſichtbar — dazu nach einem Regen eine glühende Abendſonnenbeleuchtung: das alles dünkte ſeinem Poetenauge gar ſchön. Nürnberg hatte er trotz aller Sehnſucht nicht betreten können. Eine eigentümliche Bewegung erfaßte ihn, als er über die Donau fuhr. Von Pleinfeld bis Augsburg reiſte ein junges Ehepaar mit in ſeinem Coupé. Das Glück der Neuvermählten machte bei allem Weh auch ihn glücklich; mußte er doch dabei ſeiner Braut gedenken.

Wenn der Zug im Abenddämmer an einem Dorfe vorbeiſauſte und der Kirchturm winkte ſo freundlich herüber, da ſuchte er ſtets das Pfarrhaus zu erraten und gedachte dabei der lieben Weißenbrunner Pfarre. Als er das der Braut mitteilte, rief er voll Bewegung aus: „Was haſt Du, was habt Ihr alle aus mir gemacht! Ohne Euch kann ich mich gar nicht mehr denken!“

Sehr müde von der langen Fahrt, ging er am Abend des erſten Reiſetags bald zur Ruhe. Im Traume war er bei ſeinen Lieben daheim; mit dem Gedanken an ſie erwachte er. Heute noch ſollte er die Alpen ſehen! Da wünſchte er:

Ach, wäre doch Magdalene bei mir, könnte ich mit ihr die Pracht und Herrlichkeit der Natur genießen! Was er ihr nicht mehr von Mund zu Mund ſagen konnte, wie in den letzten Wochen ſeit der Verlobung, das drängte ſich ihm nun als Reflexion in die Feder. Von der Anſicht ausgehend, daß dann, wenn der Mann im Weibe die Ergänzung ſeines Weſens gefunden, „die Welt keine Macht mehr über ihn habe und er ſein Glück rein aus ſich ſelbſt ſchaffen könne“, ſchrieb er der Braut: „Mein Herz war friedlich und ſtill, weil ich mich mit einem edlen, reinen Weibe eng, unauflöslich verbunden wußte. Darum legten ſich die Bilder der Natur ſtill in meine wunſchloſe Seele.“

Seine Heimat erſchien ihm immer ſchön, tauſendmal herrlicher aber doch noch, ſeit ihm dort wieder ein Liebesglück aufgegangen. So kam er zu dem Urteile: auf der ganzen Reiſe keine Gegend geſehen zu haben, die ſich mit dem ſchönen Weißenbrunn hätte meſſen können. Papa würde darüber freilich den Kopf ſchütteln und meinen: Warte nur, wenn die Alpen kommen! Vielleicht — vielleicht auch nicht! Gewiß wird er nicht ſtumpf ſein, nicht achtlos vorübergehen! Noch nie in ſeinem Leben hatte er ſich ja ſo eingehend in die umgebende Natur verſenkt als geſtern; aber immer wieder kam er darauf zurück: alles Große und Herrliche, das ihm von außen entgegentreten könnte, reichte doch nicht heran an das Große und Herrliche in ihm.

Über dem Schreiben ſeines Briefes hätte Schaumberger in Augsburg beinahe den Zug nach dem Bodenſee verſäumt, da der Kellner ihm die Abfahrt des Wagens zum Bahnhofe nicht meldete. Doch kehrte das Gefährt noch rechtzeitig zurück und beförderte auch ihn nun im Galopp an die Bahn. Neues Unglück! Er fand den Billetſchalter nicht ſogleich. Nach vielem Herumfragen kam er endlich an die rechte Stelle. Nun galt es den Koffer zu ſuchen. Draußen lärmte indeſſen die Lokomotive — jeden Augenblick konnte der Zug abfahren. Das war für Schaumberger, der ſich als Lungenkranker vor allzuhaſtigen Bewegungen hüten mußte, ein abſcheulicher Moment! Aber ſchließlich ging doch alles gut ab; er fand mit ſeinem Koffer

noch Platz. Hinter Kempten ſah Schaumberger zum erſten Male die Alpen. Er ſchilderte ſeine Gefühle mit beredten Worten: „Ich habe nicht gejubelt. Ich habe die Hände gefaltet, und meine Augen wurden feucht! Die ewige Pracht und Majeſtät der Natur Gottes — hier iſt ſie leibhaftig zu ſchauen! Und daß es mir vergönnt war, dieſe Größe rein auf mich wirken laſſen zu können, ſie zu faſſen und darüber mich ſelbſt nicht zu verlieren, auch hier noch der Größe des Menſchen mir bewußt zu ſein: das war die ſeligſte Empfindung meines Lebens. Ich murre nie mehr gegen mein Geſchick. Ich bin glücklich!“ Tief ergriffen fuhr er dann fort: „Gott ſollte eigentlich jeden Bräutigam in die Schweiz ſchicken. Wenn er da nicht fromm wird und ſeine Braut als das Höchſte und Herrlichſte erkennt, wenn er da ſich nicht demütig vor ihr beugt, wenn da nicht ſein ganzes Weſen ein Gebet für ihr Glück wird, ein Dank dafür, daß er ſie gefunden — dann taugt entweder er oder ſie nichts, und ſie ſind nicht wert, Eheleute zu werden.“

Nach fünfſtündiger Fahrt, gegen Mittag, verſpürten die Reiſenden plötzlich einen „kühlen Waſſergeruch“. Bald tauchte der herrliche Bodenſee vor ihren froh erſtaunten Blicken auf. Wieder wurde unſerm Reiſenden alles durch die Sorge um ſein Gepäck verbittert. Er mußte ſich „weidlich abhetzen“, um rechtzeitig das Dampfſchiff zu erreichen. Über den See wehte ein ſehr kühler Wind, der Schaumbergers leidendem Halſe wenig behagte. Nach einer Stunde langte das Schiff in Rorſchach an. Von hier aus ſchrieb Schaumberger am 14. Juni wieder an ſeine Braut. Er wünſchte ſie an ſeine Seite: „Ach, daß Du jetzt bei mir ſein könnteſt! Das iſt ein Platz!“ Er ſaß auf der Veranda des Rorſchacher Bahnhofs. Vor ihm breitete ſich in unbeſchreiblicher Pracht und Herrlichkeit der Bodenſee aus. Links verſchmolz die ſpiegelnde, unbewegliche Waſſerfläche faſt mit dem Horizonte, gradeaus dehnten ſich die ſanften, blauduftigen Höhen des württembergiſchen und bayriſchen Ufers; rechts verdeckte ihm das Maſchinenhaus etwas die Ausſicht. Darüber ſtreckte ſich eine Landzunge weit in den See, dahinter

in blauer Ferne der Bregenzer Wald. Er rief aus: „O, wäret Ihr jetzt alle da! Jetzt müßten wir ‚Meeresstille' singen!"

Solch eine Wasserfläche war ihm ein „unbeschreiblich einziger Anblick". Hier lernte er empfinden, was es heißen will: in sich selbst genügsame, lebensvolle und doch unbewegte Ruhe. Klar wie Kristall lag die scheinbar unendliche Wasserfläche vor dem staunenden Auge; nur des Himmels Wolken spiegelten sich darin. Die fernen Ufer bildeten einen lieblichen Kreis sanft geschwungener Linien. Mancher Turm, manches Schloß hob sich hell davon ab, und treu gab der See dieses Bild wieder. Ruhe und Träumerei: das war der Eindruck des Bodensees auf Schaumberger, Versenken in bewußtloses Träumen, seliges Aufgehen im All! Er meinte: „Hier muß man den ‚Fischer' von Goethe lesen. Hier versteht man, was es heißt: ‚O, wüßtest Du, wie wohlig 's ist dem Fischlein auf dem Grund!'" Herrlich war die Fahrt über den smaragdgrünen See, herrlich das unbeschreibliche Wiegen und Schweben, das Gleiten auf spiegelnder Bahn. Eigentümlich berührt es, wenn Schaumberger bemerkt: „Heute habe ich erfahren, daß ich gar keine poetische Ader habe. Heute hätte ein Gedicht entstehen müssen." Er kannte doch noch nicht die Wurzeln seiner Kraft.

Von Rorschach ging nachmittags 3 Uhr der Zug nach Landquart, der letzten Bahnstation auf Schaumbergers Route. Hier übernachtete er; den nächsten Morgen 9 Uhr fuhr er mit der Post nach seinem Reiseziele Davos ab. Sein Hals hatte sich allerdings durch die Strapazen der Reise etwas verschlimmert; er hoffte aber, daß sich in Davos bald alles wohl machen werde. Die Gebirgsluft fing schon an, sich in seinem Organismus bemerklich zu machen. Er mußte viel tiefer atmen; dann und wann bemerkte er auch den Herzschlag. Sonst befand er sich wohl und war voll Hoffnung. Sehr gut mundete ihm der Veltliner Wein. Zusammen mit einem Schweizer Juristen hatte er das hoch oben befindliche Coupé des Postwagens in Beschlag genommen, von wo aus die Reisenden die herrlichste Umsicht genossen.

Aber auch jetzt, unter den Wundern der großartigsten

Gebirgsnatur, dachte Schaumberger immer an Magdalene. Er ſchrieb ſpäter: „Mitten in all' dieſer unendlichen, unſagbaren Herrlichkeit würde ich zagen und mich härmen, wenn ich noch einſam wäre. Du haſt Großes an mir gethan, Du haſt mir eine ganz neue Welt geöffnet. Es muß etwas in mir aufgeblüht ſein, was bisher geſchlafen — ich fühle mich ein ganz neuer Menſch. Nur möchte ich mit Dir vereint all' das Schöne und Große genießen. In Deine Seele möchte ich alle die leiſen Schwingungen meines Gemütes legen, die, unfaßbar und unhaltbar, ſich nicht wiedergeben laſſen, die aber doch das Herrlichſte ſind, was der Menſch geben kann, die ſein Weſen am treuſten ſpiegeln. Wenn dann ein Glänzen Deines Auges, ein dankbarer Blick mir ſagte — — doch ſtill, ich werde wehmütig und das ſoll nicht ſein. Wir müſſen uns beide tapfer halten."

Einmal fielen dem von der Fahrt Ermüdeten unterwegs die Augen zu, und er verſank in leichten Schlummer. Im Traume ſah er die Geliebte. Als er erwachte, ſagte ſein Reiſegefährte: „Sie müſſen etwas Schönes geträumt haben, Sie ſahen ſo verklärt aus."

Am 15. Juni, abends ¾6 Uhr, kam Schaumberger wohlbehalten in Davos an. Jetzt erſt war nach ſeinem Gefühle die Trennung von der Heimat endgiltig vollzogen. Unterwegs ſtand ja ſeine Seele immer noch mit den Lieben daheim in innigem Kontakt.

Ein vollſtändiger Umſchwung ſeines äußeren Lebens trat nun ein. Damit vollzog ſich zugleich eine allmähliche Umwandlung ſeines inwendigen Menſchen. Der Schaumberger, der nach zehn Monaten zur Heimat zurückkehrte, war ein ganz andrer, als der jetzt einzog. Eine ernſte Schule that ſich ihm auf. Wenn noch Schlacken in ſeinem Weſen waren, hier wurden ſie ausgeſchieden. Das ſchwere körperliche Leiden, gegen das er heldenhaft ankämpfte, im Verein mit der aufgezwungenen Zurückgezogenheit, die zur Selbſtbetrachtung und Selbſtzucht drängte, vertiefte ſein Seelenleben in früher nie geahnter Weiſe, und auf dieſem Untergrunde blühten bald die ſchönen und

frischen Blumen seiner Dichtkunst auf, die er in den „Gesammelten Werken“ uns hinterlassen. Dieses äußere Geschehen und innere Werden zu schildern, muß die Aufgabe der nächsten Kapitel sein.

VIII.

Davos.

Doktor Unger hatte im Hotel „Schweizerhof“ ein Logis für Schaumberger bestellt, das dieser vorläufig bezog. Die Lage auf der Nordseite des Hauses war dem Kranken allerdings nicht ganz genehm; doch wußte er auch diesem Übelstande eine gute Seite abzugewinnen: nach Norden zu lag ja die Heimat!

Das Zimmer war sehr klein; Schaumberger hatte Not, seine Sachen darin unterzubringen. Vor allen Dingen ordnete er seinen Hausrat. Dann setzte er sich, gehüllt in seinen Schlafrock, an den Tisch, wo alles zurechtgelegt war, was ihn an die Lieben daheim erinnerte: Magdalenens Album, ihr Tagebuch, ihre Briefe und ihr Bild. Gar sinnig hatte er die Photographie mit einem Rosenzweiglein umrahmt, das Magdalene ihm noch zuletzt geschenkt. Vor ihm lag auch das Neue Testament seiner Braut, in dem noch die Stelle bezeichnet war, wo sie stehen geblieben: 1. Kor. 16, 18. „Ja“, rief er aus, „Ihr habt mich erquickt, Deine herrlichen Eltern, Deine Schwestern, vor allem aber Du! Und nun muß ich diese Erquickung entbehren!“

Mit diesem letzten Gedanken ist die Stimmung bezeichnet, die ihn beherrschte. Er war stark gewesen bis hierher, aber nun brach seine Kraft; er konnte die Thränen nicht länger zurückhalten. Unsägliche Wehmut überkam ihn; er konnte sich nicht fassen. Mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff den Einsamen die Sehnsucht nach der Heimat. Ihm war, als wäre er schon eine Ewigkeit von Weißenbrunn entfernt. Tausend Fragen zuckten durch seine betrübte Seele: Wie steht es daheim? Wie geht es der Braut und den Eltern? Was macht mein Kind? Gewiß, es kam aus tiefster Seele, wenn er aus-

rief: „Von meinem kleinen Stübchen aus grüße ich Dich von ganzem Herzen. Die ſtillen Wände werden oft Zeugen meiner Sehnſucht und — meines Leides ſein. Mußte ich Dich kennen lernen, nur um Dich zu verlieren? Warum? — — Ja, warum?“

Sein Befinden war nicht gut. Er ſchob das auf die dünnere Davoſer Luft. Den ganzen Tag peinigte ihn das Herzklopfen und ein abſcheulicher Huſten. Sein Hals war ſo ſchlimm, daß Doktor Unger eine Gewaltkur mit demſelben vorzunehmen beabſichtigte. Dazu kam, daß ihm das Davoſer Leben nicht gefiel; „weder die Natur, noch die Menſchen ſprachen ihn an.“ Der Anblick von lauter huſtenden, keuchenden Kranken war ihm ſchrecklich. Die Geſpräche wurden faſt nur über den Geſundheitszuſtand geführt. Dazu war er die liebevolle Pflege von Weißenbruun noch ſo gewöhnt, daß ihm der „vollſtändige Mangel jeglicher Liebe und Pflege“ ſchwer das Herz bedrückte.

Genau nach den Vorſchriften des Arztes richtete Schaumberger ſein Alltagsleben ein. Nachdem er noch vor 6 Uhr aufgeſtanden, trank er ein Glas kuhwarme Milch und ging eine Stunde ſpazieren. Dann folgte ein opulentes Frühſtück, beſtehend aus Kaffee, Brot, Butter, Käſe und Honig. Daran ſchloß ſich ein weiterer Spaziergang oder mindeſtens ein langer Aufenthalt auf der Veranda des Hotels. Punkt 10 Uhr genoß er zwei weiche Eier und ein Glas Wein und bewegte ſich abermals im Freien. Nachmittags zwei Uhr ging er zu Tiſche; vier Gänge mußten bewältigt werden. Um vier Uhr wurde Kaffee und hinterher noch ein Schoppen Milch getrunken. Bis zum Abendeſſen um ſieben Uhr hatte ſich der Patient wiederum im Freien aufzuhalten. Nach dem Abendeſſen blieben die Kranken zu Hauſe; Punkt neun Uhr mußten ſie ins Bett. Bergſteigen war vorläufig verboten; der längſte Spaziergang durfte ſich nur bis Davos-Dörfli erſtrecken. Für ſpäterhin wurden noch Douchen in Ausſicht geſtellt. Alle vier Wochen erfolgte eine eingehende Unterſuchung durch Doktor Unger.

Die Tiſchgenoſſenſchaft im „Schweizerhof“ zählte zwölf Perſonen. Es war hier „viel Unglück und Elend verſammelt“.

Eine Mutter war da, die daheim ſieben Kinder zurückgelaſſen, ferner eine geiſtreiche Engländerin mit einem allerliebſten Kinde, ſchwerkrank, aber trotzdem voll Hoffnung und Lebensluſt. Am meiſten aber erregte Schaumbergers Bedauern ein Dresdener Photograph, eine wahre Hünengeſtalt, die aber der 1866er Krieg gebrochen. Dieſer Kranke war arm, ganz auf die Hilfe ſeiner Verwandten angewieſen, dabei ſeit acht Jahren verlobt! Schaumbergers Mitgefühl wurde durch das traurige Los des faſt hoffnungslos Kranken aufs tiefſte erregt. „Freilich“, meinte er, „fremdes Leid vermag nicht über eignes hinwegzuhelfen; wir haben ſchwer genug zu tragen an dem unſren. Es gehört meine ganze Kraft dazu, um ſtark und feſt zu bleiben, um nicht zu wanken und zu zagen.“

Im allgemeinen kümmerten ſich die Kurgäſte nicht allzuviel um einander; jeder ging ſeinen eignen Weg. Schaumberger fand das recht gut und ſchön. Auch er ging ſtets allein ſpazieren und hielt ſich überhaupt ſehr einſam. Doktor Unger war damit einverſtanden; er meinte: Langeweile iſt die beſte Kur. Schaumberger freilich kannte Langeweile nicht; ſein Geiſt war dafür allzurege. Das Wetter zeigte ſich für den Beginn einer Kur äußerſt ungünſtig; ſchrecklicher Regen und dichter Schneefall wechſelten immer ab. Bald ſah vor Schaumbergers Fenſter alles weiß aus. Die Fichten waren dicht mit Schnee bedeckt, Gras und Blümchen wurden ganz unter Schnee vergraben; unten in den Gründen trat eine große Überſchwemmung ein. Einen gar wunderlichen Anblick gewährten die tief verſchneiten Berge, die von Wolken geſpenſtiſch umzogenen Hörner, das grün und weiß geſprenkelte Thal und die ſchneebeladenen Fichten. Wie ein Greiſenantlitz ſah die Natur aus. Abends klärte ſich das Wetter meiſt auf; der Himmel wurde dann ganz hell, und die Sonne ſchien warm ins Thal hernieder.

Das wechſelnde Wetter übte einen ungünſtigen Einfluß auf Schaumbergers Befinden aus. Es ſtellten ſich überdies auch noch Nachwehen der langen Reiſe ein. Der Patient litt an heftigen Kopf-, Rücken- und Kreuzſchmerzen. Die Herzaffektionen verminderten ſich nicht; beim Treppenſteigen hatte

Schaumberger immer mit Atemnot zu kämpfen. So fühlte er ſich denn körperlich und geiſtig ſehr elend, und der Gedanke an den Tod kam ihm nicht aus der Seele.

Und da war es, wo er einmal ſchwach wurde, wo er Mut und Faſſung vollſtändig verlor und ſich ſelbſt aufgab. Er murrte über ſein Geſchick, das ihn verdammte, die wenigen ihm vielleicht noch beſtimmten Wochen fern von der Heimat, fern von den Geliebten zuzubringen. Er vermochte nicht auszuſagen, was er da in der Einſamkeit der Fremde litt und durchkämpfte. Eine Aufregung kam über ihn, die ihn faſt ſinnlos machte. „Er arbeitete in dieſen Tagen geiſtig in einer Weiſe, die ihm ſpäter vollſtändig unbegreiflich erſchien. Die Gedanken ſchoſſen wie Blitze durch ſein Hirn; es lag nicht in ſeiner Macht, ſie aufzuhalten oder zu beſchleunigen; ſie gingen ihren eignen Gang.“ Dazu kam noch, daß er mehrmals Blut huſtete, nicht eſſen konnte und ſtarkes Fieber hatte. Wie ein roter Faden ging durch alle ſeine Gedanken die Erwägung hindurch: „Jede Minute, fern von den Meinen zugebracht, iſt ein unerſetzlicher Verluſt.“ „Alle böſen Geiſter erwachten in ſeiner Seele“, und er konnte ſie nicht wieder los werden. Die körperliche Krankheit verſchmolz ſich mit einer geiſtigen. Eine unerklärliche Angſt trieb ihn ruhelos umher. Er ſchrieb darüber: „Ich war nicht mehr Herr meines Denkens; die Gedanken hatten mich. Alles wirkte ſo furchtbar tief auf mich; mir war immer, als ſollte ich das Weltenrätſel ergründen. Die höchſten und letzten Dinge waren beſtändig der einzige Gegenſtand meines Denkens. Dazu dieſe Angſt, dieſes Heimweh, dieſe Sehnſucht!“ Auch die ungewohnte Umgebung ſtörte ihn, der Anblick der vielen Kranken, „die abſcheulichen Unterſuchungen, die jedesmal die ganze Natur in Rebellion brachten.“

In dieſer Not Leibes und der Seele erſchien ihm Doktor Unger, wie ſpäter noch ſo oft, als guter Geiſt. Er gab dem Verzweifelnden beruhigende Verſicherungeu: „In Ihrer Lunge iſt eine kranke Stelle, von der die Blutungen ausgehen. Hilfe iſt möglich; die Zeit der Heilung kann allerdings nicht mit Beſtimmtheit vorausgeſagt werden. Ihr Zuſtand iſt nicht ſo

bedenklich, als Sie anzunehmen ſcheinen.“ Auch dritten Perſonen gegenüber verſicherte er, Schaumberger ſei gar nicht ſo ſchwer krank, als er dächte; wenn nichts dazwiſchen komme, werde er gewiß geneſen.

Schaumberger teilte dieſen Befund ſogleich ſeiner Braut mit: „Freue Dich, der Doktor giebt gute Hoffnung. Sei ſtill und demütig; bete für mich! Zwiſchen uns und unſerm Glücke liegt noch ein tiefer Abgrund — aber hoffe in der Stille! Hoffe nicht zuviel, damit nicht ein unerwarteter Zufall Dich darniederwerfe, aber zage auch nicht. Alſo ſtill, mein Herz, ſtill und demütig! Mir kommt das Waſſer in die Augen, da ich jetzt Deiner gedenke. O, nicht um meinetwillen möchte ich leben, ich habe ſo oft ſchon entſagt und mit dem Tode gekämpft, aber um Deinet- und meines Kindes willen möchte ich, ja will ich noch leben.“

Am erſten Sonntage nach ſeiner Ankunft war Schaumberger im Kurgottesdienſt im Strehlahôtel. Mit Klavierbegleitung wurden drei Verſe von dem Liede: „Mir nach, ſpricht Chriſtus, unſer Held!“ geſungen. Das Lied, nach der lieben, alten Weiſe ſanft und zart vorgetragen, ergriff Schaumberger mächtig. Dazu kam für ihn der eigentümliche Wechſel der Situation! Vor acht Tagen war er noch zu Hauſe — und jetzt ſchauten die mächtigen Alpenſtöcke und -Hörner zum Fenſter herein; droben am See bäumten ſich zerriſſene Nebel auf und neigten ſich mit ihren geſpenſtiſchen Formen tiefer und tiefer herab! Schaumberger, von jeher für Naturvorgänge ſehr empfänglich, fühlte ſich mächtig ergriffen. Die Predigt des Kurgeiſtlichen trug weiter dazu bei, „ihn in tiefſter Seele aufzurühren.“ Mancher Gedanke der warmen, geiſtvollen Rede that ihm wohl, weil er ganz und gar ſeinen eignen Gefühlen entſprach. Mit andren Ausführungen freilich konnte er nicht einverſtanden ſein. Wahrhaft erquickt fühlte er ſich aber wieder, als der Prediger zuletzt „mit ſchönem Feuer und edler Begeiſterung von den Erweiſungen der wahren Liebe redete“. Das faßte er ſo menſchlich, das wußte er den Hörern ſo nahe zu bringen, hier wußte er Thaten und Reden des Heilandes ſo

herrlich zu benutzen, daß dem aufmerksamen Hörer das Herz aufging. Es war für ihn eine schöne Feier.

Weniger erbaut war Schaumberger von der Art, wie in Davos das Friedensfest verlief. Er wollte eine kleine Feier anregen, doch fand er keine Teilnehmer. Abends neun Uhr trank er auf des lieben Vaterlandes und der Seinen Wohl, wie er gelobt; wußte er doch, daß zur selben Stunde im Weißenbrunner Pfarrhause in gleichem Sinne die Gläser erhoben wurden. Aber er fühlte sich dabei denn doch recht einsam und verlassen.

Eine neue, durch Doktor Unger mit dem Kehlkopfspiegel ausgeführte Untersuchung galt Schaumbergers krankem Halse. Auch hier war das Resultat ein erfreuliches. Der Doktor versicherte, zerstört sei gar nichts; er würde den Hals vollständig wiederherstellen. Schaumberger dürfe um seines Berufes willen seine Stimme nicht verlieren. Die Freude des Patienten über diese Hoffnung war groß. Er schrieb der Braut: „Ich denke, einen besseren Trost hätte mir der Doktor nicht geben können. Auch Ihr werdet Euch daran erquicken und aufrichten wie ich selbst. Schließt aber auch den edlen Mann, der sich mit Aufopferung meiner annimmt, in Euer Gebet mit ein. Dank Euch, tausend Dank, daß Ihr mich nach Davos gebracht habt! Freilich, wir wollen nicht übermütig werden, sondern demütig bleiben. Noch dürfen wir ja kaum zu hoffen wagen.“

Gar nicht erbaut war dagegen der Kranke von einer neuen Verordnung seines Arztes: in 4½gradigem Wasser zu douchen. Die Douche wurde nach und nach Schaumbergers ärgster Feind, wenn er auch ihre vortrefflichen Wirkungen anerkannte. „Des Doktors Rackermaschine“ nannte er sie. Er schilderte seine Empfindungen darüber sehr drastisch: „Wenn man darunter steht, meint man nicht anders, als: Mark und Bein, Herz und Seele müßten einem zu eitel Eis zusammengefrieren, und sei nichts als Heulen und Zähneklappern. Wenn man aber herushüpft und der Bademeister Lemm beginnt zu reiben, daß man denkt, er wolle einem Haut und Haar abschaben, und es brennt

alles wie hölliſches Feuer, dann kommt ſo allmählich von innen heraus eine ganz neue, lebendige Wärme; alles Leid iſt vergeſſen; man freut ſich ſeines Lebens und Odems und fühlt ſich wie neugeboren. So wird denn allda in Wahrheit alle Tage mehr ein Stück alten Adams aus und ein neuer Menſch angezogen."

An der Mittagstafel gab es zuweilen ſchon kleine Kämpfe. Der Heißſporn Schaumberger konnte ſich oft nicht zurückhalten; es regte ſich in ihm ſo etwas vom Fritz Reinhardt. Einmal kam das Geſpräch auf den Aberglauben. Schaumberger ſtellte den „freilich etwas paradoxen Satz" auf: Bildung kann nicht völlig vom Aberglauben befreien. Natürlich fiel man arg über ihn her; aber er wehrte ſich tapfer und ſchlug alle Angriffe wacker ab.

Ein andermal begann eine engliſche Dame auf Deutſchland zu ſticheln: ſie könne nicht begreifen, wie ein ſo gebildetes Volk die allgemeine Wehrpflicht ertrage ꝛc. Kurz: ſie machte Deutſchland herunter auf Koſten Altenglands. Da regte ſich in Schaumberger das Nationalgefühl; er ſetzte ſich zur Wehr. England führe keine Kriege, ſagte die Dame weiter. Schaumberger erinnerte ſie an den indiſchen Aufſtand und an den Krimkrieg. Die Dame antwortete: die ließen ſich gar nicht mit unſren Kriegen vergleichen; ſie ſeien nicht ſo blutig geweſen. „Nein," ſagte Schaumberger, „die laſſen ſich allerdings nicht mit den deutſchen Kriegen vergleichen, weder in Anſehung der Zeit, noch des Erfolges. Von Indien will ich nicht reden; aber der ruſſiſche Krieg war für England troſtlos genug. Die beiden mächtigen Staaten, Frankreich und England zuſammen, haben nur eine halbe Feſtung erobert; wir Deutſchen allein haben in vier Jahren zwei Kaiſertümer niedergeworfen." Als Schaumberger das geſagt, da brach ein Jubel los, der „gar nicht lungenſchwindſuchtsmäßig" war. „Die Fremden waren aber etwas falſch!"

Mit Abſicht ließ Schaumberger im übrigen ſeinen Geiſt müßiggehen. Er nannte ſich ſelbſt „entſetzlich faul". Nicht einmal ſeine geliebte Geige berührte er. Das Violinſpielen

griff ihn noch zu sehr an. Trotzdem ließ er die Musik nicht ganz liegen. Abends vor Tische spielte er gewöhnlich im Damensalon auf dem Pianino, weil er da allein war. Da kamen denn freilich recht wehmütige Sachen zum Vorschein. Oft variiert wurde das Lieblingslied des Brautpaares: „Lang, lang ist's her!“ Ein noch vorhandenes Lied, das er für Magdalene komponiert hatte: „Die Bächlein rauschen und schwellen“, mußte er fast täglich spielen, denn es fand großen Beifall. Man riet viel hin und her über den Komponisten, den Schaumberger nicht kennen wollte. Beim Musizieren kamen ihm immer Sehnsuchts- und Heimwehgedanken, und es fiel ihm schwer, in solchen Momenten ruhig und stark zu bleiben, wie er Magdalenen doch gelobt hatte.

Vierzehn Tage nach seiner Ankunft schien sich endlich sein Organismus an das Davoser Klima zu gewöhnen. Von einer eigentlichen Besserung war wohl noch nicht zu reden, aber gewiß war es auch nicht schlimmer geworden. Schaumberger hatte die innere Empfindung, als vollziehe sich in ihm ein gewaltiger Umschwung, als seien seine körperlichen Zustände in ein neues Stadium getreten, wenn man auch äußerlich davon noch wenig merkte. Sein Appetit war sehr gut; „mit wahrer Virtuosität handhabte er beim Essen die englischen Schaufelgabeln.“ Er fand auch wieder Lust am Wandern. Und wenn ihm auch dabei öfter die Knie zitterten, jene „elende Müdigkeit“, die ihn in Weißenbrunn immer auch geistig so arg niederwarf, war doch nicht wiedergekehrt.

Jedenfalls hätte es um den Patienten bei günstigerem Wetter noch besser gestanden. Erst vier ganz schöne Tage waren ihm beschieden; vier Tage hatte er bereits des Wetters wegen Zimmerarrest; die übrige Zeit war so, daß man sich auch nicht besonders wohl fühlte, weder im Hause noch im Freien. Trotz der Sommerszeit herrschte eine Kälte, daß Pelz und dicker Mantel nötig gewesen wären. An Regentagen konnten die Kranken nicht ohne Überrock und Plaid ausgehen. Oft fiel Regen mit Schnee untermischt bei eisigem Nordwinde. Manchmal trieb der Doktor den Kranken auch in solches Un-

wetter hinaus. Da hieß es: „Sie müſſen ſich an die Luft gewöhnen. Daheim wird Ihnen auch kein Zephyrlüftchen um die Naſe wehen!“ Einen Reſpirator dabei zu tragen, litt Doktor Unger nicht. Wenn einmal nachmittags etwas helleres Wetter eintrat, ſtrömten aus allen Penſionen die Kurgäſte wie Bienen hervor. Für die unfreundlichen Tage hatte ſich Schaumberger mit einem Paar langer Stiefel vorgeſehen, die ihm von ſeinem Weißenbrunner Freunde Ferdinand Bauer gefertigt worden waren.

Anfang Juli hellte ſich endlich der Himmel dauernd auf; wunderbares Alpenglühen verſprach klare Tage. Heiter ſaßen die Kurgäſte bei Tiſche. Es fiel ihnen auf, daß der Dresdener Photograph, der liebenswürdigſte, „aber auch kränkſte der Tafelrunde“, fehlte. Nach Tiſche erfuhren ſie mit Entſetzen, daß er aufs neue einen ſchweren Anfall erlitten habe. „Ach! es war eine zu fürchterliche Mahnung für jeden ſelbſt.“ Die Tiſchgenoſſen beſuchten einzeln den ſchwer Leidenden. Einſam lag er in ſeinem Stübchen, glühend vor Fieber, einſam und verlaſſen! Schaumberger konnte vor Bewegung faſt nicht reden; er war furchtbar erſchüttert und vermochte ſich kaum zu faſſen. Das ganze Elend der Menſchheit ſtand vor ihm in furchtbarer Nacktheit, und er konnte nichts thun, als „ſich ſtill vor dem Loſe alles Irdiſchen beugen“.

Dem Leidenden war jede Bewegung unterſagt. Nur mit einem Blicke konnte er danken und nach einem Becken hindeuten. Schaumberger begriff nun alles: der Ärmſte hatte eine fürchterliche Lungenblutung gehabt.

Nicht Vater noch Mutter hatte der arme Mann. Daheim in Dresden härmte ſich eine Braut um ihn, die nun ſeit acht Jahren vergeblich auf Vereinigung mit ihm gehofft, die „ſchon in ſeiner Krankheit ganz entſetzliche Schickſale mit ihm hatte durchmachen müſſen, die, arm wie er ſelber, in ihm ihre einzige Stütze ſah“.

Mit furchtbarer Deutlichkeit fiel Schaumberger die Ähnlichkeit ſeines Geſchickes mit dem des hilflos Daliegenden auf die Seele. Konnte nicht auch ihn heute oder morgen das

gleiche Geſchick treffen? Entſetzt rief er aus: „O Gott, nur das nicht! Hier nicht in dieſer Weiſe krank werden — lieber ſterben!“

Lange ſaß Schaumberger nach jenem Krankenbeſuche auf ſeinem Zimmer und ſtarrte trocknen Auges hinaus in die Nacht; ein tiefes, tiefes Weh zerriß ſein Herz. Es war nicht allein Furcht vor dem eignen Geſchicke, was da durch ſeine Seele zog, es war Wehmut über die Hinfälligkeit alles Irdiſchen überhaupt. Er ſchämte ſich nicht der Seufzer und Klagen, die er in die ſtille Nacht hinausſendete. Wußte er doch, daß er ſeine Kraft wiederfinden würde.

Und er fand ſie noch am ſelben Abende, fand ſie, treu dem alten philoſophiſchen Zuge ſeines Weſens, auf ganz eignem Wege. „Er entkleidete das Menſchengeſchick ſeiner dunklen, unbegreiflichen Macht;“ er nahm es nicht mehr als etwas von außen blind und wild auf den Menſchen Einſtürmendes, ſondern ſuchte ihm beizukommen, indem er den ſtillen, geheimen Urſachen und Wirkungen nachſann, die des Menſchen Schickſal bilden. Er fand: „Es giebt nichts durchaus Feindliches in der Welt, es giebt kein dunkel, rätſelhaft, ſchrecklich Waltendes, das wie ein Geſpenſt mit eiſiger Fauſt in unſer Leben eingreift. Die Natur bleibt eben Natur. Sie geht ihren ewig gleichen Gang, ſie fördert und hemmt den Menſchen, wie es kommt, ohne Liebe, ohne Haß. Und der Menſch darf ſich nicht beklagen, komme, was da wolle. Er iſt ſo reich, ſo unendlich reich, ſo unendlich bevorzugt vor allen Dingen außer ihm, ſo groß, ſo erhaben — es wäre Sünde, zu murren! Er hat ſeinen freien Geiſt, er hat die Liebe! Was will er mehr?“

Der Gedanke an die Liebe machte Schaumberger frei: Magdalene ſtand ihm vor der Seele. „Wie Balſam legte ſich in ſein Herz ihre kindliche Frömmigkeit, ihre gläubige, ſelbſtloſe Hingabe an den Höchſten.“ Die Augen wurden ihm feucht, und er betete, daß ihr immer dieſer fromme Sinn bewahrt bleibe, auch ihm zum Troſte und zum Segen. Er empfand mit wehmütiger Freude, wie ſie reiner und voller, wie ſie un-

mittelbar alles das beſaß, was er erſt auf weiten, weiten, einſamen Umwegen mit Schmerzen und Qualen ſuchen mußte. „Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt!“ Und er ſprach aus: „So ſoll es ſein! Die Frau ſoll glauben, der Mann prüfen, forſchen, ſtreben! Die Frau ſoll empfinden — der Mann ſoll wiſſen und wollen!“

So war das zwar ein recht trauriger Abend für den Einſamen, aber es fehlte ihm doch auch nicht die geiſtige Erhebung. Er ſelbſt fühlte, wie er wieder anfing, männlicher, ſtärker zu werden. Ihm dünkte: „Iſt nur erſt der Geiſt wieder ganz frei, dann wird auch das körperliche Wohlbefinden folgen.“

Kaum hatte ſich Schaumberger von dem erhaltnen entſetzlichen Eindrucke befreit, als abermals ein ſchlimmes Erlebnis auf ihn einſtürmte. Die Kurgäſte ſaßen am 2. Juli noch beim Mittageſſen, da ſtieg im Süden, gleich hinter der Poſt, Rauch auf, und ſchon ertönte auch vom Turme die Sturmglocke. Es brannte in Davos-Platz! Alle eilten hinaus. Ein Holzſtadel ſtand in lichten Flammen, und eben fing auch das daneben-liegende Schindeldach Feuer. Ratlos rannten die Menſchen umher. Es herrſchte nicht die geringſte Ordnung; alles ſchrie wild durcheinander. Zum Glücke erhob ſich der Thalwind; er trieb die Flammen von dem fünfſtöckigen Kurhotel ab. Immerhin waren es entſetzliche Augenblicke für die Davoſer Kurgäſte. Die Flamme wuchs rieſengroß empor, das Kurhotel rauchte an allen Ecken und Enden, die Holzbaracken glühten. Um 5 Uhr endlich ſchien das Feuer gedämpft. Die Brandſtätte glimmte und dampfte nur noch.

Da zogen ſich mit einem Male um das Schiahorn dunkle Wolken zuſammen; es begann zu blitzen und zu donnern. Gegen halb 6 Uhr erhob ſich von Weſten her ein Sturmwind, und im Nu war das Feuer wieder hell entflammt. Aufs neue heulte die Sturmglocke, und wieder ertönte das Schreien und Toben der Italiener. Die Kurgäſte durften das Haus nicht verlaſſen. Es war für ſie eine ſchreckliche Situation. Doch ging die drohende Gefahr noch glücklich vorüber; kein neuer Brand brach aus. —

Im allgemeinen befand ſich Schaumberger jetzt ganz wohl; er ſah auch gut aus. So oft es ging, kletterte er in den Bergen herum. Die verhaßte Douche bekam ihm ſehr gut. Auch geiſtig fühlte er ſich gar friſch und rüſtig, ſodaß er ſchon manchen Plan für die Zukunft entwerfen konnte. Auf ſeinen einſamen Gängen begann er wieder zu dichten. Die im letzten Bande ſeiner Werke unter Nr. 18 abgedruckten fünf Verſe: „Ich ſaß am Bach mit Sinnen“ — entſtanden in dieſer Zeit. Doch merkte er, daß Verſemachen nicht ſeine Sache ſei. Charakteriſtiſch für die Sprödigkeit ſeiner poetiſchen Ader ſind die Begleitworte jener Strophen: „Es macht mir zuviel Qual — Du erläſſeſt mir wohl die Vollendung? Du ſiehſt, ich kann kein Gedicht mehr machen!“

Sein liebſter Spaziergang führte ihn ins Thal, über das Landwaſſer hinweg in den Wald. Jetzt gingen ihm eigentlich erſt die Augen auf über die Herrlichkeit der Schweizerberge. Er kam zu der Einſicht: „Die Alpen ſind ſo groß und gewaltig, daß man ſie auf den erſten Blick weder faſſen noch begreifen, daß man ihnen gar nicht beikommen kann. Ihr Hauptcharakter iſt: erhabene Ruhe! Dies ſpricht ſich aus in den kühn anſtrebenden, gewaltigen Bergformen mit breiter Baſis. Das iſt die unerſchütterliche Ruhe, das Feſtſtehende, das Beharren aus innerem Grunde. Dann die ewig reinen, weißglänzenden Schneefelder, die nichts zu trüben vermag, die ſich ſo ſcharf und doch ſo zart abheben von dem tiefblauen Himmel — ſie geben der Landſchaft wieder etwas Durchgeiſtigtes, etwas unbeſchreiblich Innerliches, Reines, Zartes. Wunderbar iſt der blaue Himmel! Die trübe Horizontlinie daheim, die ins Aſchfarbene, Graue ſpielt, kennt man hier nicht. Tiefblau iſt das ganze Himmelsgewölbe, bis weit herab zwiſchen die ſchneeigen Firnen und Zacken. Freilich fehlt nun auch gänzlich das Morgen- und Abendrot. Die Luft iſt wunderbar klar und durchſichtig. Jedes Maß für räumliche Entfernungen entſchwindet hier. Die fernſten Gletſcher und Hörner ſind ſo deutlich vor dem Auge, jede Kurve, jede Runſe, jeder Grat iſt ſo ſcharf ſichtbar, daß man meint, ſie mit Händen greifen

zu können.“ Es war wohl kein Wunder, wenn Schaumberger im Anſchauen aller dieſer Herrlichkeit den ſehnſüchtigen Wunſch nicht unterdrücken konnte: Wenn ich nur erſt ſteigen dürfte!

Dieſer Wunſch ſollte bald in Erfüllung gehen. Es trat ſo wundervolles Wetter ein, daß der Arzt alle ſeine Patienten hinaustrieb. Schaumberger ſtieg nach Clavadel, fünfviertel Stunden über Davos gelegen, empor. Den nächſten Tag richtete er ſeine Schritte nach der Schatzalm. Er erreichte die Höhe zwar nicht, ſtieg aber doch mindeſtens tauſend Fuß hoch. Freilich ging es noch „gar arg langſam“, aber es ging doch, und nachmittags ſtieg er ſchon wieder auf der andern Seite des Thales den Berg hinan. Dabei fühlte er ſich nicht gerade ſehr müde. Auch jetzt kam bald wieder der Gedanke: Wenn Magdalene mit dir ſpazieren gehen könnte! Es war ſo unvergleichlich ſchön hier, täglich erkannte er es mehr. Nur die Braut und ſein Kind fehlten ihm!

Er konnte aber doch auch die ſchöne Heimat, ſein Weißenbrunn, nicht vergeſſen. Bei aller Pracht und Herrlichkeit der Alpenwelt fehlte ihm ſo manches, woran er gewöhnt war. Hier in Davos blühte keine Roſe, hier rauſchte kein Laubbaum, kein Ährenfeld wogte im Winde. Auch das fiel in die Wagſchale, wenn er, einer momentanen Stimmung Ausdruck gebend, ausrief: „Wenn ich die Poeſie nicht hätte, ich hielte es hier nicht aus!“

Die gleichen Heimatsgedanken durchwehen einen Brief, den Schaumberger an ſeinen Weißenbrunner Freund, den Schuhmacher und Chorabſtanten Ferdinand Bauer, am 10. Juli 1871 ſchrieb. Er ſagt darin unter andrem: „Ich habe eben ſo oft an Dich gedacht, wie Du an mich, und wenn ich ſo einſam an den Bergen herumklettre, da denke ich oft: ‚Ja, wenn halt jetzt Dein Ferdinand bei Dir wäre!‘ NB. Aber anlügen will ich Dich doch auch nicht, und Du nimmſt mir's gewiß auch nicht übel, wenn ich Dir geſtehe, daß ich dann allemal denke: ‚Meine Braut wäre mir aber doch noch lieber!‘ — — Ich gedenke Deiner alle Tage; meine Liebe zu Dir nimmt nicht ab. Könnteſt Du hier ſein! Ach, Freund, ich muß hier freilich viel entbehren,

aber ich lerne auch viel — Geduld und Stillsein! Mit meiner Gesundheit macht es sich so ziemlich, aber es geht langsam. Gehst Du auch viel spazieren in Gottes schöne Welt? Wie steht's mit unsern Skeletten? Was machen Deine Vögel? Deine Sylvi?*) Wie geht's Deinem Julchen? Und Ebert und Alex und Gertloff — dem ganzen Dorf? Grüße alle von mir, alle miteinander, Gerechte und Ungerechte, Freunde und Feinde, wie sie kommen. Ich möchte nur einmal einen Abend wieder unter Euch sitzen. Ganz besonders grüße auch mein Stammglas beim Alex — das wird wohl seinen Herrn nicht so oft wiedersehen; denn wenn ich heimkomme, dann heißt's: Kurz gehalten, Alterle! Genau nach ärztlicher Vorschrift gelebt! — — Manchmal bin ich lustig, manchmal traurig, wie's kommt. Thu' mir den Gefallen und grüße meine Braut recht oft und vielmals von mir — ach! ich hab' an dem Mädchen einen Schatz und einen Reichtum! Ich bin durch meine Braut sehr glücklich. Großmutter und Frau Hofmann, meine Zieg', meine Katz' und die Hühner und Enten grüß' ich auch und die Nachbarn um die Schule und um Dich, alles was lebet und Odem hat, das Musikchor und den Gemeindeausschuß und den Schulz und Friedensrichter. Sagt mein Nachbar Höhn immer noch: ‚Macht's ner!?' Und nun mein trauter Herzensfreund, leb' wohl!" —

Mitte Juli untersuchte Doktor Unger den Patienten zum zweiten Male. Am Körpergewicht hatte Schaumberger ein Pfund zugenommen; er wog jetzt 129½ Pfund; auf dem Spirometer blies er 2750°, 150° mehr als beim Beginne der Kur. Somit war also ein Fortschritt konstatiert, wenn auch nur ein kleiner. Nach seinem Bau und nach seiner Körpergröße müßte Schaumberger ja wenigstens 4500—5000° blasen. Das Geräusch in den Lungen beim Atmen hatte bedeutend nachgelassen; nur im linken Flügel, etwas unter dem Herzen, schien noch eine schlimme Stelle zu sein. Doktor Unger fand, daß Schaumberger an einer eigentümlichen Erkrankung der Lunge leide. Überall waren

*) Bauers Hündchen.

in geſunde Stellen kranke Neſter eingeſprengt. Eine ſolche Erkrankung heilt aber nur ſehr langſam. Über die Dauer der Kur ließ ſich daher noch gar nichts ſagen. Trotzdem verſprach der Doktor ſichere Heilung. An ein Abbrechen der Kur im Herbſte, wie es Schaumberger von vornherein beabſichtigt hatte, war vorderhand noch nicht zu denken.

Schaumberger war wegen dieſes Ergebniſſes voll banger Sorgen; ſie wollten ihm ſchier „über dem Kopfe zuſammen wachſen“. Die Frage drängte ſich ihm auf: Was wird's noch werden? Einen Troſt hatte er allerdings darin, daß er ſich bedeutend kräftiger fühlte; aber Reden und Lachen konnte er doch noch weniger vertragen als daheim. Am meiſten Sorge machte ihm das Schwanken in ſeinem Befinden — alle Tage war es anders. Dem Zuge ſeines energiſchen, immer auf eine raſche Entſcheidung hindrängenden Naturells folgend, faßte er den Entſchluß: Stellt ſich in vier Wochen nicht eine entſcheidende Beſſerung ein, iſt dann nicht gewiſſe Hoffnung auf gänzliche Heilung, dann bleibe ich nicht länger hier, dann will ich heimkehren, mag daraus werden, was will!

So ſetzte er denn ſeine Kur fort. Mit einem langen Bergſtocke bewaffnet, auf dem Haupte einen breitkrempigen Panamahut, kletterte er nun viel in den Bergen herum. Er war ſchon in einer Art Verruf; die Spaziergänger wichen ihm weit aus, da ſie wußten, daß er Störung nicht leiden konnte und am liebſten allein war. Auf ſolchen einſamen Gängen im Freien entſtanden ſeine poetiſchen Entwürfe. Mit Bleiſtift ſchrieb er ſie nieder; an ſchlechten Tagen übertrug er ſie dann daheim ins Reine. Die Douche war immer noch ſein ſchlimmſter Feind. Jetzt bekam er auch noch einen Seitenſtrahl dicht unter das Herz. Ingrimmig rief er aus: „Das iſt ein wahres Fegefeuer!“

Ein neuer Feind ſeines Wohlbefindens trat in dieſer Zeit auf, ein fürchterlicher Kopfſchmerz. Es war eine Art Migräne, die ihm oft tagelang alles Arbeiten unmöglich machte. Das Wetter war jetzt andauernd wundervoll, manchmal ſo heiß, daß Schaumberger vorzog, im kühlen Zimmer zu bleiben. Doch

rückte er dann wenigſtens den Tiſch ans offene Fenſter, um in tiefen Zügen die balſamiſche Luft zu atmen. Im übrigen brachte er manchmal den ganzen Tag auf dem Sofa zu. Augen und Ohren waren in Mitleidenſchaft gezogen. Es flimmerte ihm ſo vor den Augen, daß er faſt nicht ſehen konnte, und in den Ohren brauſte es ihm „wie ein Wehr“. Doktor Unger beruhigte ihn: dagegen ließe ſich nichts thun, man müſſe eben Geduld haben und ſich drein ſchicken; im übrigen habe es nichts auf ſich; das ſei ihm ſchon oft vorgekommen.

Die acht Tage einſamen Daliegens regten wieder allerlei traurige Gedanken in Schaumberger an. Er verzweifelte doch manchmal an ſeiner Geneſung. Hinterher wollte ihm auch der ärztliche Befund der Unterſuchung nicht recht gefallen. Er ſchrieb der Braut reſigniert: „Wie der Himmel will! Soll's nicht ſein, daß ich wieder geneſe, ſo möchte ich in der Stunde des Wiederſehens in Deinen Armen ſterben. Welch' herrliches Ende! Wenn mir nur kein ſo langes Leiden, kein ſo langſames Verſchmachten beſchieden iſt, dann will ich nicht klagen. Mein Leben war ja doch ſo reich, ſo reich an himmliſchen Freuden — und ich habe auch ſo manche Nacht weinend auf meinem Bette geſeſſen — ich kenne die himmliſchen Mächte!“

* * *

Der Auguſt begann günſtig. Es kam Schaumberger vor, als zögen die ſchönen Septembertage der Heimat über die Erde herauf. Das reinſte Herbſtgefühl kam über ihn. Am tiefblauen Himmel ſchwammen einzelne Wolken dahin. Das Licht war energiſch, es hob alle Farben lebhaft hervor; die Schatten erſchienen ſcharf und dunkel. Die Fernſicht zeigte ſich unbegrenzt; ein wunderbar blauer Duft lag über den Bergen.

Gleich am erſten ſchönen Tage, nach dem Eſſen, ſchritt Schaumberger, ſein Notizbuch und einen Band Goethe in der Taſche, thalabwärts, Frauenkirchen zu. Gewaltige Bergzüge, einer immer kühner und ſchroffer als der andere, ſchieben ſich hier kuliſſenartig hintereinander; immer blauer und duftiger dehnen ſie ſich elf Stunden weit dahin; im Süden ſchließt das

„genial ſich aufgipfelnde“ Dünſenhorn die Ausſicht. Auf dem blauduftigen, tiefernſten, großartigen Hintergrunde ſchaut von lichtgrüner Matte, umſchattet von alten Bäumen, ein Kirchlein traut und lieb ins Thal herab. Man konnte denken, dies ſei die Kapelle, von der Uhland geſungen: „Was ſchimmert dort auf dem Berg ſo ſchön?“

Das iſt Frauenkirchen, das Ziel der Wanderung Schaumbergers.

„Als er dieſer geheimnisvollen, wunderbaren Welt entgegenging, da regte ſich's in ihm wie friſche, fröhliche Wanderluſt. Er hätte wandern und immer wandern mögen, um die Wunder, die ihm ein durchſichtiger Duftſchleier ahnungsvoll verhüllte, zu ſchauen und anzuſtaunen.“ Aber die Krankheit, die Krankheit! Er konnte nur ſeufzen und wünſchen. Doch die gewaltigen Bergformen, die ſo kühn und frei, ſo leicht und ſtolz in den blauen Himmel emporragten, ſo klar und rein ihre Profile in herrlichen Linien abzeichneten, weckten noch andre Gedanken in dem einſamen Wandrer. Eine unendliche Sehnſucht erfaßte ihn — zuerſt nach den Lieben daheim, aber dann weiter nach dem Ewigen, dem Unſagbaren, dem Schönen und Vollendeten. Die Armut unſres Lebens, die Armſeligkeit unſres Strebens — ach, wie empfand er ſie ſo ſchmerzlich! Er ſetzte ſich auf einen Stein am Wege — und fühlte ſich tief unglücklich. „Der Menſchheit ganzer Jammer faßte ihn an. Ihm war, als ſei alles geiſtige Leid der Menſchheit, alles verfehlte Streben, als ſeien alle unerreichten Ziele auf ſeine Seele gelegt.“ Die Worte fehlten ihm, um auszuſprechen, was jetzt in ihm vorging. So einen rechten, freudigen Troſt fand er nicht. Die ewigen Berge ſchauten gar ſo klar, ſo rein, ſo vollendet ſchön zu ihm nieder. Was war gegen dieſe Herrlichkeit alles Menſchenwerk? Welches Kunſtwerk konnte ſich damit vergleichen?

Und nun kam ihm eine andere Gedankenreihe:

„Wenn man in die Nähe dieſer Herrlichkeit kommt — wo bleibt ſie dann? Sie iſt ſpurlos verſchwunden — und wieder lockt ſie uns aus verführeriſcher Ferne zu ſich, nur um

dann wieder zu täuſchen. Alſo auch dieſe Pracht iſt nur ein Schein, eine Reflexion von unſrer armen, ſchmachtenden Seele, die ſo gern das Paradies um ſich zauberte, dem ſie nun ſchon ſeit Jahrtauſenden vergeblich zuſtrebt.“

Daheim, dachte Schaumberger weiter, werden ſie nun freilich den Kopf ſchütteln über ſolche Gedanken, und Papa wird den Sohn wohl im ſtillen tadeln. Aber das Herbſtgefühl äußert ſich bei Schaumberger ja immer als ſchmerzliche Empfindung.

Endlich ſchritt er weiter; die ſchweren Gedanken verließen ihn. Mit jedem Schritte ward das Thal lieblicher. Immer ſaftiger erſchienen die Matten; immer mannigfaltiger wurde der Baumſchlag in Formen und Farben; auch Laubbäume fanden ſich hier. Das erregte in dem einſamen Wanderer wieder Heimweh. Er ſchritt den Hügel hinan, dem Kirchlein zu, das ganz herrlich liegt. Bald trat er in den kleinen, ummauerten Friedhof ein. Kein Weg, keine Blume, kein Grab — nur kniehohes Gras war zu ſehen! Die Blüten und Riſpen wogten im Winde. Wie war es ſo ſtill, ſo friedlich hier! Kein Laut menſchlichen Getriebes ſtörte die Stille; nur von unten rauſchte der Fluß, von oben der Wald herein. Dazu ſahen die gewaltigen Berge ſo ernſt herab, und zwiſchen den Wäldern bis hoch hinauf auf die Gipfel lauſchten friedliche Hütten durch die Zweige. Sie ſchienen hieher zu blicken, wo alle die ruhten, die ſie dereinſt gebaut, die in ihnen glücklich und unglücklich waren, je nachdem, die mit Kindern und Kindeskindern nun alle hier Frieden gefunden hatten.

In einer fernen Ecke fand Schaumberger ein friſches Grab. Hier blühten Blumen; um das kleine ſchwarze Holzkreuz, auf dem nur ſtand: „Paul Ludwig. 1871.“ wand ſich ein Kranz. In ernſten Gedanken ſtand Schaumberger an dieſem Grabe: „Was hatte der Schläfer da unten erlebt? Wohin hatten ſich ſeine Schritte gewendet, bis ſie endlich in dieſer verſteckten Ecke ihr Ziel fanden?“

Schaumberger trat in das offne Gotteshaus. Wie einfach, ja wie dürftig erſchien es ihm! Nicht einmal ein Altar war

vorhanden. Die Orgel ſchien ganz verfallen. Aber Kanzel und Empore waren mit friſchen Blumen und Kränzen geſchmückt. Noch nie in ſeinem Leben fühlte ſich Schaumberger ſo ergriffen: er betete! Da fühlte er ſich daheim bei den Seinen, er ſpürte das Wehen ihres Geiſtes um ſich; der Vater trat ihm lebendig vor die Seele mit ſeinem jugendfriſchen Geiſte, ſeiner unzerſtörbaren Herzensfreudigkeit, ſeinem Mute, ſeiner Ausdauer, ſeinem Glauben, ſeiner immer neuen Hoffnung! Das ſtärkte und erhob ihn; das ſchloß die niederdrückende Gedankenreihe von vorhin harmoniſch ab. „Auch diesmal hob eine große, edle Perſönlichkeit den Grübelnden aus allen Zweifeln, aus aller Unruhe.“ Er kam zu dem Reſultate: „Der Menſch in ſeinem Wollen, wenn es rein und gut bleibt, iſt doch größer als die Natur. Und das reine Streben ſtirbt nie aus; es iſt ſo ewig wie die Menſchheit, wie die Natur.“

Und nun gedachte Schaumberger der Braut, gedachte ihrer Liebe, ihrer ſelbſtloſen Hingabe, ihrer Herzensreinheit, und das half ihm vollends aus der gedrückten Stimmung heraus. Eine innere Herzensfreudigkeit, die er nicht beſchreiben konnte, verdrängte allen Trübſinn. Still verließ er das Gotteshaus. Jetzt konnte er ſich der unendlichen Gottespracht ringsum rein erfreuen; ſie hatte keine Gewalt mehr über ihn; in ſich trug er ja viel größere Herrlichkeiten.

Nachdem er noch einige Skizzen in ſein Notizbuch gezeichnet und ſich in der Thalmühle durch ein Glas Milch geſtärkt hatte, ſchritt er fröhlich nach Davos zurück.

So heilkräftig dieſe Bergwanderung für Schaumbergers Seelenleben war, ſein körperliches Befinden litt doch etwas durch die Anſtrengung. Der Hals fing wieder an zu ſchmerzen. Das Kopfleiden war auch noch nicht verſchwunden; es kam und ging. Schaumberger war zufrieden, daß wenigſtens die Augen ſich beſſerten. Am 2. Auguſt beſtieg er die Schatzalp; ohne zu große Atemnot überwand er den ziemlich ſteilen Weg. Dann wurde das Wetter wieder ſchlecht. Damit kamen für Schaumberger Rückfälle und böſe Tage; Huſten und arger Katarrh plagten ihn ſehr. Trotzdem der Doktor über das viele

Schreiben zankte, arbeitete Schaumberger doch täglich drei Stunden, von 10—1 Uhr, an „Vater und Sohn“. Es war mittlerweile durch einen plauderhaften Vertrauten in Davos bekannt geworden, daß Schaumberger dichte. „Man begann, ihn mit einer gewiſſen verwunderten Aufmerkſamkeit zu betrachten.“

Am 6. Auguſt wurde ein längſtgeplantes Konzert im Strehla-Hotel veranſtaltet. Schaumberger ſpielte mit einem Chemnitzer Kaufmanne die Ouvertüren zu „Egmont“ und „Stradella“, und eine Opernſängerin aus Coburg ſang einen Pſalm von Beethoven und drei Lieder. Hierauf trug eine ruſſiſche Baronin das Rondo capriccioso von Mendelsſohn ſehr ſchön vor. Schaumberger war von dem Spiele der Dame ganz begeiſtert.

Unterdes hatte ſich das Wetter wieder gebeſſert. Am 8. Auguſt ſaß Schaumberger mit Doktor Unger und noch einigen Herren im Freien und trank, natürlich mit ärztlicher Erlaubnis, zwei Schoppen Bier, ja, er rauchte ſogar eine Zigarre, die ihm Doktor Unger verehrt hatte. „Das war der erſte wahrhaft angenehme Nachmittag, den er in Davos verlebte, zumal die Unterhaltung ſich animiert und gehaltvoll geſtaltete.“ Der Doktor liebte es, ihn manchmal ein wenig mit der Braut zu necken. Einmal klagte Schaumberger über Schmerzen in der Gegend des Herzens. Trocken ſagte Unger: „Das glaube ich ſchon, daß Sie Herzweh haben. Dagegen hilft freilich die Douche nichts.“ Und beide lachten von Herzen.

Die fortwährenden Schwankungen in ſeinem Befinden drückten Schaumberger ſehr nieder. Er merkte nur geringe Beſſerung. Seine anfangs überſchwenglichen Hoffnungen wurden bedeutend herabgeſtimmt. Er wollte jetzt zufrieden ſein, wenn nur der Zerſtörungsprozeß in der Lunge zum Stehen kam.

Am 11. Auguſt unterſuchte ihn der Arzt zum dritten Male. Das Ergebnis war: Es geht langſam vorwärts, denn es iſt ein altes Übel, aber es beſſert ſich eben doch. In der Gegend des Herzens iſt eine gefährliche Stelle nahezu verheilt; das Geräuſch in der linken Seite hat nachgelaſſen. Auf dem Spirometer bläſt der Patient 100° mehr, alſo 2850°. Der

Zerſtörungsprozeß iſt zum Stehen gebracht. Soweit war alles gut, aber das Übrige gefiel dem ungeduldigen Patienten nicht. Der Arzt verlangte unbedingt, daß er bis in den Winter hinein in Davos bliebe. Darüber geriet Schaumberger in eine entſetzliche Stimmung. „Er hätte mögen verzweifeln; ſeine Seele war betrübt bis in den Tod.“ Gegen ein vorzeitiges Abbrechen der Kur ſprach vieles: vor allem das rauhe Klima der Heimat und die unausbleiblichen Anſtrengungen in der Schule, denen er noch in keiner Weiſe gewachſen war. Gegen einen Winteraufenthalt in Davos wiederum ſprach zunächſt der Koſtenpunkt, dann die Sehnſucht nach den Seinigen, endlich auch der bedenkliche Zuſtand mancher Kurgäſte, die anfangs ſich ganz wohl befanden und jetzt bedeutend ſchlechter daſtanden. Vorderhand wollte Schaumberger zwiſchen dieſen beiden Wegen die Mittelſtraße einſchlagen: abwarten, wie es weiter wurde, und dann erſt einen Entſchluß faſſen. Freilich war es ihm eine ſehr niederdrückende Empfindung, ſo ausſichtslos ſeine Tage hinſchleppen zu müſſen.

In der nächſten Woche ſtarb der Wirt des „Schweizerhofes“, Herr Stahl, der ſchon lange an Lungenentzündung hoffnungslos darniederlag; auch der Dresdner Photograph ſtand im letzten Stadium der fürchterlichen Krankheit, bei den Erſtickungsanfällen. Das alles waren böſe Dinge, die ungemein deprimierend auf Schaumberger wirkten. Auch ihn nahm ja das ſehr ſchlechte Wetter furchtbar mit.

Am 20. Auguſt trat endlich ſchöneres Wetter ein. Schaumberger benutzte es ſofort zu einem Ausfluge. Bei herrlich klarem Himmel ſtieg er zur Schatzalm hinauf, ruhte ſich ein wenig aus und kletterte dann noch ein gut Stück in die Höhe. Er verſpürte dabei weder beſondere Atemnot noch Herzklopfen. Für Magdalene zeichnete er die herrliche Rundſicht. Luft, Licht, Farbenſchmelz und Formenreichtum wirkten ſchier überwältigend auf ſeine Seele. Er träumte ſich hier oben ein Idyll. „Einen Sommer mit allen Lieben in einer traulich an den Berg geſchmiegten Sennhütte bei ſtiller, emſiger Arbeit zubringen, hinabblicken können in die tiefen, tiefen Thäler, hinüber auf die

Almen, hinauf zu den ewigen Gletſchern und Firnen, dazu ein geliebtes Weib in den Armen halten, in eine gleichgeſtimmte Seele niederlegen die leiſen Bebungen des Gemüts — o, das müßte eine Seligkeit ſein!“

Er begriff jetzt, wie die Sangesluſt dem Bergbewohner zur andern Natur werden muß; regte ſich doch in ihm faſt etwas Ähnliches. Er hätte hell aufjauchzen mögen, weit hinaus in die unendliche blaue Ferne!

Fünf Tage ſpäter ſtieg er wieder zur Schatzalm empor, diesmal mit einem Begleiter. Ohne die geringſte Anſtrengung und Ermüdung kletterte er über 1500′ hoch und befand ſich darauf ausgezeichnet. Die Partie wurde unternommen auf ausdrücklichen Befehl des Doktors. Das körperliche Beſſerbefinden wirkte auch vorteilhaft auf Schaumbergers Geiſt. Sein Humor erwachte wieder. Er erzählte der Braut drollige Geſchichten aus dem Davoſer Leben. In ſeinem braunen Rocke war die Bruſttaſche losgeriſſen. Er ſetzte eigenhändig eine ganz neue ein. Ein Bekannter überraſchte ihn bei dieſer edlen Beſchäftigung und wollte ſich totlachen, mußte aber doch zuletzt Schaumbergers Schneidergenie ſelbſt bewundern. Knöpfe hatte er ſich ſchon unzählige Male angenäht. Er verſicherte ganz ſtolz: „Meine halten! Da reißt ſobald keiner ab.“

Mitte Auguſt war die Braut des Dresdner Photographen in Davos angekommen, deſſen trauriges Los gleich anfangs Schaumbergers Mitgefühl ſo ſehr erregt hatte. Im September reiſte ſie mit dem todkranken Bräutigam zurück. Schaumberger ſchrieb: „Ob er die Heimat erreicht — ich glaube es nicht. Ich ſah das arme Mädchen nur zweimal; es iſt ein ſehr ſchönes Mädchen; dabei waren die großen Augen ſo todestraurig, als ich mich nach dem Bräutigam erkundigte — ich mußte mich abwenden.“

Am 30. Auguſt unternahm Schaumberger in Geſellſchaft von neun andren Kurgäſten eine größere Tour nach dem Flüelapaß. Morgens ½9 Uhr fuhren die Reiſenden in zwei Wagen bei wundervollem Wetter von Davos-Platz ab. Zunächſt gings nach Dörfli, dann vorbei an dem ſchönen grünen See und

dem großartigen Seehorn und hinein in das Flüelathal. Die Straße führte an der Nordwand des Thales aufwärts, um das Seehorn herum, zwiſchen herbduftenden Fichtenwaldungen dahin. Dann und wann leuchtete der weiße Schaum der Wellen durch die Wipfel und Äſte der Fichten herauf. In gewaltigen Kurven ſtieg die Straße an; oft führte ſie durch ſteile Schluchten, aus denen man kaum einen Ausgang für möglich hielt, ſo wild türmten ſich die Felſen übereinander, ſo eng ſchloſſen ſie ſich zuſammen. Dann ſahen die Reiſenden nichts als Himmel und Felſen. Hoch oben an der kahlen Wand zitterten im leiſen Morgenwind gelbe und blaue Alpenblumen hin und her. Plötzlich ſtürzte von der Höhe ein kleiner Gießbach herab, ſo daß Schaumberger meinte, im nächſten Augenblicke müſſe ihn der funkelnde Strahl treffen — aber eine Wendung, und der Wagen rollte über eine kühn geſprengte Brücke vorbei. Nun traten die Wälder auf beiden Seiten zurück; die Straße zog ſich durch eine wundervolle grüne Matte, die in tauſend bunten Blumen prangte. Vom Abhange ſchaute ein freundliches Wohnhaus einladend hernieder; die Glocken der weidenden Herden klangen mild herein. Drunten erbrauſte der Bergſtrom; von oben ſchaute das Weißhorn majeſtätiſch hernieder.

Höher und höher ſtieg die Straße hinan, immer den Bergbach zur Linken behaltend. Bald führte ſie zwiſchen Wald dahin, bald durch Matten. Aber ſchon wurde der Wald lichter. An Stelle der Fichten, von deren Äſten ſilberglänzende Flechten wie graues Haar langſam im Winde wehten, traten ſaftgrüne Lärchen mit ihren zarten, roſenroten Kätzchen. Noch eine Wendung — und die Reiſenden waren mitten in einem Walde der edelſten Alpenbäume, der Arven, deren Holz an Farbe und Geruch dem köſtlichen Zedernholze gleicht und daher gern zur Täflung der Wohnungen benutzt wird. Die prachtvollen, vieläſtigen, ſozuſagen breitſchultrigen Bäume erinnerten Schaumberger an die Schwarzkiefern daheim im Weißenbrunner Schloßgarten. Er brach ſich einen Zweig und ſteckte ihn auf den Hut.

Immer maſſiger und gewaltiger drängten ſich die Felſen heran; die Arven wurden immer kleiner und ſtanden ſchon ganz vereinzelt; nachdem die Reiſenden den Gaſthof „Zum Tſchuggen“ paſſiert, verſchwanden ſie ganz. An ihre Stelle trat eine Strecke lang eine verkrüppelte Erlenart; damit hatten die Reiſenden die Grenzen des Baumwuchſes überſchritten. Felſen und Steine überſpann ein merkwürdiger braungrüner Strauch. Kniehoch wucherte er in ganz unbegreiflicher Fülle. Die knorrigen, fingerdicken, tiefſchwarzen Äſte überwuchſen ganze Felſen; wo nur immer in einer Ritze ſich ein wenig Erde fand, da grünte der genügſame Strauch.

Plötzlich erhoben die Reiſenden ein Jubelgeſchrei. Drüben, im Schatten eines turmhohen Felſens, leuchteten ihnen zartrote Blüten entgegen. Hals über Kopf ſprangen die Männer aus dem Wagen, und bald kehrten ſie mit dicken Sträußen von Alpenroſen zurück. Alles wurde mit den lieblichen Blumen geſchmückt: Hüte und Röcke, Wagen und Pferde. Dann ging es weiter hinauf. Nur noch magerer Raſen deckte die Berggehänge; aber ſelbſt dieſe dünne Pflanzenſchicht war oft unterbrochen durch Schutt und Geröll und hausgroße Felſen, die vielleicht eine Lawine von den Berggipfeln herabgeriſſen hatte. Die Wendungen der Straße wurden ſchärfer; wie Türme und Zinnen ragten oft die aufgemauerten Galerien der Straße über den Häuptern der Reiſenden empor.

Immer wilder und großartiger zeigte ſich die Natur. Rechts türmte ſich das gewaltige Schwarzhorn, der höchſte Berg der Gegend, auf; ſein Gletſcher glühte und funkelte. Links drohte das Weißhorn mit ſeinem Gletſcher herab. Hüben und drüben erhoben ſich furchtbar zerriſſene Felsgipfel und Felsmauern, mit blendenden Schneeſtreifen oder mit gewaltigen Schutt- und Geröllſtürzen zwiſchen den einzelnen Steinmaſſen. Das Thal war überſäet mit Felsblöcken von den abenteuerlichſten Formen und Farben. Dazu rieſelte und rauſchte es von allen Hängen hernieder; der Bach hatte kein ordentliches Bett mehr, er überſtrömte das ganze Thal; wo ihn die Felſen zuſammendrängten, bildete er prachtvolle Waſſerfälle. Die Straße wand ſich von

einer Seite des Thales zur andern; zahlloſe Brücken und turmhohe Mauern machten einen Weg durch dieſe Einöde möglich. Da und dort ſtanden noch zerfallende Hütten, in denen einſt die Wegbauer gewohnt. Auch die Hütte eines Schäfers ſtand unter einem ſchützenden Felſen. Die Schafe kletterten an den Hängen herum, mühſam genug ihr dürftiges Futter zuſammenſuchend. Der Schäfer, in einen braunen Schafpelz gewickelt, grüßte zu den Reiſenden herüber. Schon wurde es merklich kühler; der Wind blies ſchärfer, aber andrerſeits ſtach die Sonne glühend. Je höher die Reiſenden kamen, deſto einſamer, öder und ſchauriger ward es um ſie. Alles Grün verſchwand allmählich; nur Felſen und Steine, Schutt und Geröll waren zu ſehen. Die Felſen lagen ſo dicht beiſammen, daß ſie oft einem verſteinerten Meere glichen. Tiefe Stille herrſchte hier; nur der Wind pfiff leiſe da oben in den Hörnern und Zacken. Schon hatten die Reiſenden einzelne Schneefelder paſſiert. Wunderbar war es, wie die letzteren ſtets von einem Kranze der lieblichſten Blumen umgeben waren. Da blühte das Vergißmeinnicht in einer Pracht, wie Schaumberger es noch nie geſehen, daneben Enziane, Fünffingerkraut und manche andre Pflanze.

Je höher die Reiſenden kamen, deſto furchtbarer ſtieg das Schwarzhorn vor ihnen auf. Von dem Gletſcher ſahen die Wandrer nur noch einen Rand in halber Höhe des Horns, aber dieſer glühte und blitzte wie ein Diamantenkreuz. Noch eine kleine Biegung — und rechts neben den Reiſenden lag ein kleiner, unausſprechlich ſchöner, grüner See. Kleine Landzungen zogen ſich in das ſpiegelnde Waſſer hinein, mit gelbgrünen Kräutern bedeckt; einige Kühe weideten hier. Am jenſeitigen Ufer ſtieg ein ganz kahler Gerölſturz vielleicht 500 Fuß hoch jäh aus dem See auf, deſſen Rand das blitzende Gletſchereis umzog. Darüber ſah noch die Spitze des Schwarzhorns herein, die ihre Schatten in den ſpiegelnden See warf. Vor den Reiſenden lag ein einſames Haus zwiſchen Straße und See: ſie hatten die Höhe des Paſſes erreicht und ſtanden nun 7500′ hoch über dem Meeresſpiegel. Drüben ſenkte ſich

der Weg ſteil abwärts. Eine Ausſicht hatten ſie nicht. Nichts als kahle Felswände und ſtarre Schneegipfel, Geröll, Steine und Felſen!

Vor dem Eſſen machte Schaumberger noch einen Gang an den See und zeichnete die Umgebung. Unweit des Hauſes, in welchem die Reiſenden einkehrten, liegt noch ein zweiter See, der ganz anders gefärbt iſt. Während der erſte eine blaugrüne Farbe zeigt, iſt der zweite rein ſaftgrün.

Die Mahlzeit da droben auf eiſiger Bergeshöhe, in dem Zimmer, das nach dem See und dem Schwarzhorn zu liegt, blieb Schaumberger unvergeßlich. Die furchtbare Öde ringsum, die ſtarren toten Felsgipfel, das abenteuerliche Schwarzhorn, dazu das Heulen und Pfeifen des Windes, das Funkeln des Gletſchers: das alles fiel mit elementarer Gewalt in ſeine Poetenſeele. Ganz wunderſam berührte ihn auch das unbeſchreiblich ſchöne Grün des Sees, der, vom Winde leis bewegt, kleine Wellen ſchlug, deren Spitzen jedesmal aufglühten und förmlich blitzten und leuchteten in grünem Lichte. Wenn nun Millionen ſolcher Lichter und Blitze in immerwährender Bewegung aufzuckten und wieder verſchwanden, ſo gab das ein Schauſpiel, an dem ſich Schaumberger nicht ſatt ſehen konnte. Auch hierbei gedachte er der Braut. Er ſchrieb ſpäter: „Wie oft habe ich nach Dir geſeufzt, wie ward mir's da ſo eng ums Herz, daß ich das alles allein genießen mußte!“

Nach Tiſche ſchlich ſich Schaumberger von der Geſellſchaft weg. Er ſchritt die Straße hinab, um womöglich einen Blick ins Innthal zu gewinnen. Einſam war er nun und ganz allein. Totenſtille umgab ihn; nur der Wind heulte in einzelnen Stößen; der Bach rauſchte unter der Straße dahin; dann und wann klangen leiſe die Telegraphendrähte. Hier iſt das Thal viel enger als drüben; über eine Felswand hängt der Schwarzhorngletſcher herein. Wunderbar! Hier ward dem einſamen Wanderer erſt wohl, hier erſt fühlte er ſich im tiefſten Innern freudig erhoben. Wohl fehlte eine leiſe Wehmut nicht, aber ſie verſchwand vor der freudigen Empfindung. Hoch über ihm zog ein Adler über das Thal. Als er ihm nachſchaute,

fiel ſein Blick auf die im Sonnenlichte blitzenden Kapſeln an den Telegraphenſtangen. Das regte eine neue Gedankenreihe in ihm an:

„Wenn ſich jetzt droben vom Gletſcher ein Steinchen löſte, wäre ich verloren! Was iſt der Menſch gegen die ewige Natur und ihre Macht? Aber auch durch dieſe Wüſte hat das ſchwache Würmlein, der Menſch, ſeine feſten Wege gezogen! Was iſt die Menſchenſtimme gegen das Brüllen des Windes da oben, gegen den Donner einer Lawine? Aber des Menſchen Hand iſt es doch geweſen, die durch dieſe Wildnis den Zauberdraht ſchlang, durch welchen der Menſch Raum und Zeit überflügelt, den Zauberdraht, der im Nu ſeine Gedanken tauſende von Meilen weit trägt an Orte, wohin kein Donner der Berge mehr zu dringen vermag!“

Schaumberger ſchritt weiter abwärts und kletterte dann ſeitwärts in die Berge hinein. O, welche Pracht that ſich da mit einem Male vor ihm auf: das ganze Innthal in ſtundenweiter Ausdehnung lag vor ihm! Drüben blaue Berge, drunten ein grünes Thal, dazwiſchen das Silberband des Fluſſes und trauliche Dörfchen! Da ſaß Schaumberger lange, lange in ſelbſtvergeſſener Träumerei. Hätte Magdalene an ſeiner Seite geweilt, ſein Glück wäre vollkommen geweſen. So konnte er nur Blumen für ſie pflücken, Enzian und Vergißmeinnicht, die er ihr dann mit der Schilderung ſeiner Bergfahrt zuſandte.

Als Schaumberger zu der Geſellſchaft zurückkam, war er müde. Das Schwarzhorn überſchattete ſchon das ganze Thal; es ward empfindlich kühl auf der Berghöhe. Raſch wurde noch Kaffee getrunken, dann brach man auf. Im Galopp ging es den Berg hinab. Vier Stunden hatte die Fahrt aufwärts gedauert, in ¾ Stunden war die Heimfahrt beendet. Die Sonne verſchwand eben hinter dem Schiahorn, als die Bergfahrer heimkamen. Schaumberger wurde von argem Heimweh gequält, als er thalab fuhr; er mußte an ſich halten, um nichts merken zu laſſen. Nach der Rückkunft eilte er gleich auf ſein Zimmer, und ſiehe, da lag ein Brief von Magdalene. „So fand dieſer ſchöne Tag einen herrlichen Abſchluß.“ —

Anfang September verließ Schaumberger das bisher bewohnte Zimmer auf der Nordseite des „Schweizerhofes“. Hier war es doch für ihn zu ungesund bei den in Davos herrschenden scharfen, kalten Nordwinden. Oft genug waren ihm die Füße ganz erstarrt; obgleich er sich in Schlafrock, Shawl und Decke hüllte, wurde er kaum warm. Das neue Zimmer auf der Südseite des Hauses fand er reizend. Halbe Stunden lang stand er am Fenster und erquickte sich an der herrlichen Aussicht. Die Hauptsache blieb aber doch die Sonnenwärme, die ihm außerordentlich wohl that. Er schlief jetzt viel besser, und das Arbeiten war ihm eine Lust. Große Freude machte ihm die Thatsache, daß er in den letzten vier Wochen drei Pfund zugenommen hatte. Vorläufig beschloß er, noch den September und Oktober in Davos zu bleiben.

Am 4. September schrieb Schaumberger wieder einmal an Ferdinand Bauer: „Ich bin in diesen Tagen mit einer Erzählung fertig geworden, und sie soll nun hinaus in die Welt gehen; es ist die Geschichte vom Schreinersjohannes und Schreinersfrieder. Sie ist mir freilich nicht ganz recht — siehst Du, mein geliebter Freund, das ist das Elend dieser Welt! So lange Du Freude an einem Werke hast, steckst Du in der Mühe und Arbeit drinnen; ist es vollendet, so siehst Du lauter Mängel und Unvollkommenheiten, und alle Freude ist hin. Mich tröstet eben nur die reine Absicht und der redliche Wille. — — Wir beide leiden an demselben Schicksal oder glauben wenigstens, daran zu leiden — wir meinen beide, wir ständen nicht am richtigen Platze, wir hätten beide was Anderes, Größeres, Besseres werden müssen. Vielleicht haben wir recht — aber wir wollen uns in acht nehmen, daß diese Unzufriedenheit uns nicht gefährlich wird. Nicht jeder Mann kann ein großer Mann sein — aber ein rechter Mann muß jeder werden. Das wollen wir beide uns merken. Man kann auch im Kleinen ein ganzer Mann sein und Ganzes schaffen. Und sage selbst: Wer bestimmt den Stand der Welt? Immer die Kleinen! Je reiner, edler und besser diese sind, desto besser steht es auch in der Welt.“

Dieſe Ausſprache zeigt wieder den edlen Kern von Schaumbergers Weſen. In der Anſicht von der Bedeutung des Kleinen für das Weltganze berührt er ſich mit Adalbert Stifter, an den er auch zuweilen in gewiſſen Zügen ſeiner Dichtungen erinnert. —

Noch mehrere Ausflüge unternahm Schaumberger im September. Am 9. September beſtieg er den Davos-Kulm; den nächſten Vormittag wanderte er nach Frauenkirchen zum Gottesdienſte. Vier Tage ſpäter beſuchte er mit drei andren Kurgäſten das eingegangene Eiſenwerk Schmelzboden. Troſtlos ſtarrten hier die verfallenden Gebäude, die nackten Giebel in der ſchauerlichen Schlucht empor. Schaumberger ſchrieb der Braut: „Das wäre ſo recht der Schauplatz für einen Schauerroman; es gehört gar nicht viel Phantaſie dazu, hier eine Geſchichte auszuſinnen. Man braucht hier nur etwas Kommunismus, Internationale und Schleichhändlerei zuſammenzubringen und noch eine unſchuldig verfolgte Liebe, ſo iſt das Ding fertig — aber eben nur in Schmelzboden!“

Am 15. September beſtieg er mit einem Begleiter die Iſcharalp, öſtlich von Davos. Das war wieder ein Hochgenuß. Freilich war auch die Anſtrengung groß. Die beiden Wandrer ſtiegen 1¼ Stunde und ruhten nur einmal fünf Minuten aus. Oben war es herrlich! Wie auf einem Altan ſtanden die Zwei über dem Thale. Schaumberger verſuchte eine Zeichnung; doch wollte es ihm nicht gelingen, ein Bild der großartigen Rundſicht zu entwerfen.

In der Nacht vom 25. zum 26. September fiel in Davos der erſte Schnee. Eigentlich hatte Schaumberger um dieſe Zeit wieder daheim ſein wollen. Er mochte wohl oft daran denken; denn urplötzlich überkam ihn die Sehnſucht nach der Heimat ſo heiß und verzehrend, daß er nirgends Ruhe noch Raſt fand und ſich ganz verlaſſen und einſam im fremden Lande fühlte. Dazu kam, daß ſein Hals „wieder einmal ſeine Mucken hatte“ und ihm arg zu ſchaffen machte, ebenſo der nervöſe Kopfſchmerz, zum Überfluß auch noch Rheumatismus. Er war ganz und gar ans Zimmer gefeſſelt.

Draußen wurde unterdes alles weiß. Die Herden zogen von den Almen: ſtiller und ſtiller ward es auf den Fluren; immer tiefer rückte die Schneelinie an den Bergen herunter.

Am 6. Oktober unterſuchte ihn Doktor Unger zum vierten Male. Das Gewicht hatte nicht zugenommen, er wog nach wie vor 132 Pfund; aber auf dem Spirometer blies er 150° mehr, beinahe 3000° . Im linken oberen Lungenflügel war alles gut; an einer Stelle der linken Seite zeigte ſich Pleuritis: doch war dieſer kranke Fleck gegen früher kleiner geworden. In der rechten Lunge fand ſich noch eine böſe Stelle. Schaumberger war mit dem Reſultate der Unterſuchung umſomehr zufrieden, als er ſich in den letzten Wochen ſehr unwohl gefühlt und eine neue Erkrankung der Lunge befürchtet hatte. Auf völlige Geneſung wagte er nicht mehr zu hoffen; aber er glaubte doch, gekräftigt heimzukehren.

Faſt ſchien es, als ſollten die nächſten Wochen dieſe Hoffnung Lügen ſtrafen. Die Witterungsverhältniſſe des Oktobers geſtalteten ſich für die Davoſer Kurgäſte ſehr ungünſtig. Auch Schaumberger hatte empfindlich darunter zu leiden. Es kamen Rückfälle, mindeſtens Schwankungen, die einen ſehr niederſchlagenden Eindruck auf ihn ausübten. Am 17. Oktober ſchrieb er der Braut: „Ich könnte von vielen ſchlaflos durchrungenen Nächten erzählen, von vielen ſchweren Stunden. Meine Sorgen ſind groß, unſäglich groß, ſodaß ich mich oft wundere, daß es doch noch Stunden giebt, wo ich friſch und fröhlich ſein kann. Ich zitterte vor einer neuen Lungenblutung. Das Gefühl aber wiegen alle Schmerzen und Qualen der Welt nicht auf!“

Seit Ende September war ein Rückgang in ſeinem Zuſtande unverkennbar. Unter dieſen Verhältniſſen konnte er an ein Fortgehen nicht denken. Jetzt weggehen hieß: alle teuer erkauften Erfolge wiſſentlich zerſtören. Er wollte darum aushalten. Er hatte dann wenigſtens ſeine Pflicht gethan — was weiter kam, ſtand nicht in ſeiner Hand!

Am 21. Oktober trat eine Kriſis ein. Am Abende dieſes Tages konnte Schaumberger kaum mehr bleiben vor Schmerzen; er hatte ſtarkes Fieber und fühlte ſich entſetzlich elend. Er

fürchtete eine ſchwere Krankheit. Mit Schrecken bemerkte er am Abend, daß er einige Blutſtreifen auswarf. Doch kam das Blut nicht aus der Lunge, ſondern nur aus Hals und Naſe. Sein Hals war in einem Zuſtande, den er nicht beſchreiben konnte. Alles war verſchwollen; er konnte kaum Milch genießen; von Sprechen war keine Rede. Dazu peinigte den Kranken furchtbarer Huſtenreiz und entſetzlicher Kopfſchmerz. Am ſchrecklichſten war ihm das Alleinſein. Es war eine böſe Nacht! In dieſer Not dachte er: Biegen oder brechen! Anfangs hatte er unausgeſetzt inhaliert, abends dann zwei Gläſer heißen Grog getrunken, ein Handtuch in eiskaltes Waſſer getaucht und um den Hals gewunden. Hierauf legte er ſich ins Bett. Das wirkte. Er kam in ſanften Schweiß und fühlte ſich am Morgen bedeutend beſſer.

Nach Überwindung des ernſtlichen Anfalles ſtellte ſich bei Schaumberger wieder die natürliche Heiterkeit ſeines Temperaments ein. Er hatte abermals „Poſto gefaßt und ſich in ſeine neue Lage gefunden.“ Es ging immer ſo bei ihm: die Übergänge in einen neuen Zuſtand waren ſehr heftig. Als Beweis ſeiner Wiedererſtarkung meldete er der Braut, daß er bei der Kurgemeinde als Organiſt angeſtellt ſei — „leider ohne Gehalt!“

Um ſich die Langeweile bei ſchlechtem Wetter zu vertreiben, ſpielte Schaumberger oft nach Tiſche mit zwei Kurgäſten aus Chemnitz Skat. Wie es bei dieſem landläufigen Spiele üblich, „gerieten die Spieler alle Minuten aneinander.“ Es mag da mitunter heiß hergegangen ſein unter den drei reizbaren Patienten! Die Verlierenden rechneten ſich gegenſeitig gründlich die gemachten Fehler vor.

Ende Oktober wurde das Wetter wieder ſchön. Schaumberger fühlte ſich ſo friſch und munter, daß er jeden Morgen zur Schatzalm emporſtieg. Die Luft war mild und balſamiſch, dazu herrſchte ein Sonnenglanz, daß er's nicht ausſagen konnte! Er war viel im Freien. Heimweh, Sorge und Kummer wollten ihn zwar oft niederdrücken, „aber aus den irdiſchen Schranken rettete er ſich immer in das Reich der Ideale.“ Er arbeitete

fleißig an ſeinen Erzählungen. An Magdalene ſchrieb er: „Wie dankbar muß ich meinem Geſchicke ſein, daß mir dieſe kleine ſchöpferiſche Kraft verliehen iſt; ohne ſie würde ich dieſes Leben nicht ertragen. Aber ſo, Gott ſei Dank! habe ich ſtets ein Mittel, die unerträglich langen Stunden zu kürzen.“

Am 7. November erfolgte die fünfte Unterſuchung, mit deren Ergebnis der Doktor ſehr zufrieden war. Die Gewichtszunahme betrug zwei Pfund; auf dem Spirometer blies Schaumberger 265° mehr.

Mit ſeinen Tiſch- und Hotelgenoſſen ſtand Schaumberger jetzt auf ſehr gutem Fuße. Es waren da: ein ſchottiſcher Pfarrer mit ſeiner Frau, drei Chemnitzer und zwei Hanauer. Abends verſammelten ſich alle regelmäßig im Damenſalon. Mit einem Chemnitzer Kaufmanne muſizierte Schaumberger oft vierhändig; mit dem ſchottiſchen Pfarrer ſpielte er gern eine Partie Schach oder ruſſiſche Dame. Im Rauchzimmer wurde hierauf die Abendmilch getrunken; nach einer Partie Domino ging abends 9 Uhr jeder zur Ruhe.

Gar nicht wollte es dem an lebhafte Thätigkeit gewöhnten Schaumberger in den Sinn, daß er ſo wenig arbeiten durfte. Er rief aus: „Ich meine oft, es ſei nicht mehr auszuhalten. Es iſt ſchrecklich, ein ſolches Bummelleben ohne Zweck oder Ziel!“ Aber das ſah er doch jetzt ein, daß es im Winter am ſchönſten in Davos iſt. Die Sonne hat da eine Macht, von der man ſich im Tieflande kaum einen Begriff machen kann. Dazu kommt die erquickliche Luft, deren Wirkungen ganz unbeſchreiblich ſind.

Berg und Thal lag jetzt tief verhüllt im Schnee. Die Poſt beſtand nur noch ans zwei kleinen, offnen Schlitten. Wehe dem, der jetzt heimreiſen mußte! Die Kurgäſte vergnügten ſich mit Schlittenfahren; ſpäter ſollten auch noch die Freuden des Eislaufens dazukommen. Schaumberger that bei alledem nicht mit.

Wenn ſich die Dämmerung niederſenkte und die lange, lange Winternacht anbrach, dann erwachte bei ihm die Sehnſucht. Wie glücklich waren doch die Abende daheim im Pfarr-

hauſe! Er ſeufzte oft: „Deutſches Familienleben! Deutſche Hausmuſik! O, Du mein Pfarrhaus, meine traute Stube, mein Platz am Tiſche und in der Sophaecke, — und die Menſchen!“ Wie oft dachte er jetzt an Schillers Worte:

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit Euch wanderte, mit Euch ſchiffte!“

Am 11. November ſandte er der Braut die im 9. Bande unter Nro. 16 und 17 abgedruckten Gedichte mit einem Begleitſchreiben, in dem er u. a. ſagte: „Heute ſind meine Gaben arm und gering, aber ſie kommen mit meinen heißen Wünſchen aus treuem Herzen. Trage die Broſche zum Andenken an unſre Trennung! Sie iſt nicht koſtbar, aber ihr reines Weiß deutet ſinnig auf die Unſchuld und Herzensreinheit ihrer Trägerin. Das unſcheinbare Edelweiß iſt bei aller Dürftigkeit ein Zeichen der Beſtändigkeit; es ſagt in ſeiner Sprache dasſelbe, was das erſte Gedicht ſtammelt (‚Zu Lenchens Geburtstag‘). Ich hätte Dir gern einen Hymnus geſungen — aber wie ein ſchmerzliches Weh das Herz eines einſamen Bräutigams beklemmen kann, ſagt der ‚Nachtgruß‘!“

Wenn Schaumberger ſo abends auf ſeinem Sofa lag, kam bisweilen eine Angſt über ihn, eine Qual, vor der er ſich nicht retten konnte. Dann blieb ihm nichts übrig, als ſeine Lampe anzuzünden und zu arbeiten; „anders wurde er die böſen Geiſter nicht los.“

Das Wetter war jetzt ſo herrlich, daß Schaumberger zu der Überzeugung kam: kein Lungenkranker ſollte im Sommer kommen, ſondern nur im Winter. Wenn morgens 9 Uhr noch 9° Kälte herrſchten, ſtieg das Thermometer kurz darauf ganz rapid bis auf 10° Wärme; um 11 Uhr gingen die Kurgäſte bereits ohne Überrock ſpazieren. Trotzdem lag der Schnee fußhoch.

Der „Schweizerhof“ erwies ſich immer mehr als ein ausgezeichnetes Hotel. Die Dampfheizung bewährte ſich vortrefflich; Zimmer und Korridore waren ſtets gleichmäßig erwärmt. Schaumberger fand ſein jetziges Zimmer immer wieder herrlich.

Wenn der Kranke jetzt auf seinen Gesundheitszustand blickte, so mußte er sagen: es steht befriedigend. Er war seit seiner Anwesenheit in Davos vollständig fieberfrei geblieben, das war das Wichtigste; denn Fieber ist der Tod der Lungenkranken. Die Herzthätigkeit war gesunken und regelmäßiger, der Husten geringer geworden. Doch wechselte das. Im allgemeinen fühlte sich Schaumberger kräftiger und wohler; der Atem ging freier und langsamer. An Gewicht hatte er zwar nicht viel zugenommen, doch war er ja überhaupt nicht sehr abgefallen gewesen.

Trotzdem sah sich Schaumberger, wenn er den Grundprinzipien seines Wesens treu bleiben wollte, gerade jetzt vor eine folgenschwere Entscheidung gedrängt. Bei allem Vorwärtsschreiten seiner Genesung war ihm die Gewißheit unumstößlich geworden, daß er volle Gesundheit in Davos nicht finden würde. Nun kam ihm in seiner Gewissenhaftigkeit der Gedanke: Darf ich unter solch' veränderter Sachlage die Verlobung mit Magdalene noch aufrecht erhalten, die Verlobung, die doch mit unter der Voraussetzung geschlossen wurde, daß sich meine Gesundheitsverhältnisse bessern? Rasch entschlossen legte er seiner Braut die Entscheidung vor. Magdalene besann sich keinen Augenblick. Sie gab ihm ihr Jawort aufs neue, ja, sie willigte ein, ihn zu heiraten nach seiner Rückkehr von Davos. Sie hatte es nun einmal als ihre von Gott empfangene Mission erkannt, diesem Manne Stütze und Stab zu sein. Sein Jubel über diese Entscheidung war unermeßlich. —

Die 6. Untersuchung am 15. Dezember gab dem Patienten gleicherweise Ursache, fröhlich zu sein und mit Hoffnung in die Zukunft zu blicken. Während fast alle Kurgäste im letzten Monate einen Stillstand, wenn nicht gar einen Rückgang in ihrem Befinden merkten, hatte er einen „fröhlichen Fortgang" zu konstatieren. Er wog jetzt 135 Pfund und blies 3100°. Doktor Unger äußerte zu Schaumberger: „Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie eine solche Kur machen würden! Es ist ein ganz normaler Heilungsprozeß. Die Pleuritis ist

fort. Wenn die Heilung ſo fortſchreitet, werden Sie mit der Schneeſchmelze direkt in Ihre Heimat reiſen können.“ Das Letztere war für Schaumberger die erfreulichſte Mitteilung.

Nur in der rechten Lungenſpitze war noch nicht alles in Ordnung; in ihrer Nähe hatte ſich eine kleine Caverne gebildet; das ſollte aber nach des Doktors Verheißung auch noch in Ordnung kommen. Als Schaumberger fragte, ob er noch auf einige Jahre hoffen dürfte, ſagte der Doktor: „Unſinn! Wegen Ihrer Lunge können Sie 80 Jahre alt werden.“ Zum Abſchied meinte er: „Nun trinken Sie heute einen Extraſchoppen, Sie haben alle Urſache, ſich zu freuen!“ Schaumberger befolgte dieſen Rat und trank ſtatt des gewöhnlichen Veltliner Weines eine Flaſche Grumello.

Dieſe Mitteilungen waren das koſtbarſte Weihnachtsgeſchenk, das Schaumberger ſeiner Braut machen konnte. Er ſchrieb: „Freue Dich und preiſe mit mir die ewige Güte, die uns dieſe Freude beſchert hat! Ich ſage nicht, daß nun alles gut ſei, es kann ſich ja immer wieder zum Schlimmen wenden; aber die heutige Unterſuchung giebt wohl Urſache, fröhlich zu ſein und mit Hoffnung in die Zukunft zu blicken. Doch wollen wir immer demütig bleiben.“

Die ihm zum Geburtstage überſandten Geſchenke „erquickten ihn innig“. Die Augen gingen ihm über, als ſich ihm auch darin die reiche Liebe der Seinigen ſo thatſächlich vor Augen ſtellte.

Das Wetter war wieder ſo prachtvoll, daß Schaumberger ſeinen Nachmittagskaffee im Freien auf dem Balkon trinken konnte bei einer Wärme von 13 Grad, die allerdings nachts einer Kälte von 20 Grad Platz machte. Sein Befinden war denn auch ſo gut, er fühlte ſich ſo munter, daß er „nicht übel Luſt hätte, dann und wann ein wenig zu politiſieren.“ Er wünſchte: „Gott gebe, daß noch viele Tage kommen, ſo reich und ſchön wie die jetzigen.“

Sein Geburtstag verlief nicht ganz in der Stille. Die anderen Kurgäſte wußten darum. Am 14. Dezember früh 10 Uhr, als Schaumberger gerade an „Umſingen“ arbeitete,

kam eine Deputation auf ſein Zimmer und holte ihn in den Speiſeſaal herüber. Hier wurde ihm feierlich verkündet, daß heute mit zwei anderen zugleich auch ſein Geburtstag gefeiert werden ſolle. Auf dem Tiſche prangten: eine rieſige Torte mit den Namen der drei Geburtstagskinder, eine Cervelatwurſt und drei Flaſchen Rüdesheimer. Schaumberger trank von dem duftenden Rebenſafte mit wahrer Herzensfreude. Später brachte einer der Feſtgeber auch Champagner. Abends gab es Auſtern — für Schaumberger zum erſten Male. Der Braut geſtand er: „Es iſt aber nichts Beſonderes daran!“ Nach Tiſche wurde Punſch getrunken, der alle bald recht heiter ſtimmte. Schaumberger ſaß am Inſtrumente und komponierte Tänze, die ſo zündend wirkten, daß wirklich die Schwindſuchtskandidaten zu tanzen begannen, natürlich nur ſehr mäßig. Dann wurden Geſellſchaftsſpiele arrangiert, bei denen Schaumberger viel Herzweh auszuſtehen hatte; denn ſeine Gedanken wurden dadurch nach der Heimat gerichtet. Als er ſich ½11 Uhr ſtill wegſchleichen wollte, wurde er eingefangen und aufs ſtrengſte bewacht. Wohl oder übel mußte er nun auch Champagner mittrinken; alles Sträuben von ſeiner Seite war vergeblich. Wie angenagelt ſaß die Geſellſchaft bis 12 Uhr. Da wurden die Gläſer nochmals gefüllt; man gratulierte ihm zum Geburtstage und ſtieß auf ſein und Magdalenens Wohl an. Dann erſt begaben ſich alle zur Ruhe.

Der 15. Dezember, Schaumbergers Geburtstag, war ein klarer, ſonnenheller Tag. Schaumberger fühlte ſich im Herzen fröhlich und freudenreich; alle Sorgen und Kümmerniſſe waren aus ſeiner Seele geſchwunden; er wußte ja: „Du biſt mein und ich bin Dein!“ Er blickte zurück in ſein Leben und fand: „Bei viel Irrtum und Schwachheit habe ich mir doch wenigſtens ein reines Streben bewahrt, und ſchwere Fehler habe ich mir nicht vorzuwerfen. Wohl beklage ich, daß ich nicht bin, lange nicht bin, was Du von mir erwarteſt; wohl drücken mich die vielen Mängel und Fehler, die mir noch anhaften; aber ich blicke getroſt in die Zukunft. Es iſt mir ja wirklich auch nicht leicht geworden, ein reines, ſchönes Leben darzu-

ſtellen. Hätte ich Euch eher gefunden, hätte mir der herrliche Papa früher als väterlicher Freund zur Seite geſtanden, wer weiß, wie ganz anders ſich mein Leben geſtaltet haben würde. Es iſt gar ſo ſchwer, in großer Jugend ſich ſein Leben ſelbſtſtändig geſtalten zu müſſen.“

Das Weihnachtsfeſt, einſam in der Fremde verlebt, griff ihn ſehr an. Er war froh, als er den Tag überſtanden hatte. Wohl nahm er ſich feſt vor: „Du willſt Mann ſein!“ — aber er konnte doch nur bis zu einem gewiſſen Grade feſt bleiben. Seine Gedanken waren bei den Lieben daheim. Als Weihnachtsgeſchenk hatte ihm Magdalene eine Briefmappe mit Stickerei geſandt, dazu ihr Tagebuch. Das letztere nannte er ein „köſtliches Buch“. Es iſt zu bedauern, daß es, gleich den Briefen Magdalenens an den Bräutigam, für jetzt verſchloſſen bleiben ſoll.

Seinen eignen Weihnachtsabend ſchilderte Schaumberger der Braut noch am 25. Dezember: „Weihnachtsheiligabend! ſeufzte ich, als mich am Morgen das Knattern meines Ofens weckte. Sprach's, fuhr in meine ſehr zuſammengegangenen alten Hausſchuhe und in meinen Schlafrock und ſchlich hinaus auf den zweiten Korridor, mich auf der Douchetafel einzuſchreiben. Ich empfand: ein ſchwerer Tag ſtand mir bevor. Darum ſetzte ich mich friſch an die Arbeit und begann das 5. Kapitel von ‚Vater und Sohn‘ umzuarbeiten. Um 8 Uhr frühſtückte ich, um 9 Uhr mußte ich unter die Douche, um 10 Uhr ging es zum zweiten Frühſtücke. Da gab es viel anzuhören; denn es waren die Weihnachtsgaben angekommen. Ich ſchwieg fein ſtill! Dann ging es bei prachtvollem Wetter nach Dörfli, wo die Gäſte von 11—12 Uhr im Freien ſaßen. Ich mußte oft, oft aufatmen in dieſer ſonnenwarmen, maienhaften Luft, und bei der Pracht und Herrlichkeit ringsum wurde mir das Herz weit. Über Tiſche gab es eine ſehr angeregte Unterhaltung — über die Todesſtrafe. Dabei hielt ich mich wacker; überhaupt beginnt mein Mundwerk allmählich in Fluß zu kommen. Nach Tiſche ſaß ich auf dem Balkon bei einer Taſſe Kaffee, ſchmauchte eine Geburtstagszigarre und blickte träumend hinauf in den

tiefblauen Himmel. Dann wollte ich auf meinem Zimmer ſchlafen, aber ich kam nicht dazu; Dein Tagebuch, Deine Briefe, der ganze heutige Tag machte mich ſehr traurig. Aber ich wollte mich nicht ſolchen Gefühlen hingeben. So griff ich denn nach meiner Arbeit, und mit dem Gedanken: ‚Für mein Lenchen!‘ gings gar rüſtig vorwärts. Um 7 Uhr begab ich mich zu Tiſche. Auf der Treppe erhielt ich Deinen Brief. Nach dem Eſſen war im Speiſeſaal große Chriſtbeſcherung. Einen bis an die Decke reichenden Baum hatte man ſehr geſchmackvoll arrangiert. Als aber die herzigen, ſüßen Kinderchen in den Saal trippelten und nun ihre Freude losbrach, da ſchlich ich mich ſachte fort in den Damenſalon, ſetzte mich an das Pianino und ſpielte leiſe die lieben Weihnachtslieder und Choräle der Heimat; auch die von Papa geſcholtene Kantate eigner Kompoſition vergaß ich nicht. Da war ich ganz unter Euch! Ich hatte auch an Euren Veſpergottesdienſt gedacht und bei Tiſche im ſtillen auf euer Wohl getrunken. Als jetzt die Wehmut gar zu groß werden wollte, ſuchte ich Beethovens Sonaten hervor; in den herrlichen Tonſtücken fand ich das Gleichgewicht meiner Seele wieder. Darnach kam Frau Stahl, die Witwe des Hotelbeſitzers, und machte mir Vorwürfe, daß ich mich weggeſchlichen. Dabei kamen wir beide ins Plaudern und — — nun ja, wir weinten uns zuſammen aus. Nun mußte ich aber mit in den Speiſeſaal, wo die Geſellſchaft beim Weine ſaß und bald recht ausgelaſſen luſtig wurde. Mir ſchmeckte der Wein wie Eſſig, bald ſchlich ich mich fort — —.“

In den letzten Tagen des Jahres blickte Schaumberger noch einmal zurück auf ſeine Erlebniſſe. Da erfaßte ihn denn „eine gewiſſe ernſte Wehmut“. Eines der wichtigſten, glücklichſten und traurigſten Jahre ſeines Lebens ging zu Ende. Wenn er ſinnend überblickte, was das Schickſal ihm in den letzten zwölf Monaten gebracht, ſo konnte er freilich nicht anders, als die Hände falten und ſprechen: Der Herr hat alles wohlgemacht! Er erinnerte ſich all’ der Sorgen, Zweifel, Ängſte und Nöte, die er zu durchkämpfen hatte von den erſten Tagen an bis vor wenigen Wochen. „Die Kämpfe mit der Gemeinde,

ſein Geſundheitszuſtand, die Ungewißheit ſeiner Zukunft, ſein Abſchied von Magdalene und was noch alles folgte — es waren ſchwere Dinge!“

Aber eben: Fort damit! Freuen wollte er ſich ſeines Glückes; nicht mehr hinter ſich, ſondern friſch und fröhlich in die Zukunft wollte er blicken. Es kam aus vollem Herzen, wenn er ſchrieb: „Ich habe lange genug meiner Vergangenheit gelebt. Ach, ich bin ſo unſäglich glücklich, ſo friſch, ſo fröhlich und frei — ich kann es nicht ausſagen! Und das alles habe ich Dir zu danken!“

IX.

Sehnſucht nach der Heimat.

Das neue Jahr ließ ſich nicht günſtig an für die Davoſer Kranken. Schon in den erſten Tagen des Januars litt Schaumberger wieder an böſem Hals und furchtbarem Rheuma. Ein Senfpflaſter im Nacken befreite ihn von ſeinen Schmerzen.

Vierzehn Tage ſpäter herrſchte abermals ganz böſes Wetter. Alle Patienten litten darunter. Es kamen manchmal recht trübſelige Stimmungen über Schaumberger.

In dieſer Zeit hatte er eine längere Unterredung mit Doktor Unger über ſeine Zukunft. Für den Fall, daß bei Schaumberger eine Vernarbung der kranken Lunge einträte, hatte der Arzt nichts gegen ſeine Verheiratung einzuwenden. Er ſagte, Schaumberger würde ſich dann genau in ſeiner eignen Lage befinden. Streng abraten müſſe er aber, wenn die Vernarbung nicht in erwünſchter Weiſe vor ſich gehe. Vorläufig ſei abzuwarten, wie ſich die Krankheit bis zum Frühjahr geſtalte.

In der zweiten Hälfte des Januars brachte ein elementares Ereignis die Davoſer Kurgäſte in nicht geringe Aufregung. Am 22. Januar ſchlenderte Schaumberger müde und verdrießlich umher. Der Föhn, der ſeit Neujahr noch nicht wieder gewichen war, lag ihm ſchwer in den Gliedern. Dazu kam, daß er auf

11 Uhr zur Unterſuchung beſtellt war, und das machte ihm grade keine Freude. Es mochte gegen 12 Uhr ſein — die Unterſuchung war eben beendet, und der Doktor wollte ihm das Reſultat ſagen, als Frau Doktor Unger ins Zimmer rief: „Es brennt im Kurhaus!“ Schaumberger war ſo erſchrocken, daß er ſeine Kleider kaum zuſammenfinden konnte. Als er endlich aus dem Hauſe kam, ſah er vom Dache des Mittelbaues die hellen Flammen in die Höhe ſchlagen. Schon war ein großer Haufen von Menſchen zuſammengeſtrömt. Rufen, Schreien, Jammern und Klagen tönte bald wirr durcheinander. Doktor Unger, der eben aus dem Hauſe kam, rief Schaumberger zu: „Daß ſich Gott erbarm'! Gerade im Mittelbau liegt eine Dame im Sterben! Eilen Sie in den ‚Schweizerhof'; ſollte etwas paſſieren, ſo bleiben Sie ruhig!“ Noch herrſchte Windſtille. Erhob ſich aber der Thalwind, ſo war auch der „Schweizerhof“ ernſtlich gefährdet. Doch lag zum Glücke auf der Nordſeite des Daches ein wenig Schnee. Als ſich Schaumberger dem „Schweizerhof“ näherte, kamen die erſten flüchtenden Kurgäſte mit ihren geretteten Habſeligkeiten an. Es war ein trauriger Anblick, die armen Schwindſüchtigen herankeuchen zu ſehen, die bleichen, verfallenen Geſichter durch Angſt und Schreck entſtellt! Zwiſchen den Flüchtenden irrten jammernde Kinder herum, die ihre Eltern verloren hatten und ängſtlich nach ihnen riefen. Auf einem Lehnſtuhle, ganz in Tücher gehüllt, brachte man die todkranke Dame, die nur mit Mühe und Not aus dem Bette geriſſen worden war, nach dem „Schweizerhofe“.

Die Flammen loderten immer höher empor — ein ſchauerlicher Anblick! Um auf alle Fälle geſichert zu ſein, ging Schaumberger in ſein Zimmer und packte ſeine wertvollſten Sachen in den Koffer. Freilich mußte er manches zurücklaſſen, damit der Koffer nicht zu ſchwer wurde; denn im Notfalle durfte er auf fremde Hilfe nicht rechnen.

Drunten im „Schweizerhofe“ ſah es wüſt aus. Sämtliche Bewohner des Kurhauſes ſuchten hier Unterkommen. Es herrſchte ein Höllenlärm und eine heilloſe Verwirrung; kaum konnte man etwas zu eſſen erlangen. Um 3 Uhr ging der

ſüdliche Flügel des Kurhauſes in Flammen auf, um 6 Uhr abends war er niedergebrannt bis auf den Grund.

Schaumberger ſtand lange in dem Pavillon hinter dem Kurhauſe. Das ſchöne Haus war aufgegeben; es rührte ſich keine Hand mehr zu ſeiner Rettung. Stockwerk auf Stockwerk ſtürzte krachend zuſammen; nur die Umfaſſungsmauern blieben ſtehen. Nach 6 Uhr wendeten ſich die Flammen zum Mittelbau zurück; der ſchöne Speiſeſaal ward zuerſt zerſtört.

Das Durcheinander, das abends im „Schweizerhof“ herrſchte, war nicht zu beſchreiben. Nachdem aber der erſte Schreck überwunden war, fanden ſich bald alle in ihr Los. Sämtliche Kurgäſte waren gerettet; auch im übrigen war kein Menſchenleben zu beklagen. Selbſt von den Effekten war vieles in Sicherheit gebracht, andres wenigſtens den Flammen entrückt, wenn auch noch nicht wieder in die Hände der Beſitzer gelangt. Zwanzig Gäſte des abgebrannten Kurhauſes mußten zur Nacht im „Schweizerhofe“ untergebracht, vielleicht doppelt ſo viele geſpeiſt werden.

Natürlich ward die Nacht ſehr ſchlecht verbracht, und Schaumberger fühlte ſich am nächſten Morgen infolgedeſſen recht elend. Wie Blei lag ihm der Schreck und die Aufregung in den Gliedern. Sein alter Feind, der Föhn, erhob ſich obendrein wieder; da mußten denn die Nerven vollends zerrüttet werden.

Schon am Tage nach dem Brande wurden die Mauern des total eingeäſcherten Gebäudes abgetragen. Vor dem „Schweizerhofe“ lag ſämtliches Mobiliar des Kurhauſes angehäuft. Es herrſchte hier ein Treiben wie auf einem Jahrmarkte. Siebzig Kurgäſte wurden in der „Neuen Poſt“, im Rathauſe, im neueröffneten „Hotel Buol“ und im „Schweizerhof“ untergebracht. Anſtatt wie gewöhnlich zwanzig ſaßen heute fünfzig Gäſte im „Schweizerhofe“ zu Tiſche. In allen Gängen des Hotels lagen Koffer, Schachteln, Käſten, Bündel und andre herrenloſe Dinge angehäuft, die der Rekognoszierung harrten. Schaumberger mußte einmal faſt lachen, und doch war es auch wieder unendlich traurig: „im untern Gange ſtand

ein kleines Kinderwägelchen neben einem einzelnen Frauenſchuh, dem reizendſten Schuh, den er noch geſehen, ſo klein, ſo zierlich, ſo elegant; dabei blitzte die goldne Schnalle wahrhaft melancholiſch auf die vulgären Dinge, die ſich dicht daneben breit machten, als da waren: Stiefelknechte, Zigarrenkiſten, Schlittſchuhe und Unterhoſen, Hemden und Pelzkappen ꝛc.“ —

Die ſiebente Unterſuchung Schaumbergers fiel nicht ungünſtig aus. Der Vernarbungsprozeß der Lunge war eingetreten. Das Körpergewicht hatte allerdings um ein Pfund abgenommen; Schaumberger wog nur noch 136 Pfund. Der Patient rechnete auf einen glücklichen Fortgang der Geneſung; noch einige gute Monate mußten den Heilungsprozeß nahezu vollenden. Dann konnte er heiraten! Seine Gedanken waren immer daheim. Wiederſehensfreude erfüllte ſeine Seele ſchon im voraus. Aber ſie weckte ihm Heimweh! Wenn er des Morgens ſpazieren ging und wenn der ſtille Abend ſich niederſenkte, dann erwachten ſeine Schmerzen. Wie oft mußte er des Liedes gedenken: „Zu Straßburg auf der Schanz' da ging mein Trauern an!“ Er ſchrieb damals der Braut: „Wer nicht empfand, was Heimweh iſt, der kann es freilich nicht faſſen, nicht verſtehen; es läßt ſich nur mit einem Gefühle vergleichen: mit der Sehnſucht nach geliebten Toten!“ Er kam zu dem Reſultate: „Heimweh iſt ſchlimmer als — eine Caverne in der Lunge!“

Dem Doktor, zu welchem er unbegrenztes Vertrauen gefaßt hatte, ſagte er einmal, er habe vor einiger Zeit der Braut ſein Wort zurückgegeben, ſie aber wolle nicht von ihm laſſen. Da ging Unger ſtill ans Fenſter und ſah eine Weile hinaus. Dann gab er Schaumberger die Hand und ging haſtig fort, ohne ein Wort zu ſagen. Das tröſtete Schaumberger gar ſehr; es war ihm wieder ein Beweis, daß er und Magdalene auf dem rechten Wege ſeien.

Unangenehm berührten ihn dagegen einige Nachrichten aus der Heimat. Die Entſcheidung, daß kein zweiter Lehrer in Weißenbrunn angeſtellt werde, ſtürzte ihn „in ein Meer von neuen Sorgen“. Obgleich er das Auskämpfen ſchwerer

Stunden nunmehr gelernt haben ſollte, war ihm doch diesmal ſeine Einſamkeit faſt unerträglich. Doktor Unger tröſtete ihn und meinte im Hinblicke auf die bisherige günſtige Kur: „Warten Sie es ruhig ab; vielleicht können Sie die Stelle auch allein übernehmen.“ Seinen Wunſch in betreff eines zweiten Lehrers durchzuſetzen, dagegen hatte Schaumberger ſittliche Bedenken. Er ſagte ſich: Weißenbrunn würde noch lange mit einem Lehrer auskommen, nachdem ſich die Emſtadter ausgeſchult hatten. Durfte er nun ſeiner Perſon wegen der Gemeinde eine immerwährende Laſt aufbürden? Ein ihm befreundeter Profeſſor aus Lauſanne, „ein Mann von ſtrenger Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe“, dem er die Sache vortrug, ſagte: „Ja!“

Zu all' dieſen Sorgen in betreff ſeiner Zukunft kam, daß ihm der Erfolg ſeiner Kur wieder einmal zweifelhaft geworden war. Kurze Zeit vorher war er mit einem Engländer, der bisher eine ausgezeichnete Kur gemacht, auf der Schatzalm geweſen; andern Tags bekam derſelbe einen Blutſturz, darauf noch zwei. Ein andrer Engländer, der ſich beim Brande zu ſehr angeſtrengt hatte, lag ebenfalls auf den Tod darnieder. Konnte es Schaumberger nicht ähnlich ergehen? Faſt verzweifelnd rief er aus: „O, wäre ich doch daheim!“ Doch tröſtete er ſich immer wieder: „Zuletzt ſteht unſer Geſchick in hoher Hand!“ Um den quälenden Sorgen zu entgehen, die ihn „anfielen mit ſcharfem Zahn“, vergrub er ſich in ſeine Arbeiten; er ſchrieb fleißig weiter an „Vater und Sohn“.

In dieſe für Schaumberger ſo ſorgenvolle und traurige Zeit fiel der vierte Geburtstag ſeines Kindes. Er ſandte dem Kleinen die herzlichſten Glückwünſche. Es war ein ſchwerer, ſchwerer Tag für ihn; in Gedanken war er daheim, bei Karl, bei Klara. Der Braut ſchüttete er ſein kummervolles Herz aus: „Was ich an dieſem Tage vor vier Jahren erlebt, empfunden und gelitten, läßt ſich nicht ſagen — auch darüber hinweg! Gott ſegne mein Kind! Und ſollte mir nicht vergönnt ſein, ihm zu werden, was ich damals in der Stunde ſeiner Geburt gelobte, o, ſo möge ihm Gott barmherzige Seelen

ſenden, die ihm helfen, ein rechter Mann zu werden, die ihm die Liebe der Eltern erſetzen. Ach, mein Herz iſt ſehr bekümmert!“ Er konnte kaum weiter ſchreiben. Man kann's ihm nachfühlen, wenn er ſagt: „Es iſt ſchwer, zu ſchreiben bei übervollem Herzen, wenn einem die Trübſalswaſſer bis an den Hals gehen.“

Hätte er nicht ſeine Arbeit an „Vater und Sohn“ gehabt, er wäre längſt heimgereiſt. So aber fand er im Dichten eine Erholung, bei der er Leid und Sorgen vergeſſen konnte. Zwei Tage ſpäter war er aber immer noch mit ſeinen Gedanken daheim. Ach, er liebte ſein Kind unausſprechlich — und war fern von ihm nun ſchon ſeit acht Monaten! Aufs neue erfaßte ihn die Sehnſucht mit aller Macht. Wie mochte es der Braut gehen? Wie ſeinem Knaben? Manchmal kam ihm ſein ganzes Leben vor wie ein Traum. Er rief aus: „Habe ich denn jemals das Wort „Vater“ von ſüßen Kindeslippen gehört? Habe ich denn jemals eine aufknoſpende Menſchenblüte als mein Kind ans Herz drücken können?“ Er fühlte ſich ſo verlaſſen, ſo einſam, ſo losgetrennt von allem, aber auch allem, was ihm früher das Höchſte war; einen Tag nach dem andern lebte er leer dahin, daß er ſich oft fragen mußte: „Bin ich denn ich? Was iſt denn nun Wirklichkeit: die Vergangenheit oder die Gegenwart?“ Dann kam immer tiefe Wehmut über ihn. Er bekannte: „Trennung iſt fürwahr auch ein Tod und ein ſchmerzlicherer, weil bewußter. Und wenn nicht der Glaube an die Beſtändigkeit der Liebe und Treue im Herzen wohnte, wenn ich nicht frühe gelernt hätte, den Geiſt, ſeine Kraft und ſein Wirken für das Höchſte zu achten, ſo würde ich oft verzweifeln.“

Je länger deſto mehr empfand er dieſes Leben als einen unerträglichen Zuſtand. Mitten unter Menſchen ſah er ſich allein. Wohl fehlte es ihm nicht an Teilnahme und Wohlwollen; aber die rückhaltloſe Hingabe des ganzen Menſchen, die nun einmal ſein Lebenselement war, wurde in Davos unmöglich, weil ſie nicht die von ihm gewünſchte Erwiderung gefunden hätte. Schaumberger rief aus: „Wir alle, die wir

hier leben, ſind ſchreckliche Egoiſten! Man nähert ſich und ſchließt ſich an, ſoweit es bequem und angenehm iſt, aber weiter durchaus nicht. Ach, und das macht das Herz ſo öde und leer! Wie oft ſeufze ich: Ach, ich bin des Treibens müde!“ —

Das Wetter, dieſer Hauptfaktor im Davoſer Kurleben, wurde nicht beſſer, ſondern eher ſchlechter. Seit zwei Monaten herrſchte nun ſchon der ſchreckliche Föhn. Schaumbergers körperliches Befinden war, wie das aller Kurgäſte, gar nicht zufriedenſtellend. Mittags herrſchte oft eine Wärme von 18—20° . Der Schnee taute faſt weg. Das war für Davos ein unerhörtes Ereignis. Die bloßliegenden Halden ſandten eine Menge Waſſerdampf in die Luft, und dieſe feuchte Atmoſphäre wurde für die kranken Lungen gradezu Gift. Schaumberger mußte Gott danken, daß bis jetzt bei ihm noch keine Blutung eingetreten war.

Er ſuchte ſich zu zerſtreuen, ſo gut es gehen wollte. So wohnte er z. B. einer ſchweizeriſchen Lehrerverſammlung in Dörfli bei. Seine muſikaliſchen Fertigkeiten widmete er dem Konzerte, das zum beſten der Diakoniſſinnen im „Schweizerhofe“ veranſtaltet wurde. Dasſelbe verlief denn auch ſehr hübſch. Schaumberger wunderte ſich ſelbſt über ſeine Ruhe beim Vortrage, „da doch das Achthändigſpielen keine angenehme Sache war.“ Die Jubelouverture von Weber, von vier Klavierſpielern exekutiert, hatte ſchon bei der Probe Schaumberger ſelbſt tief ergriffen. Mit ſeinem Violinſolo hatte er nach ſeiner Anſicht — „wie gewöhnlich!“ — Unglück. Nach dem erſten Striche fand er den Bogen zu ſchwach geſpannt — eine große Kalamität! Zugleich merkte er, wie ſich ſeine Violine verſtimmte — das war noch ſchlimmer! Dreimal mußte er die E-Saite nachziehen. Im Zorne geigte er drauf los, und man ſagte, er habe allgemeinen Beifall gefunden. Von der Verſtimmung hatte wenigſtens niemand etwas bemerkt. Die Jubelouverture machte ſich prachtvoll; er ſelber dachte noch ſpäter mit Vergnügen an dieſes Muſikſtück. Der Reinertrag des Konzertes betrug 339 Fr.; ein früher abge-

haltener Bazar hatte für den gleichen Zweck 1300 Fr. ergeben. —

Nach und nach gelangte Schaumberger in Bezug auf die Weißenbrunner Schulgeſchichte zu innerer Ruhe und Klarheit. Er ſah jetzt ein: Iſt die Not am größten, ſo iſt Gottes Hilfe am nächſten! Immerhin empfand er ſein Los als ein hartes. „Bis zum letzten Augenblick türmten ſich neue, ungeahnte Hinderniſſe vor ſeinem Lebensglücke auf, und ſeine Lage war ſo, daß er nicht mutvoll darüber hinwegſehen konnte.“ Wenn er „auf den Namen eines ehrlichen Mannes Anſpruch machen wollte“, mußte er erneut zu ſeiner Braut ſagen: „Bedenke, Kind, was Du thuſt: prüfe Dich, ob Du auch alle möglichen Folgen ertragen kannſt!“

Nie empfand er das Alleinſtehen ſo fürchterlich als in dieſen Tagen. Den 18. Februar, Klaras Todestag, wird er nie vergeſſen können! Zum erſten Male hatte er ihn allein, ganz allein zu tragen. Die Schatten, welche die Vergangenheit in ſein Leben warf, ließen ihn auch vor ſeiner Zukunft zittern, die ihm noch nie ſo dunkel erſchien. Es war weſentlich Sorge um die Braut und ſein Kind, was ihn ſo niederdrückte.

Sein Hals erkrankte aufs neue und zwar „ſehr, ſehr bös“. Zum Unglück fiel in dieſen an und für ſich ſchon ſchlimmen Zuſtand eine neue Aufregung hinein. Am 23. Februar, abends ½10 Uhr, als das Abendeſſen eben vorbei war und Schaumberger gerade die „Augsburger Allgemeine“ ſtudierte, erhellte plötzlich ein ſeltſam rotes Licht den Saal. Die Gäſte ſprangen auf und ſahen die lichten Flammen hinter der Kirche gen Himmel ſchlagen. Diesmal brannte es im Platz. Es war ein furchtbar ſchöner Anblick: der hohe Turm ſtand in einem Flammenmeere, und der Funkenregen wirbelte hoch über ſeine Spitze hinaus. Die feurigen Wolken hüllten den hohen Bau oft gänzlich ein. Schauerlich wimmerte die Sturmglocke von oben herab. Mit Herzklopfen erwarteten alle, die Flammen an der ſchlanken Turmſpitze emporzüngeln zu ſehen. Das Schlimmſte war der heftige Föhn, der ſich erhob und Funken und Feuerbrände gerade auf den „Schweizerhof“ zutrieb. Fing die Kirche

Feuer, dann war ganz Davos-Platz verloren und die Gäste mit. Das Kirchendach rauchte bereits in ſeiner ganzen Länge. Zum dritten Male ſeit ſeiner Anweſenheit in Davos ging Schaumberger in ſein Zimmer, um ſich auf die ſchlimmſte Eventualität vorzubereiten. Er konnte dort den kleinſten Druck beim Feuerſcheine leſen. Seine Hände zitterten vor Aufregung, als er ſeine Manuſkripte und Magdalenens Briefe zuſammenpackte.

Den vereinten Anſtrengungen der Hilfeleiſtenden gelang es endlich, das bereits an mehreren Stellen brennende Kirchendach zu löſchen. Gegen 12 Uhr legte ſich der Föhn, und damit war die Gefahr glücklich beſeitigt. Todmüde ſuchte Schaumberger ſein Lager auf. Er ſchrieb am nächſten Tage der Braut: „Wahrhaftig, man bekommt den Aufenthalt hier recht herzlich ſatt!“

In den trüben Tagen ſchweren Leidens bereitete ihm die Wirtin des „Schweizerhofes“, Frau Stahl, und ihre Schweſter manche Erquickung. Er wollte ſich auf ſeine Art dafür dankbar erweiſen und bat Magdalene für die beiden Damen um eine Abſchrift zweier Lieder, die ſie mit beſonderer Vorliebe ſich von ihm vorſpielen ließen.

Die achte Unterſuchung am 4. März lieferte nicht das günſtige Reſultat wie die früheren. Selbſt der Doktor war nicht ſo recht zufrieden. Eine Verſchlimmerung war zwar noch nicht eingetreten, denn Schaumberger blies auf dem Spirometer trotz ſeines noch immer nicht ganz guten Halſes wieder 3100; aber er huſtete wieder mehr. Das Allgemeinbefinden war nur leidlich. Von übermäßigem Arbeiten konnte der Rückgang nicht kommen. Schaumberger arbeitete morgens nur von 7—9, nachmittags von 4—7 Uhr. „Weniger kann man doch gewiß nicht thun“, war ſeine Anſicht.

Der Doktor verlangte, Schaumberger ſolle unter allen Umſtänden noch bis zum Herbſt in Davos bleiben. Da Schaumberger das rundweg abſchlug, kamen beide zu einer längeren Auseinanderſetzung. Der Doktor erklärte: Eine ungeteilte Schule mit über fünfzig Kindern könne Schaumberger nicht übernehmen; „das ſei Mord für ihn“; ſonſt würde er aber

ganz gut ſeinen Beruf wieder aufnehmen und ohne Gefahr fortſetzen dürfen. Schaumberger fragte, ob er ſich nicht um einen Bureaudienſt bewerben ſolle? Darauf meinte Unger: „Ein ſolcher Dienſt iſt noch ſchlimmer als ein Schuldienſt.“ Zuletzt kamen ſie aufs Heiraten. Da ſagte Unger: „Gehen Sie, wenn Sie einmal nicht hier bleiben können, getroſt Ende April heim, und heiraten Sie, wenn Ihre Braut damit einverſtanden iſt. Ich war noch viel kränker als Sie, da ich mich vermählte. Für Sie kann es nur von Vorteil ſein; Sie werden gemütlich ruhiger und haben weniger Sorgen — ich weiß das! Alſo getroſt heim und in Gottes Namen geheiratet!“

Schaumberger bat Magdalene, ſich nicht zu beunruhigen über dieſe nicht ganz günſtigen Nachrichten. Er tröſtete ſie: „Ich ſehe gar wohl aus, bin auch ganz munter; — wenn nur der dumme Huſten nicht wäre!“ Doch war es ihm wohl ſelbſt nicht recht geheuer, wenn er ſeinen Zuſtand überdachte.

Das fortdauernd ungünſtige Wetter brachte Schaumbergers Geſundheit noch mehr herab. Seine Geduld und ſein Mut wurden auf eine harte, ſchwere Probe geſtellt. Sein Hals verſchlimmerte ſich am 7. März in bedenklichſter Weiſe. Trotz alles Gurgelns und Inhalierens wuchs das Übel ſo rapid, daß Schaumberger ſchon am Abend vor Schmerzen faſt nicht bleiben und weder ſchlingen noch ſprechen konnte. Am meiſten ängſtigte ihn das gänzliche Verfallen der Stimme. Mit ſchwerem Herzen begab er ſich zu Bett. War das eine Nacht! Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich von Stunde zu Stunde. Das Atmen wurde ſchon mehr ein Röcheln; die Schmerzen, die er litt, waren unſagbar! Als der Doktor Schaumbergers Stimme hörte, fuhr er entſetzt zurück und rief: „Großer Gott, was iſt das?“ Man kann ſich denken, wie das auf den Kranken wirkte. Die Kurvorſchrift lautete: „Kalte Umſchläge, alle zwei Stunden inhalieren!“ Gewiſſenhaft befolgte Schaumberger alles; aber es ward ſchlimmer und ſchlimmer mit ihm. Am zweiten Abende konnte er nicht einmal mehr Waſſer trinken, weil es zum Huſten reizte. Aus demſelben Grunde mußte auch das Inhalieren und Gurgeln aufhören. Nun wurde

Senfteig der allerſchärfſten Art 25 Minuten lang um den Kehlkopf gelegt; indes zeigte ſich auch nicht eine Spur von Beſſerung. In der Nacht vom 8. zum 9. März fürchtete Schaumberger allen Ernſtes, zu erſticken. Und dabei war er allein! Es waren fürchterliche Stunden für ihn.

Den nächſten Morgen kam der Doktor, ſetzte ſich an das Bett des Leidenden und ſagte traurig: „Was ſoll ich's verhehlen? Ich habe die ſchwerſten Beſorgniſſe. Machen Sie ſich gefaßt, in zwei bis drei Tagen reiſen zu müſſen. Die Davoſer Luft taugt nicht für Ihren Hals.“

Man kann ſich den Jammer Schaumbergers denken. „Er legte ſeinen Kopf auf die Arme und wünſchte ſich Ruhe, nichts als Ruhe.“

Um 12 Uhr raffte ſich der Leidende auf und ſchlich zum Doktor. Ach, es war ein ſo wonniger Frühlingstag, und er mußte ſo elend ſein! Da meinte er doch, der Kopf müſſe ihm zerſpringen vor Jammer. Der Doktor, „der ſich wirklich als ein aufopfernder Freund zeigte“, unterſuchte wohl eine halbe Stunde lang mit den Kehlkopfſpiegeln den wunden Hals. Schaumberger ſchrieb der Braut darüber: „Ich will nicht klagen, und ich glaube nicht, daß ich zuckte; aber dieſe halbe Stunde werde ich ſo leicht nicht vergeſſen!“

Das Reſultat war ſchlimm genug. Die ganze Rachenhöhle zeigte ſich furchtbar entzündet, das linke Stimmband aufgelockert und ebenfalls heftig entzündet. Die Entzündung war ſo ſtark, daß der Doktor gar nicht einmal wagte, ein gewaltſames Mittel anzuwenden, um den unerträglichen Reiz nicht noch mehr zu vergrößern. Schaumberger ſchrieb: „So ſtand ich denn da — hilflos und verlaſſen, und mein einziger Troſt war: wenn es in vier bis fünf Tagen ſich nicht beſſert — heimreiſen und eine Kur in Ems gebrauchen — als letztes Mittel!“

Schon manche bittre Stunde hatte Schaumberger über ſich ergehen laſſen; aber diesmal, als er heimkam und auf ſeinem Zimmer allein war, brach er doch faſt zuſammen. Er hatte furchtbare körperliche Schmerzen zu erdulden und war nicht

unempfindlich dagegen — aber größer noch war der Kummer ſeiner Seele.

Und es ward nicht beſſer; die Schmerzen nahmen fortwährend zu. Seine Stimme war längſt nur ein bloßes Ziſchen. Am Nachmittag kam der Doktor wieder. Als Schaumberger fragte, was er nach Hauſe ſchreiben ſolle, ſagte der wackere Mann: „Schreiben Sie die Wahrheit; ich kenne keinen andern Rat!“

Zuletzt konnte Schaumberger faſt nichts mehr genießen, als rohe Eier. Bei ſeinem ſchrecklichen Durſte durfte er nicht einmal Waſſer oder Milch trinken; nur feſte Speiſen konnte er ohne Huſtenreiz hinabwürgen. Aber auch dann brachten ihn die Schmerzen faſt zum Wahnſinn.

Am Sonntag fühlte er ſich ein klein wenig wohler; er aß an der Tafel mit. Als der Doktor ihn unterſuchte, ergab die Thermometermeſſung 38,$_2^0$ C. Blutwärme, alſo Fieber. Fieber aber hatte er bereits in Davos als gefährlichſten Feind kennen gelernt, weil es die Kräfte ſo furchtbar raſch aufreibt.

Trotz Jammer und Aufregung war die letzte Nacht erträglich. Der Hals hatte ſich etwas gebeſſert. Nun ſprach der Doktor wieder vom Dableiben. Schaumberger fühlte ſich recht matt und fürchtete das Fieber. Leider war jetzt auch die gefürchtete Schneeſchmelze ganz unerwartet eingetreten. Schaumberger beſchloß: „Sowie die erſten Kurgäſte abreiſen und mein Hals es erlaubt, gehe auch ich heim; ich laſſe mich nicht mehr halten!“

Er fand es überaus traurig, jetzt, am Ende eines ſo langen Aufenthalts, dieſen Rückgang erleben zu müſſen. Zum Troſte konnte er ſich ſagen, daß die Lunge bis jetzt noch ganz frei war. Der Doktor ſprach gegen andere Kurgäſte darüber: Schaumbergers Erkranken ſei ihm ſchrecklich, da er in der Lunge ganz außerordentliche Reſultate erzielt habe, da dort der Vernarbungsprozeß vollſtändig eingetreten ſei.

Ein weiterer Troſt war es dem Kranken, daß der Arzt und ſämtliche Kurgäſte ihm unaufgefordert das Zeugnis gaben, er habe alle Vorſchriften der Kur im genaueſten beobachtet,

ihn könne auch nicht der leiſeſte Vorwurf einer Selbſtverſchuldung treffen.

Am ſchrecklichſten war ihm bei ſeinem Leiden der Gedanke: „Warum muß ich nur ſtets Kummer und Leid über alle bringen, die mich lieben?“ Magdalenens Thränen brannten ihm ſchon im voraus auf der Seele; ihr Herzeleid brachte ihn faſt zur Verzweiflung.

Für ſich hatte er bald die richtige Anſchauung gefunden. In echt chriſtlicher Ergebung ſchrieb er: „Ich habe ſchwer gekämpft; aber ich bin demütig geworden und habe mich und mein Geſchick einem höheren Willen anheimgeſtellt. Gott, wie Du willſt, ſo ſchick's mit mir! Es iſt dies kein Verzagen, aber ein Aufgeben des inneren Ringens. Ich ſehnte mich nach Ruhe, und ſo habe ich ſie gefunden.“ In dieſer ſchweren Zeit der bittren Leibes- und Seelennot waren dem Kranken die „Morgenglocken“ Bagges ein großer Troſt; aus dieſen frommen Betrachtungen ſchöpfte er Beruhigung.

Doch blieb der Kummer um Magdalene und die Sorge um ſein Kind „der nie ruhende Wurm, der Tag und Nacht an ſeiner Seele nagte“. Bekümmert rief er aus: „Ach, ſo groß meine Liebe, ſo groß iſt auch mein Leid!“

Er bat Magdalene, auch ihrerſeits dem edlen Doktor Unger Dank zu ſagen, der ſich aufs neue große Verdienſte um ihn erworben. Auch ſonſt noch hatte Schaumberger viel aufrichtige Liebe und herzliche Teilnahme erfahren.

Nach langem Leiden trat endlich eine Wendung zum Beſſeren ein. Das Fieber verſchwand; auch im Halſe ſah es tröſtlicher aus. Die Unterſuchung mit dem Kehlkopfſpiegel zeigte die Entzündung geringer, aber doch immer noch ſchlimm genug. Die Heiſerkeit wollte nicht weichen. Als ein Zeichen der Beſſerung empfand Schaumberger die wiederkehrende Luſt zum Arbeiten. Begreiflicherweiſe wurde er aber vom Doktor in ſcharfer Zucht gehalten; das Sprechen war ihm ganz verboten.

Das drückte ihn wieder ſehr. Er kam ſich oft ſo einſam, ſo verlaſſen vor, als ſei er ganz und gar ausgeſtoßen aus

der Welt. Beſonders morgens und abends überfiel ihn ſtets eine unnennbare Angſt. Immer dringender rief es aus dem tiefſten Innern ſeiner Seele: „Ich möchte heim!“

Der Doktor verſicherte ihm auf ſein Gewiſſen, daß ſein Leiden nichts mit der Lunge zu thun habe. Er ſprach auch die Hoffnung aus, daß ſich die Entzündung des Halſes zurückbilden könne. Über die Zeit gab er freilich nichts an. Leider mußte er konſtatieren, daß die Heiſerkeit noch nicht im geringſten gewichen war. Er verhehlte nicht, daß er in betreff des Halſes ſehr in Sorgen geweſen ſei.

Schaumberger kam aus ſeiner trüben Stimmung nicht heraus; von Tag zu Tage wurde ihm ſeine Lage unerträglicher. Immer wieder rief er klagend aus: „Warum, o warum muß ich Dir und allen Lieben ſolche Schmerzen bereiten? Ja, warum? Wer löſt uns das ewige Rätſel? Wer enthüllt uns die geheimen Fäden, von denen Lenkung und Leitung unſrer Geſchicke abhängt? Ach, obgleich ich nicht zu denken vermag, was aus meinem Kinde hätte werden ſollen ohne Dich, ſo klage ich mich doch oft hart an, daß ich Dich in mein dunkles Los verflochten habe!“

Der Arzt wollte den Kranken nun nicht weglaſſen. Aber da in der letzten Woche die meiſten Bekannten Schaumbergers nach Lugano abreiſten und er ſich nun ganz allein ſah, ertrug er das Leben in Davos nicht mehr. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er ſchrieb der Braut: „In Gottes Namen will auch ich heimreiſen. Ich habe das Meinige gethan; das Weitere ſteht in Gottes Hand. Habe ich auch nicht erreicht, was ich hoffte, ſo muß eben auch das geringere Reſultat genügen und die Hoffnung ſtärken, daß der Sommer die begonnene Ausheilung der Lunge vollenden werde.“

Nach langer Zeit unternahm er zum erſten Male wieder bei herrlichem Wetter einen Spaziergang. Auf demſelben floſſen ihm die wenigen Verſe zu, die im 9. Bande ſeiner Werke unter Nro. 13 ſtehen. Doch iſt der fünfte Vers im Drucke, vielleicht nach einer zweiten Niederſchrift Schaumbergers, ver-

ändert. Wie er ihn in einem Briefe der Braut zusandte, lautete er:

„Allein und einsam wandern
Muß ich durch fremde Flur,
Und wenn sich freu'n die andern,
Bleibt mir mein Kummer nur."

Die graue Dämmerung, die nun schon seit drei Tagen statt des belebenden Sonnenlichtes Davos umfing, dünkte dem Leidenden ein Bild seines eignen Zustandes. Auch sein Leben war ja „ein trübes, traumhaftes Hindämmern, ohne Hoffnung, ohne Freude, ohne Thatenlust." Nur Ruhe! — das war sein einziges Sehnen.

Die fürchterlichen Schmerzen im Halse waren verschwunden, aber der Husten blieb Dann und wann stellten sich jetzt auch Brustschmerzen ein. Das war dem Kranken ein böses Zeichen. Andern ging es nicht besser als ihm; überall ertönten Klagen und Verzweiflungsrufe. Das Endergebnis aller Betrachtungen Schaumbergers war das resignierte Wort: „Rauch ist alles irdische Wesen!"

Den ganzen Tag mußte der Kranke allein sein; er durfte nicht in Gesellschaft, um nicht zum Sprechen verleitet zu werden. Er hatte auch keine Freude am Arbeiten mehr, und das war ihm das ärgste Übel. Einen Brief an Magdalene unterzeichnete er: „Heinrich Lazarus II."

Wenn es nicht besser wurde, so war gar nicht daran zu denken, daß er am 1. Mai die Schule antreten konnte. Das war ein Quell neuer Sorgen für ihn. Was sollte nun mit ihm werden? Seine Existenz hing in der Luft. Er meinte oft, der Kopf müsse ihm zerspringen vor lauter Sinnen und Denken — und es gab Stunden, wo er ganz trostlos war. Er rief aus: „O, Resignation ist an sich schwer, aber in meiner Lage ist sie Höllenpein!"

Er bereute jetzt bitter, nicht schon zu Weihnachten heimgegangen zu sein. Damals war er fast gesund, damals fühlte er sich so frisch und munter, wie seit Jahren nicht — und jetzt? Es war zum Verzweifeln! Wer konnte aber auch ahnen,

daß das neue Jahr ſo ſchlimm verlaufen würde? Immer wieder dachte er bei allem Leid zumeiſt an Magdalene. Aus tiefſter Seele, aus der Fülle ſeiner ganzen Liebe kam ihm das Wort: „Gott ſtärke Dich, Du arme Braut!“

Unterdeſſen wurde es mit dem kranken Halſe etwas beſſer; es trat eine Rückbildung der Entzündung ein. Der Doktor hoffte auf Wiederherſtellung der Stimme noch vor Schaumbergers Heimkehr. Um keinen Preis durfte der Patient jetzt fort. Acht Tage wollte er auch noch zugeben, aber keinen Tag mehr. Am 2. April gedachte er abzureiſen.

Das Herz war ihm ſchwer und oft voll Angſt. Wie wird ihn Magdalene aufnehmen? Sie und die Eltern? Es gab nur einen Troſt für ihn — Arbeit!

Oft fuhr ihm der Gedanke wie ein Stich durchs Herz, daß er als kranker Mann heimkehrte. Auch ſonſt war noch vielerlei, was ſich ihm wie Zentnerlaſt auf die Seele legen wollte. Doch hatte er gelernt, auch da noch auf einen Ausweg zu hoffen, wo menſchliche Ratſchlüſſe eitel erſchienen.

Die Stimme war mittlerweile wenigſtens wieder vernehmlich geworden, und das Sprechen koſtete ihn nicht mehr ſo furchtbare Anſtrengung wie ſeither. Die Hauptſache war, daß ſich Schaumberger wieder friſcher fühlte, daß ſogar die Luſt zur Arbeit wieder zurückkehrte.

Endlich gab der Doktor die Erlaubnis zur Abreiſe, freilich ungern genug. Schaumberger konnte es in Davos nicht mehr aushalten; „er würde bei längerem Bleiben ganz beſtimmt wieder ernſtlich erkrankt ſein, ſo groß war ſeine Unruhe.“ Sehr angenehm war es ihm, bis Lichtenfels mit einem Herrn aus Zwickau reiſen zu können.

So fuhr er denn am 2. April 1872 von Davos ab, am 3. von Lindau; am 4. April, nachmittags 2 Uhr, traf er in Coburg ein, wo ihn Magdalene und Eliſe Bagge am Bahnhofe erwarteten.

X.

Blicke in Schaumbergers Seele.

Zwei Mächte waren es, die dem ſchwer leidenden Schaumberger immer wieder Mut und Kraft in die Seele goſſen, die ihm eine unvergleichliche Elaſtizität des Geiſtes verliehen, ſo oft auch die Bitterniſſe des Lebens ihn niederdrücken wollten: die Liebe und der Drang zum Schaffen. Man kann nicht ſagen, welche von dieſen beiden Triebfedern ſeines Lebens die mächtigere geweſen. In gleicher Stärke beherrſchten ſie das Daſein des ſeltnen Mannes — zwei Windſtrömungen, die ſich nicht feindlich bekämpften, ſondern einander nur ablöſten, um in ihrer Aufeinanderfolge die von den Dünſten ſchwerer Erdenſorgen nur zu oft erfüllte Atmoſphäre ſeines Seelenlebens zu reinigen, zu klären und mit friſchem Hauche zu erfüllen.

Mochte ihn ſeine eigenartig angelegte Natur anfangs auch am Realen Gefallen finden laſſen, immer wieder zogen ihn jene mächtigen Strömungen empor zu den Höhen des Ideales. Folgte er nicht gleich dieſem Rufe, ſo fühlte er ſich erfaßt von einer ſeltſamen Unruhe, und nicht eher fand er Befriedigung im tiefſten Innern, als bis er, ſich aufraffend aus dem Treiben des Alltags, ſeine Kräfte dem Dienſte des Höchſten weihte.

So war es, als er in Weißenbrunn Bauernarbeit verrichtete, ſo war es in Coburg auf der Schule, ſo war es in Einberg. Der Liebesdrang, der ſeiner Seele eingeboren war, der durch den frühen Tod der Mutter, durch das reſervierte Verhalten des Vaters ohne Befriedigung blieb, ſuchte nach der Seele, die ihn ganz verſtünde; der Schaffenstrieb verſuchte ſich in muſikaliſcher Produktion, bald aber auch in ſchriftſtelleriſcher, in dichteriſcher Bethätigung.

Ein Glück ohne gleichen war Schaumberger beſchieden: nach einigen flüchtigen Herzensneigungen, die vorübergingen, ohne tiefere Spuren in ſeiner Seele zurückzulaſſen, fand er eine Mädchenſeele, die ganz für ihn geſchaffen ſchien, die ſich

an ſeine Jünglingsſeele ſchloß wie die eine Hälfte an die andre. Der Tod zerſtörte ihm ſein holdes Glück mit rauher Hand, aber die Liebe blieb. Durch den Schmerz läuterte ſie ſich von allem irdiſchen Beigeſchmack; ſie wurde nun, in ihrer Vermiſchung mit der Trauer, die ſanfte Sonne ſeines weiteren Lebens, die Mutter der edlen Tugenden, die in den Mannesjahren in ſeiner Seele aufblühten und hinübergriffen in ſein dichteriſches Schaffen. Seinen poetiſchen Gebilden konnte er als Mitgift verleihen, was jetzt in ſeiner Seele lebte.

Und die Teure, Vielgeliebte war ihm nicht ganz genommen, ſie lebte fort in ihrem Sohne! Der reiche Liebesſtrom in Schaumbergers Seele brauchte nicht zu verſiegen, er mußte ſich nur in ein andres Bett ergießen; die Mannesliebe wandelte ſich in die Vaterliebe. Und dieſes hohe, herrliche Gefühl wurde nun der milde Stern, der ihm in allen Kümmerniſſen ſeines Lebens leuchtete, der ihm blieb bis an das Ende ſeines Lebens.

Im übrigen wähnte Schaumberger ſein Herzensleben abgeſchloſſen. Ein in ſeiner Starrheit geradezu antiker Schmerz hatte ſich über ſeine Seele gebreitet, und in den Harniſch dieſes Leides kleidete er ſein Inneres; unnahbar blieb er allen Lockrufen, die ihn ins volle, blühende Leben zurückziehen wollten. Er wurde ein Einſiedler in ſeinem Seelenleben. Was war ihm die Welt? Was konnte ſie ihm noch bieten? Sein ganzes Leben war jetzt ein innerliches; was ihm von außen kam, belächelte er. Den Schatz, den er in der Seele trug, kannte die Welt nicht. Damit verglichen, erſchien alles andre nichtig und des Begehrens unwert. Sein Kind groß ziehen im Sinne der Vollendeten, einen guten Menſchen aus ihm machen — das war ſein einziges Streben hienieden. Dann, wenn ihm dies gelungen, wollte er ſterben, um wieder mit ſeiner Seligen vereint zu ſein!

So ſtand Schaumberger mit ſeinem Herzensleben eigentlich ſchon im Nachſommer; ja, er fühlte wohl manchmal etwas Greiſenhaftes in ſich. Der Schmerz reift den Menſchen raſch und altert ihn vor der Zeit.

Aber es war anders beſchloſſen über Schaumberger im Rate der göttlichen Vorſehung. Er, der ſchon an ſeinen Kräften verzagen wollte angeſichts ſeiner mißlichen Geſundheit, war auserſehen, noch Großes zu leiſten. Dieſes hinwelkende Leben ſollte erfüllt werden mit neuer Kraft, und aus dieſem neuen Leben heraus ſollten die Werke geboren werden, die Schaumbergers Gedächtnis auf die Nachwelt bringen. Die neue Schaffenskraft wurde in ſeine Seele gegoſſen durch eine neue Liebe.

In den Bannkreis des verdüſterten, einſamen Mannes trat eine Frauenſeele, die wiederum wie vom Geſchick berufen, ja geradezu erzogen und gebildet war, die Gefährtin ſeiner letzten Tage zu ſein. Zum zweiten Male ſchloß ſich Schaumbergers Seele an eine andre, die alles in ſich trug, was ihm fehlte, die vor allem groß war in dem Einen, was der dem Tode entgegenſchreitende Mann jetzt vonnöten hatte: eine alles tragende, alles duldende, alles ſieghaft überwindende Liebe! Magdalene Bagge war von Gott auserſehen, die gebundenen Kräfte in des Dichters Seele zu wecken, welche ſeine erſte Liebe und der Schmerz um deren Verluſt nur erſt teilweiſe gelöſt hatten, jene wunderſamen Kräfte, die nun bald ſo mächtig in Schaumbergers Dichtungen zu ſpielen begannen.

Auf dieſem Punkte ſeines inneren Lebens finden wir Schaumberger bei ſeiner Ankunft in Davos. Kaum 14 Tage waren verfloſſen, ſeit das neue Leben in ſeiner Seele aufging, ſeitdem ihn die beglückende Gewißheit erfüllte: du biſt nicht mehr allein, nicht mehr verlaſſen, du nennſt wieder eine Seele dein, die ein Echo deiner geheimſten Gedanken und Gefühle iſt, eine willige Teilnehmerin aller deiner hochfliegenden Pläne! War es ein Wunder, wenn in Schaumbergers Briefen dieſes Glücksbewußtſein immer und immer wieder zum Durchbruche kam? wenn er nicht müde ward, davon zu reden? wenn er gleichſam wie ein an irdiſchen Gütern Reicher ſein größtes Behagen darin fand, immer wieder die neu gewonnenen Schätze zu überzählen?

Wir lernen Schaumberger im edelſten Kerne ſeines Weſens kennen, wenn wir einige der Lichtſtrahlen ſammeln, die jetzt

aus ſeiner liebeerfüllten Seele brachen. Die Sonne, die dieſe Lichtſtrahlen verſandte, ſollte ihm leuchten für immer, ſie ſollte nicht wieder verlöſchen. Als ſein Auge im Tode brach, da war der letzte Blick des ſterbenden Auges noch ein Strahl dieſer Liebe, die mit ihrem ſanften Scheine ſeinen Lebensabend verſchönte.

Der Leſer nehme das Folgende als Tagebuchblätter aus dem Seelenleben eines ſchwergeprüften und doch auch wieder hochbeglückten Mannes.

I.

Nachklänge der alten, einſamen Zeit, die nun endlich hinter ihm lag, waren es, die Schaumberger ſchon während der Fahrt nach Davos niederſchrieb. Seine Gedanken überflogen noch einmal ſein ganzes Leben. Da erkannte er ſo recht, daß das Glück, wornach doch alle ſtreben, nicht von außen kommt, daß es nur im Menſchen ſelber liegt. Allein zwar kann ein Menſch nie glücklich ſein; es iſt die Beſtimmung des Mannes, ſich zur Ergänzung und Erfüllung ſeines Weſens dem Weibe anzuſchließen. Iſt aber dieſe Bedingung erfüllt, dann hat die Außenwelt keine Macht mehr über ihn, dann kann er ſein Glück ſich ſelber ſchaffen.

Schaumberger war auf dieſer Lebenshöhe angelangt. Er wußte ſich mit einem reinen, edlen Weibe unauflöslich verbunden. Darum war ſein Herz ſo friedlich und ſtill. Wohl machte es ihn glücklich, jetzt ein neues Stück Land kennen zu lernen, aber doch konnte dadurch die innere Freude, das Gefühl des neuen Lebens, nicht geſteigert werden. „Ihm war, als ſchwebe er hoch über allem Äußern, wunſch- und neidlos; er empfand etwas von der reinen Seligkeit, welche die alten Griechen ihren Göttern beilegten.“

Im Gefühle dieſes neu erwachten Glückes wollte er nicht mehr murren gegen ſein ſchweres Geſchick. Auch das iſt Magdalenens Werk. Und wenn ihm in Davos beſchert ſein ſollte, was die Hoffnung ihm ſo herrlich vormalte: wiederkehrende Geſundheit, ſo würde er auch dieſes Gnadengeſchenk nächſt

Gott der Braut zu danken haben — ohne ſie und ihre Liebe hielte er es nicht aus in der Ferne; die Unruhe, die Angſt, die Zerriſſenheit ſeiner Seele müßten ihn aufreiben.

Auf ſeinen einſamen Spaziergängen dachte Schaumberger am liebſten an die Braut. Immer und immer wieder machte ihn der Gedanke glücklich, in ihr die volle Erfüllung ſeines Lebens gefunden zu haben. Nicht mehr von der Welt und ihren ſchwankenden Meinungen hingen ſie nun ab; ſie hatten den feſten Ruhepunkt in ſich ſelber. Die Liebe, die in ihnen glühte, wird ſie bewahren, jemals der Welt feindlich gegenüberzuſtehen; die Liebe wird ſie aber auch zugleich von der Welt frei machen, wird ſie über die Welt erheben. Wohl wird ihr künftiges Leben den abweichendſten Urteilen unterliegen; das kann ſie aber nicht ſtören. Still, ohne jemanden zu beirren, aber auch, ohne ſelbſt viel nach rechts und links zu blicken, gehen ſie fortan ihre eignen Wege. Ihm iſt nicht bange: ein reiches Leben liegt vor ihnen!

Wenn bisweilen ihre beiderſeitigen Anſichten auseinandergehen werden — immer wollen ſie gegenſeitig die Berechtigung einer jeden anerkennen. In dem Einen kommen ſie ja doch ſtets zuſammen: in dem Streben nach den höchſten Zielen des Lebens. Ein unendliches Glück liegt für Schaumberger in dem Gedanken, daß ihn die Braut täglich mit in ihr Gebet einſchließt, daß ſie ihn mit dem Höchſten und Heiligſten verbindet. Dafür aber iſt ſie auch der Mittelpunkt in allem, was er denkt und thut, ſinnt und empfindet. Das iſt der große, unendliche Segen ihrer Liebe, daß ſie belebend, ſpornend und treibend auf beide wirkt. Schaumberger ruft aus: „Ich bin ſtolz, jetzt auch ſchon von Dir ſagen zu können, was ich einſt auf meine Klara bezog:

‚Doch eins bewahr' ich, wäre mir ſonſt nichts von Dir geſchenkt:
Was ich beginne, bleibt von Dir und Deinem Geiſt getränkt!'

Ja, Dein Geiſt, Deine Ruhe, Milde, Sanftmut und Demut ſoll je mehr und mehr auch in mir lebendig werden. An Dir will ich mich heranbilden, durch Deine Hilfe will ich rein darſtellen lernen, was bis-

her trübe und gestaltlos in mir lag und ohne Dich wohl nie zur Entwicklung gekommen wäre."

Sehr schön hat Schaumberger über Magdalenens künftigen Beruf nachgedacht. Sie wird einst in der Stille wirken, durch Liebe ihrem Manne helfen, die Lasten des Lebens zu tragen, ihn aufrichten, wenn er gebeugt ist, ihn trösten in Traurigkeit, ihm den Zorn in Milde kehren — und das alles nur durch Liebe. Ein reiches, reines, frommes Herz hält er für die herrlichste Mitgift eines Mädchens, und gerade das besitzt Magdalene. Eine „denkende Frau" ohne Glauben wäre ihm schrecklich. Er bittet: „Erhalte Dir Dein reines, gutes Herz, bewahre Dir ein weiches Gefühl für die Welt, und Du wirst Freude und Glück um Dich verbreiten, und Dein Leben wird ein Segen für die Deinigen werden. Deine Lebensaufgabe ist nicht das Ergründen der Dinge in Gedanken, sondern das Handeln und Vollbringen. Die Liebe lebendig, sie zur That werden lassen, das ist Dein hohes, herrliches Ziel. Warum solltest Du nach Klugheit und geistreichem Wesen trachten, da Dir vom Schöpfer ein so herrliches Pfund anvertraut wurde? Bleibe, wie Du bist, einfach, klar, ruhig, in Dir selbst genügsam mit Deinen Gaben!"

Nicht ein hoher Geist ist es ja, was das Weib dem Manne so wert, so unentbehrlich macht, sondern einzig und allein die Liebe. Alles andre kann der Mann in sich selber finden, nur dieses Einzige, dieses Höchste nicht. Die Liebe, die das eigne Ich aufgehen läßt in dem geliebten Wesen, die nur noch in ihm und durch dasselbe lebt, die alles trägt, alles duldet, alles leidet, nie müde wird und nie zagt: das ist der Beruf der Frau. Ach, das Leben ist so arm, so gar unbeschreiblich elend ohne Liebe! Schaumberger hat drei Jahre lang ein solches Leben ohne Liebe getragen, er hatte nicht mehr auf eine Erneuerung seines Lebens gehofft. Nun sie aber doch gekommen ist, zittert er nicht vor der Zukunft. Wird sie auch ihr Glück sein? Immer spricht eine Stimme in ihm laut und freudig: Ja, gewiß! In dem Einen verlangt er viel von der Braut, sehr viel: er verlangt große Liebe, denn er giebt große Liebe!

„Magdalenens ganzes Weſen iſt ihm ein Heiligtum; er möchte ſein Leben darum ſchlingen wie einen Mantel, um ſie zu bewahren vor allem Jammer; ſein Herzblut läßt er für ſie!“ Aber er erwartet ſolche Liebe auch von ihr. Er erwartet, daß auch ſie mit Liebe ſein Inneres erforſchen und hüten wird. Hier iſt der wundeſte Punkt ſeines Lebens; auch ſchon eine leiſe Berührung ſchmerzt tief. Und an dieſer Stelle macht Schaumberger der Braut das für Beurteilung ſeines Charakters wichtige Geſtändnis: „Während ich der Welt kühn die Stirn biete, vor keinem Kampfe, keinem Sturme zurückbebe — vor Dir bin ich ein ſchwaches, hilfloſes Kind. Ein kalter Hauch Deines Mundes kann den ganzen Frühling meines Lebens zerſtören.“

Den Grund davon giebt er an andrer Stelle an: „Du weißt nicht, wie Du mir ins Herz und Leben gewachſen biſt, wie all' mein Denken, Thun und Dichten ſo feſt, ſo innig mit Dir verknüpft iſt. Ohne Dich könnt' ich's in der Welt nicht mehr aushalten. Halte das feſt, daß Du mir unausſprechliche Wohlthaten erzeigt haſt, daß Du mein helfender, rettender Engel geworden biſt. Das Höchſte, was ein Menſch dem andern ſein kann, wardſt Du mir.“

Ein Herz, wie das Magdalenens, ſo voll Liebe und Güte, ſo rein und unverdorben, muß Glück und Segen um ſich verbreiten, es iſt gar nicht anders möglich. Sie ſoll es nur glauben und wiſſen, daß ſie ganz beſonders für ihn geſchaffen iſt. Immer ſoll ſie daran denken, welches Glück ſie einem armen Kranken bereitet, dem ihre Liebe der Sonnenſtrahl iſt, der ihn zum neuen Leben erweckt.

Die reinſte Seelenharmonie führte ſie zuſammen. Daran denkt er wohl, wenn er ihr zuruft: „Wir wollen die Melodien, die der Schöpfer in unſere Seelen gelegt, uns auch fröhlich vorſingen zu unſrer Luſt und Freude!“

II.

Doch auch andre Stimmungen ſind in dem einſamen Manne im fernen Schweizerlande mächtig. Vor allem erfaßt ihn gar

oft das Heimweh, die Sehnſucht nach Magdalene, nach Karl, nach allen ſeinen Lieben. Oft, wenn er ſo daran denkt: Wie wäre es, wenn jetzt Magdalene und dein Kind neben dir gingen! will ihm das Waſſer in die Augen ſchießen. Alle Philoſophie hilft nicht dagegen. Er hat doch ſchon ſo manchen Verluſt ertragen müſſen — aber er kann ſich immer noch nicht zur Ruhe zwingen. Oft erfaßt ihn eine wahre Angſt, er könne Magdalene und die Ihrigen verlieren. Dann möchte er verzweifeln; denn dann kommt ihm jede Minute, die er fern von den Seinigen zubringen muß, wie ein frevelhafter Raub an ſeinem Glücke vor. In ſolchen Momenten möchte er am liebſten alles verlaſſen und heim eilen. Er ruft in einem ſolchen Augenblicke aus: „Großer Gott! Sollte keine Hilfe für mich ſein — ich will es ja tragen, ſtill und ergeben; aber bei Dir möcht' ich ſein, meine ganze Seele in die Deine hinüber ergießen, Dir erſchließen die verborgenſten Falten meines Lebens und Weſens, daß Du dereinſt mein Andenken in voller Klarheit feſthalten kannſt, daß Du bei meinem Kinde dereinſt für mich zeugſt, daß Du ein wahres Bild ſeines Vaters in ſeinem Herzen erwecken kannſt."

Er ſehnte ſich in ſolchen trüben Stunden auch nach Magdalenens Liebe und Pflege. Von ihr kommt ihm doch der beſte Troſt! Er bittet die Seinigen, nicht irre an ihm zu werden, nicht zu meinen, er ſei ſchwach, haltlos und feig geworden. Das iſt nicht der Fall. Aber das Licht der reinſten Liebe, die ihm ſo unerwartet noch am Abend ſeines Lebens aufgegangen, möchte er über ſich ſtrahlen laſſen in ſeinem vollen Glanze. „Grade das Herrlichſte und Köſtlichſte im Menſchenleben, die weibliche Zartheit und Milde, die Sanftmut und Geduld, die ewig neue, unermüdete Liebe, wie ſie nur in edlen Frauen ſich rein darſtellt, hat er zu lange entbehren müſſen, um nicht jetzt wie ein Geiziger darnach zu verlangen." Seine ganze Lage drängt ihn dahin, den Augenblick zu benutzen. In Magdalene und ſeinem Kinde konzentriert ſich all' ſein Fühlen und Denken; die beiden ſind der Mittelpunkt ſeines Lebens geworden: hat er nun nicht ein Recht, nach dem lebendigen

Verkehre mit ſeinen Liebſten ſich zu ſehnen? Die Liebe will erwieſen ſein; ſo will auch er Zeichen und Thaten ſehen, um ſich der Liebe erfreuen zu können.

Schaumberger hat auch ſchwache Stunden, in denen er fürchtet, Magdalene könne von ihm laſſen, könne ihm untreu werden. Er hat zu viel Liebloſigkeit im Leben erfahren müſſen, hat zu oft, ohne alle Urſache, Liebe und Teilnahme verloren und andre, unholde Empfindungen an deren Stelle treten ſehen. Die Briefe der Baut beruhigen ihn ſehr bald, ſodaß er weiß: „Die letzten Tage in der Heimat waren kein Traum; das edelſte Mädchen iſt wirklich Dein, iſt Dir ganz zu eigen gegeben in Liebe und Treue!“

Er brauchte auch dieſen Troſt. Er hat getragen, was ihm das Geſchick auferlegte. Wenn auch nicht immer ſtill — aber er hat doch ausgehalten, hat ſich „nicht unterkriegen“ laſſen, hat ſich ſtets die Freiheit des Geiſtes, die Reinheit des Strebens bewahrt. Schon in Weißenbrunn glaubte er alle finſtren Stunden überwunden, als Magdalene, für ihn in Wahrheit ein Engel des Lichtes, trotz alles Elendes, alles Jammers und — des Todes, ſich ihm verlobte. Aber in der Einſamkeit und Stille in Davos krochen alle finſtren Gedanken aus den Winkeln ſeiner Seele wieder hervor, und nichts wollte ſie bannen! Er muß ſich erſt wieder an das Glück gewöhnen. Das iſt Magdalenens Aufgabe. Sie ſoll ihn wieder an Liebe und Treue, an Glück und wahre Freude glauben lehren.

Schaumberger empfindet den Trennungsſchmerz herber und bittrer als ein andrer. Aller Jammer der ewigen Trennung, den er ja ſchon einmal hatte überwinden müſſen, kam wieder, und die Hoffnung auf ein Wiederſehen war ſo gering. Einmal fühlte ſich Schaumberger den ganzen Tag ſo namenlos elend. Es kamen wieder Todesgedanken über ihn. Und da quälte ihn beſonders der Gedanke, daß er nun vielleicht hinſterben müſſe, ohne ſeinen Lieben auch nur ein vollendetes Werk hinterlaſſen zu haben, das ein bleibendes Zeugnis für ihn ſein würde. Aber indem er an Magdalene dachte, kam ihm ein ſüßer Troſt: er hinterläßt ihr doch etwas Ganzes

— ſeine Liebe! Und muß er frühe ſcheiden, dann werden doch ſeine Briefe für ihn zeugen, und noch in ſpäteren Jahren werden dieſe Blätter Magdalenen ſagen, wie ſehr er ſie geliebt. Und ſeinem Kinde wird ſie den Vater kennen lehren; ſie wird ihm von ſeiner Liebe ſagen. Was kann er ſich mehr wünſchen? „Fortleben im Andenken edler Menſchen, erkannt ſein in ſeinem tiefſten Innern: das iſt das höchſte Glück der Welt.“

Magdalene hat ihm im Juli Roſen geſchickt. Sie ſtehen nun im Glaſe vor ihm und erzählen ihm von ihr, von ſeinem Kinde, von der trauten Heimat. Das Heimweh will ihn übermannen. Hätte er Flügel! Es iſt wahr, in Davos iſt es ſchön, aber in Weißenbrunn iſt's doch noch ſchöner! Er möchte wieder einmal die Stimme der Braut hören, möchte im freundlichen Pfarrhauſe bei ihr am Klavier ſitzen. Es iſt wohl ein großes Ding um die Erinnerung und ein größeres um die Gewißheit der Liebe — aber doch will ihm das manchmal nicht genügen. Die Tage, da ſie ſich ganz gehörten, ſind ihm wie ein Traum; was vorherging, war zwar auch ſchön, aber da trübten doch noch zu viel Zweifel, Sorgen und Kämpfe die reine Empfindung.

„Still ſein und hoffen! iſt ein ſo herrliches Wort; aber es zu befolgen, will ihm ſo ſchwer gelingen; das Herz möchte immer ſo gern ſeinen Willen haben. Doch wenn man den Mut hat, es recht zu wollen, dann wird auch das Schwerſte leicht.“

III.

Auch für ſein geiſtiges Leben erhofft Schaumberger eine Wiedergeburt. Mancher alte Mißſtand ſoll ſich in Davos verlieren; auch geiſtig will er als ein geſunder, ſtarker Mann heimkehren. Schon iſt die krankhafte Aufregung ſeines Geiſtes überwunden; er iſt ruhig und klar geworden wie in ſeinen beſten Tagen. Er empfindet ſogar wieder eine gewiſſe jugendliche Friſche und Spannkraft des Geiſtes, die ihm leider ſo lange fehlte. Mit friſcher Zuverſicht, mit heitrem Vertrauen blickt

er in die Zukunft; er hofft wieder im ſtillen Gemüt, und „Hoffnung läßt ja nicht zu Schanden werden“. Auch ſeine Sehnſucht iſt ruhiger geworden. Die Liebe hat nicht abgenommen; im Gegenteil, jetzt, in ruhiger Milde, erfüllt ſie erſt recht alle Winkel ſeiner Seele; ſie iſt die belebende Wärme, der er ſein geiſtiges Wohlbefinden zu danken hat.

Schaumberger iſt ruhig und gefaßt; niemand ſieht ihm an, was er tief innerlich trägt. Aus den Sehnſuchtsſchmerzen erblüht doch auch manche holde Freude, und er iſt jetzt ſo weit erſtarkt, daß er tragen *will*, daß er ſich zur Ruhe zwingen kann. Wenn dann manchmal die Phantaſie kommt und ihm Bilder einer holden Zukunft vormalt, dann denkt er an die Arbeiten, die er für Magdalene vollbringen will, die dazu helfen ſollen, die goldnen Träume zu verwirklichen, und das verwandelt den Schmerz in Freude und Hoffnung.

Nicht daran wollen die Verlobten allein denken, was ſie einander ſein wollen, ſondern auch daran, was ſie einander ſchon ſind. Nicht immer mit Zagen und Bangen wollen ſie fortan in die Zukunft blicken, ſondern ſich auch freuen ihres gegenwärtigen Glückes und des Glückes ihrer Vergangenheit. Nicht ſie allein geſtalten ja ihre Zukunft, ſondern dabei kommt auch eine höhere Hand mit ins Spiel, die doch zuletzt das Beſte für ſie thun muß. Sie wollen feſthalten an dem herrlichen Glauben ihres Vaters, daß Gott perſönlich ihre Geſchicke gar gnadenvoll leitet und ihr Beſtes im Auge hat, auch da, wo ſeine Wege wunderlich ſind.

Eins ſoll nun ein Ende haben zwiſchen den Verlobten: das viele Philoſophieren über ſchwere Dinge. Sehr aus des Herzens Tiefen kommt das kräftige Wort Schaumbergers: „Ich habe den ganzen Krempel dick ſatt; jetzt wollen wir uns bloß unſers Glückes und unſrer Liebe freuen und uns erquicken an der Gewißheit, daß wir uns angehören, daß nichts mehr auf der Welt uns trennen kann.“ Beide wollen ſie glauben an ihre gegenſeitige Liebe und Treue. In dem Worte liegt viel: Glauben! Das iſt das Erſte und das Letzte. „Sie dürfen

nie aneinander zweifeln, und wenn eine Welt gegen ſie aufſtände!“ Was ſie jetzt beide ertragen, wird dereinſt ihr Glück vergrößern; was ſie jetzt entbehren müſſen, das wird die Kette, das Band ſein, das ſie feſt und feſter vereint.

Schaumberger träumt ſich oft an Magdalenens Seite und macht mit ihr und Karl Spaziergänge. O, wenn er jetzt, gereifter, ruhiger, wie er iſt, noch einmal in Geſundheit und Kraft wirken, wenn er an Magdalenens Seite ein neues Leben ſich geſtalten könnte!

Tiefer, als vielleicht gut iſt, träumt er ſich in ſein zukünftiges Glück, in die befriedigte Stille ihrer Häuslichkeit, in ihr inniges Zuſammenleben hinein. „Jetzt ſchon denkt er, wie herrlich es ſein wird, wenn er müde und matt, verſtaubt und vertrocknet, in ihr lichtes, freundliches Stübchen tritt, wie ſich da Karl an ſeine Knie ſchmiegen wird und ſein Weibchen lächelnd, mit ausgebreiteten Armen ihm entgegeneilt, ſo ſauber, ſo friſch, ſo heiter wie der tauglänzende Morgen!“

Schaumberger möchte ſo gern in der Fülle männlicher Kraft in ſeinem künftigen Haushalte ſtehen, wirken und ſtreben, daß Magdalene mit freudigem Stolze ſich ſagen könnte: Mein Mann iſt ein nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft. „Er möchte ſein, wie er früher war, wo ein heißes Feuer in ſeinen Adern pochte, ein glühendes Lebensgefühl ihn durchbrauſte, wo ihm keine Aufgabe zu groß, zu ſchwer war, wo er Müdigkeit gar nicht kannte.“ Er ſchreibt darüber: „Wohl hat ein ſolches Leben auch ſeine Gefahren; es iſt dies ein heißes Klima für das zarte Pflänzchen der Liebe. Zunächſt zwar ſchießt dasſelbe wunderbar üppig empor, herrliche Blüten prangen in unſagbarem Farbenſchmelze, berauſchende Düfte ſtrömen aus — aber es drohen auch große Gefahren. Auch die Stürme raſen mit furchtbarer Gewalt, zerſchmetternde Blitze zucken, ertötende Hagelſchauer bleiben nicht aus. Uns bleiben dieſe Gefahren fern; unſre Liebe iſt nicht ein jähes Aufflammen, ein Glühen und Brennen, ſondern ein ſtilles, verborgenes Wachſen und Werden, ein mildes Leuchten.“

IV.

Magdalenen ſoll keine Regung ſeines Gemütes verborgen bleiben. Alles will er ihr anvertrauen; wie ein Spiegel ſoll ſie jede, auch die leiſeſte Bewegung ſeiner Seele zurückſtrahlen. Die Briefe, die ſie ſich gegenſeitig ſchreiben, ſollen etwas Höheres ſein als eine bloße Benachrichtigung, wie es hüben und drüben geht und ſteht. Ihm liegt daran, immer feſter dadurch mit der Braut geiſtig zu verwachſen. Er wird ihr nie das Geringſte ſeines innerlichen Lebens verheimlichen. Sie ſoll es wiſſen, wie das wechſelnde Empfinden und Denken in ihm auf- und abwogt. Seine Briefe an Magdalene ſind Pulsſchläge ſeiner Seele. Sie findet ihn darin mit allen Vorzügen und Mängeln. Damit iſt ihr eine herrliche Gelegenheit gegeben, in aller Stille ihr Weſen mit dem ſeinen auf einen Ton zu ſtimmen. Auch er horcht ja auf ſie. Was er ihr ſchreibt, jede Zeile, jedes Wort — das iſt er ganz. Er verhüllt ihr nie, auch nur im geringſten, etwas aus ſeinem Innern. Klar, wie vor ihm ſelbſt, liegt ſeine Seele vor ihr.

Freilich genügt das Briefſchreiben ſeiner Liebe nicht. „Im Herzen hält er immer lange, lange Zwiegeſpräche mit der Braut: ihr holdes Bild, ihr engelreines Weſen iſt ihm immer vor Augen, iſt ſein Troſt und ſeine Freude.“ Wenn ihn manchmal die Gegenwart mit ihrem Elend niederdrücken will, wenn er keinen Ausgang mehr ſieht aus der Dunkelheit ſeines Geſchickes, dann iſt es Magdalenens Bild, das ihm neuen Mut, Troſt und Vertrauen zulächelt, deſſen Anblick ihm Balſam ins wunde Herz träufelt. „Magdalene iſt das ſtille Paradies ſeines Herzens, in das er ſich oft zurückzieht. Je ärmer und erbärmlicher das Leben für ihn iſt, deſto fröhlicher empfindet er den Reichtum ihrer Liebe, und ſtolz und frei erhebt er das Haupt: — er iſt ja ſo glücklich.“

Und nicht bloß durch Briefe und nicht bloß durch Gedanken will Schaumberger ſich mit der Braut in Verbindung ſetzen. „Die ewigen Sterne grüßen herein in ſein ſtilles Stübchen, wie in das ihre. Er ſendet ihnen ſeine Grüße an die

Braut; ſicher werden ſie in holdem Traume ihr alles überbringen von ihm.“

V.

Schaumberger bittet Magdalene, nicht zu hoch von ihm zu denken. „Er iſt kein Ausbund, er fühlt ſich als ein gar armer, ſchwacher, wankelmütiger Menſch. Er bedarf mehr als mancher andre helfender Führung.“ Nur eins ſagt er von ſich ſelbſt: ſein Streben iſt rein und auch ſein Herz und ſein Leben. Aber auch darin weiß er die Braut ſich noch weit überlegen; ſie ſoll ihm auch hierin helfen, weiter zu kommen.

Wenn er ſein ganzes Leben ſo recht ernſthaft durchmuſtert, ſo findet er, daß er doch eigentlich gar nichts bedeutet. Er findet, daß er nichts iſt als eine „in ſich ſelbſt lebendig gewordene Sammlung von Gedanken und Empfindungen andrer“. Alles, was er thut, iſt nur die Wirkung von Einflüſſen, die andre auf ihn ausgeübt, oder der Reflex von Handlungen, die er vollziehen ſah. Das will ihn oft traurig und verzagt machen. Er kommt ſich dann vor wie ein Brennglas, das die zerſtreuten Lichtſtrahlen ſammelt und auf einen Punkt vereinigt. „Wer das nun nicht kennt, erhebt ein Geſchrei über das wunderbare Licht, von dem Brennglaſe hervorgebracht, und iſt doch nur eitel erborgter Glanz und Schein, und ohne das Licht wäre das Brennglas ein eiskaltes, lichtloſes Ding.“

Aber wenn ihn auch dieſer Gedanke niederdrückt, daneben liegt doch gleich ein andrer, der ihn tröſtet. Er hat die Lichtſtrahlen alle getreulich geſammelt, die den Brennſpiegel ſeiner Seele trafen; er hat manches Fünklein aufgeleſen und treu im Herzen bewahrt, das ſonſt verloren wäre; er hat alle dieſe Lichtlein in ſeiner Seele zu einem milden Feuer erglühen laſſen, von dem vielleicht auch mancher Licht- und Wärmeſtrahl ausgeht für andre Seelen, und die Erhaltung und das Wachstum dieſer Flammen iſt doch auch ein wenig ſein Werk: darum freut er ſich immerhin, daß wenigſtens ſoviel Licht ihm gegeben wurde.

Je höher ihn Magdalene ſtellt, deſto demütiger erkennt er ſeine Unwürdigkeit, deſto ſchmerzlicher empfindet er alle

Mängel ſeines Charakters, und er müßte gradezu mutlos und verzagt werden, wenn nicht ein ernſter Wille in ihm lebendig wäre, dem hohen Muſterbilde nahe zu kommen, das ihm vorſchwebt.

Die jetzige Zeit der Trennung wird nicht ohne Segen bleiben. Lernen ſie doch dabei, beſcheiden ſein, demütig und geduldig: lauter Eigenſchaften, die das Menſchenherz nur ſchwer und unter Schmerzen lernen kann und die doch zuletzt das ganze Lebensglück ausmachen. Sie müſſen freilich frühe lernen, das Glück ganz wo anders zu ſuchen, als wo es gewöhnlich geſucht wird; aber daß ſie das Glück doch gefunden, wenn auch alle äußeren Bedingungen dafür fehlten, das muß ihnen ein troſtreiches Zeichen ſein, daß ſie auf dem rechten Wege ſind. Ihr Glück iſt rein und ſchön; wenige weltliche Freuden miſchen ſich ja drein. Erſt im Kampfe iſt Bewährung möglich, und ein Leben ohne Prüfungen iſt kein wahres, volles Leben. Ihre Verhältniſſe ſind ein ſcharfer Lehrmeiſter zur Geduld und zum Beharren; vielleicht werden ſie ſpäter erfreut durch die Früchte dieſer herben Schule!

Er bittet die Braut, nicht zu verzagen: „Halte nur feſt an Deinem frommen Gottvertrauen! Wenn es Dir in der Welt zu eng werden will, dann flüchte Dich hinein in die ewige Liebe, deren Abglanz ſo rein in Deinem Herzen glüht. Vertraue auf Gott, es wird alles gut werden; Du wirſt einen inneren Reichtum aus dieſer Zeit gewinnen, der wie ein erquickender Tau unvergänglich Deine Seele erfriſchen wird.“

Auch er kennt den Troſt und die Macht eines ernſten Gebetes gar wohl; die ſtille Erhebung zum Höchſten, die innere Selbſtreinigung und Selbſtbefreiung, die er jetzt oft an ſich vollzieht, iſt ein Gebet.

Wenn er alles und alles überdenkt, was ihm Magdalene geworden iſt, dann wallt ſeine Seele auf in dem heißen Gelöbnis: „Vergelten kann ich Dir freilich nicht, aber lieben will ich Dich, wie noch ſelten eine Frau geliebt worden iſt, hegen und pflegen will ich Dich wie meinen Augapfel, als

mein koſtbares Kleinod, ſo lange noch ein Atemzug in meiner Bruſt iſt!“

VI.

Das iſt Schaumberger in ſeinem Leide der herbſte Stachel, daß er der Braut nur Leid bringt. Er möchte manchmal faſt zagen: Wird ſie auch beharren? Aber da gedenkt er jenes Abendſpazierganges im Weißenbrunner Schloßgarten und ihres Schwures — und ſein Geiſt wird frei und heiter. Was auch kommen mag: ſie ſind eins, ſie ſind unzertrennlich verbunden. Aus tiefſter Seele kommt das vertrauende Wort: „Du wirſt mich nicht verlaſſen, Du mein Hoffnungsſtern und Rettungsanker! O, ich wäre verloren ohne Dich! Darum halte Du nur bei mir aus, bleibe treu, liebe mich — und ich will nicht zagen! Noch bin ich Deiner nicht wert, aber ich will es werden; ich will nicht ablaſſen, ich will ringen und kämpfen, daß Du wenigſtens, wenn uns eine lange Vereinigung nicht vergönnt ſein ſollte, mit Freuden auf Dein Leben an meiner Seite zurückblicken kannſt.“

Sein Leben kommt ihm vor als ein „wunderbares Ding“. Wieviel Liebe hat er gefunden, wie wenig Glück konnte er dafür geben! Was wird ſeine Liebe Magdalenen bringen? Schon jetzt nichts als Jammer und Gram! Und wird ihnen wirklich noch ein Glücksmorgen aufgehen? Manchmal kommt der Jammer menſchlicher Bedürftigkeit über ihn — wenn er dann Thränen hätte, wäre es gut. Am liebſten möchte er dann die Welt von allem Elend befreien durch große erlöſende Thaten — aber er iſt krank, und ſo muß er denn die Glut ſich in ſich ſelber verzehren laſſen.

Immer wieder klagt er, daß die bittren Enttäuſchungen des Lebens ſo bald über Magdalene hereinbrechen. Es iſt einmal ſein Geſchick: Wo er hintritt, zerſtört er das Glück und die Freude. Schmerzvoll ruft er aus: „Allen, die mich wahrhaft lieben, bringe ich Weh und Jammer! Warum muß auch Dich in Deinen ſchönſten Jahren mein trübes Geſchick mit ſeinen dunklen Schatten bedecken? Warum muß Dir das Hochgefühl des Lebens ſo namenlos verbittert werden?“

Am 16. September, ſeinem Hochzeitstage, denkt er zurück: „Heute vor fünf Jahren! Das war auch einer von den jammervollen Freudentagen, an denen mein Leben ſo reich iſt! Welche kurze Spanne Zeit zwiſchen heute und damals — und doch, welche Erlebniſſe liegen dazwiſchen! Mußte auch alles ſo kommen? Ich ſage mit dem Schulbauer in meinem „Vater und Sohn“: ‚Freilich hats ſo kommen müſſen! Sonſt hätte ſich ja die Liebe nicht ſo herrlich erweiſen können.‘ — Das richtet auch mich auf. Aus allem Leid iſt ja doch nur Liebe erwachſen. Die Liebe wurde nicht mit meiner toten Klara ins Grab gelegt — aus ihrem Grabe erblühte vielmehr fortdauernd neue Liebe.“

VII.

Die kummervollſten Gedanken Schaumbergers knüpften ſich an ſein Kind. Ihm gegenüber fühlte er ſich am meiſten verpflichtet: er hatte ihm ja nicht bloß Vater zu ſein, ſondern auch die tote Mutter zu erſetzen. Sein ganzes Herz hing an dem Knaben; deſſen Glück zu begründen, war das Hauptziel ſeines Lebens. Was er auch plante und auszuführen trachtete, es lief alles darauf hinaus, dem geliebten Kinde eine ſichere Zukunft zu bereiten. Wir wiſſen, wie nach Klaras Tode einzig der Blick in die Augen des Kindes den Vater vor Verzweiflung rettete, wie er damals ſich nur deshalb an ſein elendes Daſein klammerte, um den Knaben nicht hülflos zurückzulaſſen in der kalten, fremden Welt. Und doch — wie wenig konnte er dem Kinde ſein! Seit Jahr und Tag beinahe hatte er ſich faſt gar nicht um dasſelbe kümmern können; er war zu ſehr mit ſich und ſeinen Nöten beſchäftigt. Als er von Weißenbrunn fortging, war einer ſeiner bitterſten Schmerzen der, daß er das Kind zurücklaſſen mußte.

So iſt es denn kein Wunder, daß auch in ſeinen Briefen wie ein leiſer Klageton immer wieder die Sehnſucht nach ſeinem Knaben durchklingt. Wohl hält er männlich an ſich, verbirgt nach Heldenart ſeinen Schmerz, bewacht ſich auch in den Stunden, da er einſam auf ſeinem Leidenslager dahingeſtreckt liegt. Aber unwillkürlich entſchlüpfen ihm doch bis-

weilen ſolche Herzenstöne — gegen ſeinen Willen. Die Vaterliebe iſt ja auch eine von den goldnen Saiten in des Dichters Bruſt, die, vom Hauche des Seelenleides berührt, ergreifende Töne hinüberſendet in die ferne, ferne Heimat.

Schon auf der Reiſe nach Davos denkt Schaumberger ſeines Knaben. Mit dem Gedanken an ihn ſinkt er auf ſein Lager; in den Briefen an die Braut bittet er wiederholt: „Sei meinem Kinde eine Mutter!“ In Davos angelangt, iſt es mit ſein Erſtes, zu fragen: „Folgt Karl? Iſt er auch artig? Vielleicht ſchenke ich ihm nächſtens ein Geſchichtchen, wenn er brav iſt und der Mama gehorcht.“ Mit inniger Freude erfährt er, daß Magdalene morgens und abends mit dem Kinde betet. Immer wieder bittet er die Treue: „Bewahre dem Kinde Deine Liebe! Denke immer: was Du ihm thuſt, das thuſt Du tauſendfach mir und ſeiner Mutter.“ Selten vergißt er in einem Briefe, ihr für alles zu danken, was ſie dem Knaben erzeigt. Wenn er in Davos eine junge Mutter mit einem Kinde ſieht, o, dann klopft ſein Herz! Im Geiſte drückt er Braut und Kind an ſein Herz, er befiehlt beide dem Schutze des Höchſten, er ſegnet ſie. Sein Herz gehört ihnen ewig; wenn auch ſeine Kraft der Welt gewidmet werden muß, ihnen iſt doch zuerſt und zumeiſt alles eigen, was er denkt und thut. Manchmal wird die Sehnſucht übermächtig in ſeiner Bruſt, ſodaß er ausruft: „Wenn ich nur Dich und mein Kind um mich haben dürfte, o wie glücklich wollte ich ſein!“

Schaumberger beneidet faſt die Braut; denn ſein Knabe ſpielt ja um ſie; ſeine unſchuldigen Augen blicken herzensfreudig zu ihr empor. Er möchte ſo gerne auch einmal ſein Kind ſehen. Wie kommt das ſo recht aus einem zärtlichen Vaterherzen, wenn er ſchreibt: „O, was macht denn mein kleiner Herzkäfer, mein Karl? Iſt er gewachſen? Folgt er und iſt er artig? Ach Gott, das Kind vermiſſe ich täglich ſchmerzlicher! Jetzt weiß ich erſt, wie ſo feſt ein Kind an das Elternherz gewachſen iſt.“ Die Roſen, die ihm Magdalene ſandte, erzählen ihm von ihr und von ſeinem Knaben. Er ruft aus: „Könnt' ich Euch doch einmal, nur einmal zuſammenſehen!“

VIII.

Mit Schmerzen erfährt Schaumberger ſpäter, daß Karl manchmal kein gutes Kind iſt. Er ſchreibt: „Sage ihm, das habe ſeinem Papa ſehr leid gethan, und der Papa ſei beinahe bös geworden!“ Er hat ſchon oft ſeine Gedanken über das Kind gehabt. Zwei Eigentümlichkeiten hat er an ihm bemerkt, die er nicht anders als krankhaft nennen kann: eine übergroße Weichheit und Reizbarkeit auf der einen, eine gewiſſe Starrheit und Unbeugſamkeit auf der andern Seite. Ein heftiges Wort kann den Knaben zu Thränen rühren und heftig erſchrecken, ohne daß er ſeinen Trotz aufgiebt. Er kann auch einmal recht gut ſein Unrecht einſehen; aber es dauert bei ihm ſtets eine Weile, bis er ſich ſelbſt überwinden kann. Dagegen hat der Vater ſchon immer angekämpft. Es giebt nur zwei Mittel, dieſe Schwächen und Fehler zu beſeitigen: Liebe zuerſt, eiſerne, unbeugſame Konſequenz dann! Schaumberger freut ſich innig, daß Magdalene ſelbſt die Empfindung hat, als ſei die Liebe das einzige Erziehungsmittel, welches ihr zukomme. Er möchte nicht, daß ſie einmal eine ernſtliche Strafe ausſpreche oder vollziehe. Kommt er heim, ſo ſoll das ſeine ernſte Pflicht ſein, Strenge zu üben. Der Knabe ſoll in Magdalene von Anfang an nur die Liebe, die Milde und die Verſöhnung kennen und lieben lernen. Aber den Ernſt möchte er doch auch nicht vermiſſen; er bittet dringend, Trotz und Ungehorſam um keinen Preis zu dulden. Jetzt ſind das nur Unebenheiten in der Kindesſeele, die ſich durch einen leichten Druck ausgleichen laſſen. Werden ſie aber vernachläſſigt, dann geſtalten ſie ſich zu recht gefährlichen Auswüchſen, die mit dem Meſſer in ſchmerzhafter Operation entfernt werden müſſen. Karl muß ſich an ſtrengſte Ordnung in allen Dingen und an pünktlichſten Gehorſam gewöhnen. Und da möchte Schaumberger nun Magdalenens Mutter bitten, ſich ſeiner anzunehmen, ihm den Vater zu erſetzen im Ernſt und in der unnachſichtigſten Strenge. Sie wird Magdalenen und ihm gewiß gern dieſe Hilfe leiſten; ſie iſt ja Meiſterin in der Erziehung, wie ſie an ihren Töchtern bewieſen hat. Darum: „ein Rütchen parat halten — es thut not!“

Um ferneren unliebſamen Vorkommniſſen vorzubeugen, macht Schaumberger die Braut auf eine pädagogiſche Maßregel aufmerkſam. Karl kommt nun in das Alter, wo ſich mit dem Spiele leiſe auch nützliche Thätigkeit verbinden muß. Er empfiehlt ihr deswegen Beſchäftigung des Knaben nach Fröbelſchen Grundſätzen: Stäbchenlegen, Nähen, Netzzeichnen, Erbſenarbeiten, Flechtarbeiten mit buntem Papier. Dieſe einfachen Dinge erſparen eine Unmaſſe wertloſer Spielſachen; ſie ſind als Erziehungsmittel ganz außerordentlich wichtig. Nur dürfen derlei Beſchäftigungen nicht übertrieben werden, damit die Kinder nicht zu viel ſitzen.

Im Auguſt hat Karl einen Kameraden erhalten in Eduard, dem Pflegeſohn Bagges. Schaumberger iſt ſehr damit einverſtanden, daß ſein Knabe nun einen Spielgefährten hat. Seine Sehnſucht nach dem Jungen iſt wieder einmal ſo groß, daß er ſie kaum bezwingen kann. Er ruft aus: „Wann werde ich Dich und mein Kind wiederſehen? Was macht Dein kleiner Karl? Geht Ihr oft und lange ſpazieren? Wachſt Ihr Euch beide ins Herz? Ach Gott, wenn ich Euch nur einmal ſehen könnte! In meinem Herzen ruht Ihr Tag und Nacht. Da iſt Eure Wohnung. Ich bin in Gedanken ſtets um und bei Euch.“ Es hat ihm geträumt, er hätte 5000 Thaler gewonnen. Er verachtet das Geld — aber jetzt wäre es doch ein rechtes Glück für ihn. Er wüßte, was er thäte! Er meint immer, es müſſe einmal etwas Beſonderes kommen, er müſſe einmal unverſehens Magdalene und das Kind treffen und in die Arme ſchließen.

Wenn Magdalene bisweilen ihrem Kummer Worte leiht, dann richtet er ſie auf: „Du haſt ja einen gar herrlichen Troſt in den heiligen Pflichten, die Du übernommen haſt und ſo treu übſt. Wer das an einem Kinde thut, was Du thuſt, der darf ſchon nimmer verzagen, der muß immer den Kopf hoch und frei tragen.“

Als ihm Magdalene von Karls Trotz berichtet, thut ihm das ſehr weh. Er bittet nochmals dringend: Gegen Trotz keine Nachſicht! Ohne Rute iſt ein Knabe nicht großzuziehen;

was jetzt mit einem Streiche abgethan ist, kostet später hundert; was jetzt bloß „heilsamen Jammer“ erregt, erweckt später Zorn und Verbitterung. Also: nur nicht schwach sein dem Kinde gegenüber!

Magdalene hat Schaumberger den Vorschlag gemacht, den Knaben ganz auf die Pfarre zu nehmen. Er gesteht ihr, daß der Wunsch schon lange heimlich in seiner Seele lag, sie möchte das Kind immer um sich haben. Gerade die stillen Morgen- und Abendstunden sind für die Erziehung die wichtigsten Zeiten. Schaumberger wollte der Braut diese neue Last nicht aufbürden; jetzt dankt er ihr und ihrer herrlichen Mutter aus tiefster Seele für das freiwillige Angebot. Ach, warum muß er so arm sein, daß er immer nur nehmen, aber nichts geben kann? „Klara wird Magdalene im Himmel segnen, und wenn nachts der Schein des Mondes und der Sterne auf des Kindes Angesicht fällt, da ist gewiß auch ein liebender Geistesgruß dabei.“

Schaumberger bittet die Braut, sich den Eigensinn des kleinen Burschen nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen; er ist ja doch noch eine gar junge Seele. Magdalene sorgt sich zu viel über die Unarten Karls ab. Er ist ein Junge, und dem Vater wäre es lieber, wenn er noch lebendiger wäre. Sein Eigensinn ist freilich betrübend, aber Magdalene sollte bedenken, daß alle Kinder ihre Eigenheiten und Unarten haben. Schaumberger fürchtet fast, Magdalene möchte auf denselben Weg geraten, der auch schon manchen Lehrer vollständig unglücklich gemacht hat: die Unarten der Kinder als persönliche Beleidigung aufzufassen. Davor mag sie auf der Hut sein; wäre sie erst auf dem Wege, dann würde ihr Leben eine Hölle.

Schaumberger war immer streng in seiner Schule und strafte oft hart — aber die Kinder liebten ihn doch, weil sie wußten, daß sie nie aus persönlichen Rücksichten gestraft wurden. Magdalene wird ihn auch selten über die Unarten seiner Schüler haben klagen hören. Schaumberger sah immer die Unarten der Kinder als Krankheiten an oder als Äußerungen einer übersprudelnden Kraft. Er ließ immer die Kinder seinen Kummer über ihre Schlechtigkeit sehen, aber nie so, als setze

er voraus, ſie wollten ihn ärgern. „Der Erzieher darf ſich mit dem Kinde nicht auf gleiche Stufe ſtellen. Iſt ſo ein Kindesgemüt in Aufruhr, dann muß der Geiſt des Erwachſenen darüber ſchweben, wie der Geiſt Gottes über den Waſſern. Ruhiger Gleichmut wirkt Wunder.“

Magdalene ſoll nie vergeſſen, daß ſo einem kleinen Eigenſinn ſelber nicht wohl bei der Sache iſt, daß er auch den Trotz und Grimm gern los ſein möchte. Er kann ſich nur nicht ſelber helfen. Sieht er nun Ärger, Zorn, Thränen und Ungeduld bei ſeinen Pflegern, wie ſoll er dann ſeine Ungeduld bemeiſtern? Nein, lieber den Eigenſinnigen gehörig ſtrafen und dann gleichgiltig ſeinem Geſchicke überlaſſen, als lange bitten — und um Gottes willen nicht deswegen weinen! Magdalene mag ſich beruhigen. Kommt der Vater heim, ſo wird er ſchon ſeinem Söhnchen den Meiſter zeigen; er hat noch ganz andere Kindergeiſter gebannt!

Daß Magdalene dem Knaben recht viele Aufträge zu beſorgen giebt, freut den Vater; das iſt eine gute Schule. Die beſte Erziehung iſt immer, den Kindern Beſchäftigung zu geben. Er fragt: „Erzählſt Du dem Kleinen auch manchmal Geſchichten? Singſt Du auch noch mit ihm? Geht Ihr fleißig ſpazieren? Kann Karl einige Verschen?“

Daß der Knabe bei einer wiederkehrenden Unart endlich die Rute bekommen hat, freut den Vater. „Eine ſolche Strafe iſt gar geſund; ſie friſcht die Liebe an und ſchafft gar vielen Unmut aus dem Kindesgemüte fort.“

Bald laufen denn auch günſtigere Nachrichten über den kleinen Sünder ein, die den Vater gar ſehr erquicken. Aus der Tiefe ſeines Herzens ruft er aus: „Gott gebe, daß er wachſe leiblich und geiſtig und zunehme an Alter und Gnade bei Gott und den Menſchen!“

Einmal hat Schaumberger faſt geweint über das, was ihm Magdalene von Karl und von dem Leben im trauten Pfarrhauſe ſchrieb. Wie arm iſt dagegen ſein Leben! Die Braut ſchickte ihm Zeichnungen, die Karl gefertigt hat. Da wird ihm ganz wunderbar zu Mute. Er ruft aus: „O, es

iſt eine himmliſche Empfindung: Vaterfreuden! Das Vaterherz in der Ferne zuckt wohl zuſammen beim Anblicke der erſten Striche und Linien von der Hand des Kindes, aber das Glück und die Freude überwiegen doch das Leid.“

Viel Sorge macht dem Vater die Nachricht, daß Karl ſo ſtill iſt. Ihm iſt ganz unbegreiflich, woher dieſer Charakterzug kommen ſoll; weder Vater noch Mutter hatten etwas Derartiges an ſich. Ihm iſt das früher nie aufgefallen; er hielt Karl ſtets für ein geſundes Kind, ohne beſondere Gaben, aber auch ohne beſondere Mängel. Sollte dieſes Stillſein eine Krankheit ſein? Er bittet: „Gieb mir recht genau Nachricht, wie ſich Karl verhält! Das ‚In Gedanken ſitzen‘ beim Eſſen — wie iſt das? Iſt er traurig? Oder fröhlich? Oder mürriſch? Schläft er gut? Träumt er viel? Iſt ſonſt ſeine Einbildungskraft rege oder träge? Iſt er ungleichmäßig in ſeinem Weſen ohne äußere bemerkbare Urſache?“

Immer wieder bittet Schaumberger die Braut, Geduld zu haben, wenn der kleine Burſche noch nicht iſt, wie er ſein ſoll. „Eine Menſchenſeele bilden iſt ein gar großes, herrliches Werk. Es iſt das Größte und Herrlichſte, was wir vollbringen können, aber auch das Schwerſte; denn die Kindesſeele iſt kein toter Stoff, der ſich paſſiv unſre bildenden Einflüſſe gefallen läßt und getreu das wiedergiebt, was wir mit unſren Mitteln erreichen wollen und können, er iſt ſelbſt lebendig und thätig, er reagiert fortwährend gegen unſre Einwirkungen. Da gilt es, nicht müde und ungeduldig werden. Ruhe und Konſequenz ſind Hauptfaktoren bei jeglicher Erziehung.“

Noch einen Rat giebt Schaumberger der Braut: „Suche nicht alles auf einmal zu erreichen! Eine wirkliche Unart gewöhne mit Ernſt und Strenge ab, nicht zu gleicher Zeit zwei oder drei. Zu viel ermahnen und reden macht das Kind entweder verwirrt oder läßt es zuletzt ganz gleichgiltig.“

Am Ende des Jahres leiht Schaumberger der Sehnſucht nach den Seinen Worte, nachdem er immer an ſich gehalten: „Zu lange ſchon mußte ich Dich und mein Kind entbehren! Es will manchmal faſt nicht mehr gehen, geduldig und gelaſſen

zu bleiben. Gott ſegne Dich und den Knaben! Er behüte Euch beide, er gebe uns allen ein fröhliches, frieden- und freudenreiches neues Jahr!“

XI.

Dichteriſches Schaffen.

Schon in Weißenbrunn hatte Schaumberger zwei Dorfgeſchichten geſchrieben, in welchen er typiſche Figuren ſeiner geliebten Heimat zeichnen wollte: „Umſingen“ und „Schreinersfrieder“. Die durch ſchwere Krankheit aufgezwungene Muße veranlaßte ihn, ſich auf dieſe Weiſe die Zeit zu verkürzen. Damit trat er ſeinem eigentlichſten Berufe, Dolmetſcher der Gefühle und Strebungen ſeines Heimatvolkes zu werden, zuerſt nahe.

In Davos hatte er noch viel mehr Muße zum Dichten als daheim. Dazu kam, daß die friſche Alpenluft außerordentlich belebend auf ſeinen Geiſt einwirkte, nachdem er ſich einmal eingewöhnt hatte. Auf ſeinen Spaziergängen, die er mit Vorliebe allein unternahm, kamen ihm dichteriſche Inſpirationen in Hülle und Fülle. Nachmittags, wenn er mutterſeelenallein im Walde ſaß, „dachte und dichtete es ſich gar wunderbar gut“. Schaumberger ſchrieb ſeinem vertrauten Freunde, Pfarrer Bagge, davon. Ein reiches geiſtiges Leben erwachte jetzt in ihm; eine Gedankenreihe überſtürzte die andre, und er hatte nur zu beklagen, daß er ſich nicht durch Ausſprechen gegen eine wahlverwandte Seele davon befreien konnte. Aber gerade dieſes Inſichverſchließen deſſen, was er im Geiſte erſchaute, kam ſeiner dichteriſchen Entwicklung zu gute. Was nicht dem Munde entſtrömen konnte, drängte ſich ihm in die Feder. Er geſtand Bagge: „Ich merke, wie die Poeſie mächtig die Flügel in mir regt. Ein unbezwinglicher Drang zum geſtaltenden Schaffen quält mich förmlich. Es giebt Zeiten, wo mich die Gedanken und Bilder, die mir nur ſo zuſtrömen, ordentlich erdrücken. Wenn ich alles das faſſen und feſthalten könnte! Iſt

es Dir auch so gegangen, daß sich in der Ferne ein poetischer Duft über das Gewöhnlichste legt? Noch nie erschien mir unser Volksleben so herrlich wie hier!“

Das war's! Daheim hatte er wohl auch schon eine große Liebe zur Heimat und ihren eigentümlichen Sitten und Gebräuchen, zu den Dorfleuten, die ihm von Jugend auf bekannt, vertraut und sympathisch waren, in sich getragen, aber es war doch auch so manches hinzugetreten, was gegenteilige Empfindungen in ihm anregte, namentlich, seit er in Weißenbrunn Nachfolger seines Vaters geworden war. Er hatte mancherlei Kämpfe zu bestehen gehabt, hatte die harten und rauhen Seiten seiner Landsleute in einer für ihn persönlich nicht gerade angenehmen Weise kennen gelernt, sodaß ihm der Aufenthalt daheim einigermaßen verleidet wurde. Wie ganz anders jetzt! Alle die unangenehmen Einzelheiten aus dem persönlichen Verkehre traten in seiner Seele zurück; sie versanken, wie dem Sommerfrischler der Lärm der großen Stadt, und nun trat das Bild der Heimat wieder in seiner ganzen Schöne vor seine Seele. Wem wäre es nicht auch so ergangen? Daheim sehnt man sich nach fremden Ländern und Menschen, und in der Fremde umwebt sich jeder Stein und jeder Baum, jedes Haus und jeder Mensch des Heimatsdorfes mit einem verklärenden Lichte, und jenes eigentümliche urdeutsche Gefühl beherrscht die Seele, das unsre Sprache treffend „Heimweh“ nennt. Auch Schaumberger lernte dieses süß-schmerzliche Gefühl nur zu bald kennen.

Ihm ward die Trennung von der Heimat zum Quell seiner Poesie. Gar wunderlich war ihm zu Mute. Je einsamer und verlassener er sich in Davos fühlte, desto reicher und herrlicher blühte eine neue Welt in ihm auf. Er rief aus: „O, könnte ich diese Gedanken und Bilder festhalten, alles und alles! Ich fühle es: das ist wahre, reine Poesie!“ Diese poetischen Inspirationen ließen ihm keine Ruhe; unaufhörlich verfolgten ihn die zudrängenden Ideen und Bilder. „Es konnte ihm passieren, daß er in heiterster Gesellschaft plötzlich alles um sich her vergaß und nur in seinen Gedanken

lebte.“ Von ſolchen Momenten ſchrieb er der Braut, in deren treue Seele er alles niederlegte: „Ach, in mir iſt oft ein Singen und Klingen — eine ganze Welt iſt lebendig: maßvoll und ſchön!“ Aber wenn er dann zur Feder griff, wenn er das innerlich ſo klar und deutlich Erſchaute fixieren wollte, dann verſagte ihm die Kraft; was er niedergeſchrieben, erſchien ihm meiſt als „häßliche Fratze, als Karrikatur“. Und dieſer Zwieſpalt zwiſchen dichteriſchem Schauen und unzulänglicher Darſtellung machte ihn namenlos unglücklich, ſodaß er wohl im Unmut wünſchte: „Wenn ich nur das Dichten laſſen könnte!“ Doch fühlte er: „Das iſt nicht möglich; es iſt für mich eine zwingende Notwendigkeit, zur Feder zu greifen. Ohne daß ich es will, ohne daß ich mich darnach umſehe, ſchießen immer neue Pläne in meinem Kopfe zuſammen.“

In ſeinem gegenwärtigen Zuſtande war es ein Glück für ihn, daß ihm Gott die herrliche Gabe verliehen hatte. Dieſer innere Trieb und Drang war ſein Troſt im Elende; ohne denſelben hätte er verzagen müſſen. Aber er war auch geſonnen, das anvertraute Gut im edelſten Sinne zu verwerten. „Sein Streben war nicht nur den höchſten Zielen zugewandt, es war auch ſtets ſelbſtlos und frei von andren Zwecken.“ Anfangs ſtürmte er in jugendlichem Feuereifer, der wenig oder gar nicht durch die ſchlimme Krankheit gedämpft worden war, vorwärts; die reichen Kräfte ſeiner Seele drängten zu ungeſtümem Ausbruche. In der erſten Bearbeitung von „Vater und Sohn“ kam etwas von dem Überſchwange der „Sturm- und Drangperiode“, von den genialen Übertreibungen Grabbeſcher Dichtung zum Ausdrucke. Als ſein Freund Bagge die ſchärfſte Kritik daran geübt und ihm alle Fehler unbarmherzig aufgezählt hatte, lernte er ſich beſcheiden. Er nahm die Arbeit wieder da auf, wo er ſie beendet zu haben meinte, er ſchuf rüſtig weiter, „mit ernſtem Fleiß und redlichem Bemühen“. Nach wie vor dankte er Gott für den Trieb zum Schaffen; gewährte ihm derſelbe doch oft ſtille Erhebung, ließ er ihn doch alles Glück der Welt, aber auch Heimweh, Kummer und Sorge vergeſſen! Er ſagte ſich: Und wenn nichts Anderes

dabei herauskommen ſollte, ſo ſind dieſe dichteriſchen Verſuche doch ſpäter, wenn ich nicht mehr bin, für meine Lieben ein Zeugnis, daß es mir Ernſt war, etwas Rechtes zu ſein!

Bei all' ſeinem Schaffen ſtand ihm die Braut als Idealbild vor der Seele. Wie treu klingt ſein Bekenntnis: „Das Beſte und Schönſte, was ich ſchaffe, iſt doch nur ein unvollkommener Abglanz deſſen, was ich Dir ablauſchte, was Du mir wurdeſt!“ Der Umgang mit ihr, mit ihrer Familie ſollte ihm immer mehr helfen, *das* wirklich zu werden, was er ſo lange blos erſehnt hatte. Sich ſelbſt, mehr noch der Braut, „ſeinem guten Genius“, gelobte er: „Ich will nun etwas Tüchtiges werden, will ſchaffen und wirken für Dich — *und mein Volk*.“

So war alſo doch ſchon das Vertrauen auf die ihm gegebenen dichteriſchen Kräfte ſo weit in ihm erwacht, daß er den Gedanken erfaßte, ſeinem Volke etwas ſein zu können. Gerade in der Fremde, wo ſich ihm mancher Vergleich zwiſchen ſeiner Umgebung und den Menſchen daheim unwillkürlich aufdrängte, mußten ihm die Vorzüge ſeines Heimatſtammes immer wieder vor die Seele treten und den Gedanken zeitigen: alle ſeine Kenntniſſe und Anſchauungen über das Volk, alle ſeine Gefühle und Strebungen für dasſelbe darzuſtellen in der Form, zu der ihn das eingeborne Talent hindrängte, in der novelliſtiſchen. Jetzt, da die Reſultate dieſes Strebens in geſchloſſener Reihe imponierend vor dem Beurteiler ſtehen, muß man ſagen: Schaumberger that recht daran; er war dazu berufen.

Des Dichters Entwürfe entſtanden im Freien. Mit Bleiſtift ſchrieb er da raſch nieder, was ihm durch die Seele ging. An ſchlechten Tagen, die ihm Zimmerarreſt auferlegten, führte er dieſe Entwürfe dann weiter aus. Zunächſt beſchäftigte ihn „Vater und Sohn“. Ende Juli 1871 nahm er auch die „Schaumburg“ wieder vor, ſein „Schmerzenskind“. Anfang Auguſt begann er die Skizze zu einer neuen Erzählung und ſammelte einige Ideen zu einer ſpäter nicht ausgeführten Novelle, die ſich an das einſame Grab in Frauenkirchen (ſiehe

Kap. VIII.) anſchließen ſollte. Ende Oktober ging ihm eine größere Erzählung ſehr im Kopfe herum, welche „die Ideen ſeines Lebens“ enthalten ſollte („Fritz Reinhardt“). 1½ Kapitel davon ſchrieb er ſogleich im erſten Feuer nieder. Vier Wochen ſpäter beklagte er ſich: „An meiner Verſtimmung mag auch mit ſchuld ſein, daß mir ſo viele Pläne im Kopfe herum gehen und doch die Ausführung nie, nie gelingen will!“

Dieſe Zweifel an der eignen Kraft waren es, die ihn oft hart darniederdrückten. Schaumberger war ein Selbſtquäler, dem ſelten oder nie genügte, was er geſchaffen. Das iſt ein krankhafter Zug, der allen Menſchen von ſolch' peinlicher Selbſtkontrolle eigen iſt, der namentlich ſtark hervortritt bei reizbaren Kranken. Schaumberger hatte Stunden, in denen er ſich jegliche Befähigung zum Dichten abſprach. Gar ſehr ſehnte er ſich nach einem Erfolge, damit er gewiß ſein könnte, in ſeiner poetiſchen Produktion ein neues Arbeitsfeld gefunden zu haben. Lange erwog er die Zweifelfragen: Wenn ich nichts Rechtes und Tüchtiges zu ſchaffen vermöchte? Wenn der unſtillbare Drang zum ſchaffenden Geſtalten mich irregeleitet hätte? — O, es kamen ihm arge Gedanken! Er hatte dieſem Drange ſo manche Stunde ſeines Lebens geopfert — es wäre ſchrecklich, wenn ſie vergeudet wären, wenn er ſich ſagen müßte: du hätteſt dieſe verlorene Zeit nützlicher verwenden können! Immer wieder ſagte er ſich vor: Du leiſteſt und biſt nicht, was du leiſten und ſein ſollteſt, und bei ſolchen Gedanken „that ihm das Herz weh“. „Sein einziger Troſt war, daß er nicht durch eigne Schuld ein halber Menſch geblieben, daß ſeine Erziehung davon Urſache war.“

Ja, wenn ſolche Zweifel über den Dichter kamen, dann wurde ihm ſelbſt der poetiſche Geſtaltungsdrang, ſonſt ſeine Luſt, zur Qual. Das Unvermögen, für das, was in ihm lebte, die rechte Form zu finden, machte ihn ganz unglücklich. Er lieh dieſer gedrückten Stimmung Worte: „Täglich mehr kommt mir die Erkenntnis, daß ich als Erzähler nichts leiſten werde. Meinen Arbeiten fehlt immer ein Etwas, das ich nicht ergründen kann. Was ich auch ſchaffe, es iſt nicht fertig; man

ſieht ihm zu ſehr die Qual des Schaffens an; es läßt zu keinem ruhigen, vollen Genuſſe kommen. Anläufe und immer nur Anläufe — ſonſt nichts! Was in mir lebt, iſt ſchön und groß und rein — aber die Darſtellung, das iſt die Klippe, an der ich immer und immer wieder ſcheitere! Mir fehlt das Maß, wie im Leben, ſo im Schaffen! Ich würde verzweifeln, hätte ich nicht das Bewußtſein, wenigſtens nach einer Richtung etwas Ganzes zu ſein: als Lehrer!“

Und an Bagge ſchrieb er, was er der Braut in ſeinem Zartgefühle nicht zu ſagen wagte: „Ich bin krank, vorausſichtlich iſt mir nur noch eine ſehr kurze Spanne Zeit vergönnt, zu wirken und zu ſchaffen — und ich werde abſcheiden, ohne meinen Lieben etwas Rechtes und Ganzes hinterlaſſen zu können. Anfänge und Anläufe, das iſt mein Leben in jeglicher Beziehung und Richtung, Spuren eines redlichen Willens und Strebens, aber nirgends Erfolge! In der Blüte des Lebens ſtehen und ſo mit dem Leben abſchließen müſſen — das iſt gewiß hart. Jede verunglückte Arbeit iſt für mich ein wahres Unglück; denn der ſchrecklichſte Verluſt für mich iſt verlorne Zeit.“

Es iſt ſchon angedeutet worden, worin der Grund des Mißlingens ſeiner erſten Arbeit lag: Schaumberger fühlte ſich noch nicht der Form mächtig. Sein Bildungsgang war zu kurz geweſen; die drei Jahre im Seminar hatten ihn nicht zu völliger Durchbildung hierin gelangen laſſen. So fleißig er ſpäter Litteratur ſtudierte, gewiſſe lächerlich kleine Mankos brachten ihn immer und immer wieder zur Verzweiflung. In den Blättern, die er „Feldweisheit“ überſchrieb, äußerte er ſich hierüber gegen die Braut: „Du meinſt, mir fließe alles ſo glatt weg, ungeſucht komme mir der rechte Ausdruck für alles, was ich ſagen wollte? Ach, das iſt ganz anders! Gerade das Schönſte und Herrlichſte, das mir in der Seele lebendig wird, kann ich nicht ſagen. Überhaupt kann ich nichts, (es iſt keine Übertreibung!) gar nichts ſo ausdrücken, wie es in mir lebendig iſt.“ „An Gedanken, Bildern, vielleicht auch an Ideen“ fühlte er ſich nicht gerade arm; aber dieſe in eine

vollendete Form zu gießen, das wollte ihm nicht gelingen. Die Form war von jeher ſein Hemmſchuh; jetzt wurde ſie geradezu ſein Unglück. „Es wollte und wollte ihm nicht glücken, runde, fleiſchige Sätze zu bilden. Alles erſchien ihm zerfloſſen, zerhackt und zerriſſen.“ Immer ſchmerzlicher vermißte er den Mangel einer ſtrengen Schule. Was er in ſeiner Jugend notgedrungen verſäumen mußte, das glaubte er nicht mehr einholen zu können. Er klagte: „Was hilft mir mein ernſtliches Streben? Wofür all' die Mühe und Plage, die ich mir gemacht? Wo ſind die Zeugniſſe meiner Wirkſamkeit? Wenn ſich einſt der Hügel über meinem Sarge wölbt, dann ſind auch meine Thaten verweht! Und doch waren mir mehr Kräfte verliehen, ich war reicher begabt, als mancher andere. Woher kommt es, daß ich ſo gar nichts erreichen konnte? Ich war doch nie läſſig und träge und habe ernſtlich nach dem Höchſten geſtrebt!“

Jetzt, wo Schaumbergers Dichtungen in neun Bänden uns vorliegen, urteilen wir anders. Schaumberger ward bald der Form ſehr wohl mächtig; ja, ſein Talent entfaltete ſo ſieghaft die Schwingen, daß er ſich in kurzer Friſt, allerdings unter eiſerner Selbſtzucht, einen Erzähler-Stil aneignete, der nicht bloß ſehr gewandt, höchſt ausdrucksfähig und plaſtiſch iſt, ſondern ſich ſogar bemerkenswert originell im beſten Sinne des Wortes geſtaltete. Durch unabläſſiges Arbeiten, unterſtützt von der ſtrengen Leitung ſeines treuen Helfers und Beraters Bagge, lernte er, was ihm vorher noch fehlte. Schrieben doch alle deutſchen Schriftſteller einen Schaumbergerſchen Stil, ſo kraftvoll, ſo beſeelt, ſo frei von Schwulſt und Phraſenwerk, ſo einfach und natürlich, ſo ganz und gar ohne Manier!

Jetzt ſteckte Schaumberger allerdings noch mitten drin in ſeinen Kalamitäten. Er hätte ſich oft „bei den Ohren nehmen mögen, wenn er mit aller Mühe keine markige, wohlklingende und gefällige Form zu ſtande brachte.“ Er fragte immer wieder: Warum kommt nur mit den Gedanken nicht auch der Stil?

Mit der Zeit wurde er auch hierin zufriedener mit ſich

ſelbſt. Nachdem er „Vater und Sohn“ zum zweiten Male bearbeitet hatte, geſtand er ſich: „In einem iſt's doch beſſer geworden: im Stil. Das iſt mein beſter Troſt.“ Trotzdem wußte er recht wohl, was noch anzuſtreben war.

Rundung, Fülle, Kraft und Klarheit der Sätze, in denen es jetzt immer noch zu oft „holtertipolter die Treppe hinunterging“, im allgemeinen ein kerniger, den Nagel auf den Kopf treffender Ausdruck, der nicht mehr „ſo troſtlos außen herum“ ſich bewegte: das war ſein Ziel!

Als weiteren Fehler ſeiner Schreibart erkannte Schaumberger „die unglückſelige Breite, die oft viel zu weit ausgeſponnene Darſtellung innerer Vorgänge“, wovon er ſich ſelbſt in ſeinem letzten Werke, „Fritz Reinhardt“, nicht immer freizuhalten vermochte.

In ſeiner Skrupuloſität rechnete ſich Schaumberger auch etwas als Fehler an, was wohl keiner ſeiner Leſer zugeben wird: Mangel an Originalität. Gerade das Gegenteil könnte man behaupten. Wenn Schaumberger ſo viel Verehrer gefunden hat, ſo beruht das hauptſächlich mit in dem ganz eigenartigen Zauber, den er ſeinen dichteriſchen Gebilden zu verleihen wußte. Die Art, wie er Einzelnes darſtellt, iſt geradezu neu. Wohl hat er Vorbilder ſtudiert, wie Auerbach, Reuter, Ludwig u. a., aber er iſt keineswegs ihr ſklaviſcher Nachahmer; für den, der die Dorfgeſchichtendichter neben einander lieſt, iſt es ganz unmöglich, Schaumberger mit irgend einem anderen zu verwechſeln.

Immer war es ſo in Schaumbergers Leben: was andre leiſteten, ſtellte er hoch, ſein Werk niedrig. Als er die „Beichtkameraden“ Bagges geleſen, fühlte er ſich ſehr gedemütigt. Er meinte: „Ich werde nie ſo etwas erreichen! Aber es thut nichts; es iſt doch auch ein Sporn für mich; ich werde nun doppelt ernſtlich, doppelt angeſtrengt darnach ringen, Deiner nicht ganz unwürdig zu ſein!“

Uns, die wir gerade an Schaumbergers Werken den Reichtum an originellen Schönheiten, die Fülle von genialen Zügen ſchätzen, vor allem die darin entfaltete Großheit und Schönheit

ſeines Herzens, will dieſe Demut, dieſes Gefühl des eignen Unwertes faſt verwunderlich erſcheinen. Doch fällt das bei einer Charakteriſtik des jungen Dichters ſicher nicht zu ſeinen Ungunſten in die Wagſchale. Auch hier wieder tritt die Wahrheit des Wortes zu Tage, das ſeine nächſten Angehörigen über ihn ausgeſprochen: Er war der beſcheidenſte Menſch, den man ſich denken konnte.

Nur eines Dinges war er ſich bewußt, das nach Leſſing jeder an ſich rühmen kann: ſeines Fleißes. Nicht nur einmal findet ſich in ſeinen Briefen die Bemerkung: „Ich habe entſetzlich gearbeitet“. Und wenn man bedenkt, unter welch' ſchrecklichen äußeren Verhältniſſen er zu ſchreiben gezwungen war: todkrank, oft im Bett liegend, in den Pauſen, die ihm die außerordentlich ſchmerzhaften Anfälle ſeines langwierigen Leidens ließen, ſo muß dieſer Dichterfleiß einfach imponieren. In drei Jahren ca. 3000 Druckſeiten — bedarf es eines weiteren Zeugniſſes?

* * *

Das erſte Werk, dem Schaumberger in Davos die vom Arzte geſtatteten täglichen drei Arbeitsſtunden widmete, war „Vater und Sohn“, damals noch „Schreinersfrieder“ genannt. Sehr bald nach ſeiner Ankunft nahm der Dichter den alten Entwurf wieder vor. Bereits am 20. Juni 1871 berichtete er der Braut: „Mein ‚Schreinersfrieder‘ ſchreitet rüſtig vorwärts“. Das früher Ausgearbeitete wurde faſt gänzlich umgeſchmolzen. Schaumberger arbeitete ſehr langſam und hegte gerade darum die Hoffnung, die neue Bearbeitung werde etwas Tüchtiges werden. Am 22. Juni hatte er bereits das erſte Kapitel fertig. Da es ihm immer noch nicht genügte, goß er es in den nächſten Tagen zum dritten Male um. Als er dann bis zum Ende des dritten Kapitels gekommen war, mißfiel ihm wieder das Ganze. „Er hatte die Empfindung, als ob mit dem Frieder von Anfang an zu ſchlecht umgegangen würde, als ob er ſeinen eigentlichen Charakter nicht zeigen könne.“ Kurz entſchloſſen ging er an eine vierte Bearbeitung der Ge-

ſchichte. Am 1. Juli war das erſte Kapitel wiederum beendet. Es entſtand draußen im Walde. Dem Dichter ſelber ſchien es, als läge jetzt ein zarter Hauch von Wehmut und Trauer darüber. Er ſchrieb der Braut: „Es iſt tief, tief ernſt geworden!“

So arbeitete er nun ſehr fleißig den ganzen Juli hindurch. Anfang Auguſt gab er das bis dahin Fertige einem Bekannten, dem er ein gutes litterariſches Urteil zutrauen durfte. Dieſer erſte Leſer ſpendete der Dichtung großes Lob und verhieß ihr einen glänzenden Erfolg. Nur eine Ausſtellung machte er: er fand den Johannes zu ideal gezeichnet und äußerte: „So einen Bauernburſchen giebt es nicht.“ Schaumberger mußte darüber viel nachdenken. Etwas Wahres ſchien ihm in der Ausſtellung zu liegen; aber er hatte dagegen doch auch Einwendungen zu erheben. Ihm kamen die Charaktere manchmal eher zu real vor. Beſonders bei Schilderung der böſen Leidenſchaften hatte er gar nichts verſchönert, gemildert oder entſchuldigt, ſondern die Dinge treu aus der Wirklichkeit übertragen. Aber nach ſeiner Anſicht ſollte doch eine Erzählung mehr ſein als eine bloße Photographie des Wirklichen. Er meinte: „Wenn ſie uns auf der einen Seite zeigt, wie es leider! iſt, ſo ſoll ſie auf der andern Seite doch auch ſagen, wie es ſein ſollte. Und dabei kann es unmöglich ohne einige Idealiſierung abgehen. Im Johannes ſoll ein Ideal geſchildert werden, ein Ideal der Kindesliebe, die ſich aufſchwingt zur freieſten, reinſten Menſchenliebe. Wollte ich ihn nur zeichnen, wie in der Wirklichkeit die Bauernburſchen meiſtens ſind, dann würde gerade der größte Wert meiner Arbeit wegfallen.“ Später bereute Schaumberger faſt, jenem Davoſer Bekannten Einſicht in ſeine Dichtung verſtattet zu haben, denn dieſer machte nun weiterhin „ein gar großes Weſen davon“; die Sache wurde ruchbar und man begann, Schaumberger ganz anders anzuſehen. Das war dem beſcheidnen Manne natürlich nicht lieb, und er verbat ſich für ferner dergleichen Indiskretionen.

So lange die Erzählung noch nicht fertig war, hatte Schaumberger keine rechte Ruhe; „immer lag ihm das Werk

arg auf der Seele.“ Anfang Auguſt waren vier Kapitel fertig, am 11. Auguſt ſchloß er das fünfte ab. Am 26. Auguſt endlich ſchrieb er frohlockend: „Viktoria! Wenn Du dieſes lieſeſt, iſt ‚Vater und Sohn‘ fertig.“ Lange hatte er geſchwankt, wie er die Erzählung nennen ſollte. Aus dem erſten Namen „Schreinersfrieder“ wurde „Schreinersjohannes“. Dann ſchrieb er den Weißenbrunnern zur Begutachtung die Bezeichnungen auf: „Leidenſchaft und Liebe“, „Aus dem Volksleben“, „Vom Dorfe“, „Ein Weg zum Glücke“. Bagges entſchieden für: „Vater und Sohn. Eine oberfränkiſche Dorfgeſchichte.“ Und unter dieſer Flagge iſt Schaumbergers Erſtlingswerk ja auch ſpäter, allerdings noch nicht in der gegenwärtigen Geſtalt, in die Welt hinausgeſegelt.

Schaumberger war herzensfroh, „die Schreinersſippſchaft endlich vom Halſe zu bekommen“. Er hatte nun dieſe ernſten, traurigen Geſchichten von Herzen ſatt. Und wie es ihm immer ſchon ging: jetzt, da die Arbeit fertig war, hatte er keine Freude mehr daran. „Sie gefiel ihm nimmer; ſie kam ihm ſo nichtig und unbedeutend vor, daß er ſie nicht mehr anſehen, daß er ſie gleich ins Feuer werfen möchte.“ Er hatte jedenfalls mit einer krankhaften Rapidität daran gearbeitet. Der Doktor war ernſtlich böſe darüber und wollte ihm nun gar keine Arbeit mehr erlauben.

Und immer noch nicht ganz war Schaumberger mit dem Buche „zu Rande“. Mit demſelben Bekannten, der bereits den erſten Teil der Erzählung geleſen, ging er an eine nochmalige Korrektur. Dabei ward es ihm denn nur noch ſchlimmer zu Mute. Von jeher war die Orthographie ſeine ſchwache Seite; jetzt erſchrak er wahrhaft, als er die Erzählung daraufhin anſah. Sein Entſetzen über die vielen diesbezüglichen Sünden ſchilderte er hochkomiſch in einem Briefe an ſeine Braut: „Im Traume ängſtigen und quälen mich die Racker! Da kommen die kleinen Wörtchen angerückt: alles, alle, jeder, niemand, jemand, vieles—und ſchreien: Wir wollen groß geſchrieben ſein, wir ſind ſubſtantiviſch gebraucht! Dort hohnlacht aus dem Winkel wieder ein andres: Ha, ha, ich bin groß

geſchrieben und bin doch gar kein Subſtantiv! Dann empören ſich die wirklichen Hauptwörter, geraten mir in die Haare und wollen ſolchen Unfug nicht dulden. Die edle Jungfrau Grammatik verhüllt weinend ihr Haupt! Die überzähligen und vergeſſenen Komma kommen wie kleine Pfeile über mich, und dazu ſauſen die Punkte wie Kugeln und Bomben drein. Es iſt ein wahrer Jammer! Wenn ich nur einmal mit den großen Anfangsbuchſtaben zu Rande kommen könnte! Ich muß immer an Habermann und Bräſig denken: ‚In der Fixigkeit war ich Dir über, aber in der Richtigkeit warſt Du mir über!‘ An Fixigkeit fehlt es gerade auch nicht bei mir, aber — leider! an der Richtigkeit!“

Auch hier hat Schaumberger etwas übertrieben; doch iſt es allerdings Thatſache, daß ihm die Orthographie einigermaßen Not machte. Es war auch das eine Folge ſeines verſpäteten Entwicklungsganges. Doch ſteht Schaumberger hierin nicht vereinzelt da. Wie mancher deutſche Schriftſteller von Ruf und Bedeutung leidet gleichfalls an ſolchen menſchlichen Schwächen! Die Setzer in den Druckereien wiſſen ein Lied davon zu ſingen.

Am 10. September ſandte Schaumberger das fertige Manuſkript nach Weißenbrunn — mit ziemlich gemiſchten Gefühlen. Wohl konnte er ſich ſagen: „Ich habe etwas Rechtes gewollt; ein ſchönes Stück Fleiß und ernſtes Streben ſteckt in der Erzählung.“ Aber daneben kam ihm auch der Gedanke nicht aus dem Sinne: Die Arbeit iſt doch verunglückt, die daran geſetzte Zeit verſchwendet!

Seine bange Sorge hatte ihn denn auch nicht getäuſcht. Bagges Urteil fiel ſtreng gerecht, für den ängſtlich harrenden Dichter in vielen Stücken aber geradezu vernichtend aus. Der kompetente Richter ſchrieb am 24. September: „Du haſt ein prächtiges Talent, ſowohl was Erfindung, als was Darſtellung anlangt, aber Du giebſt noch zu wenig auf die Form, Du nimmſt Dir die Zeit nicht, das Einzelne und Kleine abzuwägen. Du glaubſt nicht, wie viel Inkorrektheiten Deine Arbeit auch in der neuen Geſtalt hat. Die Emendation von lauter Nach-

läſſigkeiten im Stil macht ſo erſtaunliche Mühe, daß ich zu einem Überblick über das Ganze, alſo zu einem Urteil über den Wert der Arbeit, noch nicht kommen kann.“

Im allgemeinen rügte Bagge: die vorkommenden Pleonasmen und Stilwucherungen, einzelne Härten und allzuſtarke Ausdrücke (z. B. „Lausbube“), zu häufige Anwendung von Provinzialismen, Inkonſequenz im Gebrauche des Apoſtrophs, die Anwendung des gar nicht oberfränkiſchen „nee“ für „nein“. In orthographiſcher Hinſicht fand er zu Schaumbergers Erſtaunen nicht viel zu ändern; auch die Interpunktion erwies ſich als gut.

In ſeiner Antwort zeigte ſich Schaumberger als der ausgeſprochenſte Sanguiniker: ebenſo ſchnell und gründlich entmutigt durch einen Mißerfolg, als vorher leicht begeiſtert für einen Plan. Er nahm Bagges Kritik viel zu tragiſch und verzweifelte vollſtändig an ſeiner weiteren ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit. Um ihm nicht Unrecht zu thun, muß man ſich indes in ſeine Lage hineindenken; er war ja ein kranker Mann, der alles durch die Brille der Überreiztheit anſah. Er ſchrieb an Bagge zurück: „Dein Brief hat mich ſehr erſchreckt, und ich bedurfte einiger Zeit, um mich wieder aufzuraffen. Wenn ich ſchriebe aus Eitelkeit oder bloß aus innerem Drange, dann wäre es wohl unrecht von mir, über den Mißerfolg unruhig zu werden. Aber ich bin krank, und viele Hoffnungen auf die Zukunft knüpfen ſich an das Gelingen oder Mißlingen meiner Verſuche. Wäre ich geſund, ich wäre keinen Augenblick im Zweifel, was zu thun ſei: ich würde eben dieſe Arbeiten aufgeben! Aber jetzt ſind ſie der Strohhalm, an den ich mich wie ein Ertrinkender anklammern muß. Und nicht das Mißlingen dieſer Arbeit allein regte mich ſo auf. Ich wurde vollſtändig irre an mir ſelber. Das aber iſt ein ſchrecklicher Zuſtand! Ich zweifelte und zweifle noch, ob ich wirklich berufen bin, auf dieſem Felde meine Kräfte zu verſuchen. All' die ſchöne Zeit, die ich darauf verwandt, mir eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen, erſchien mir rein verloren und weggeworfen. Was nun? Was nun treiben, was nun ergreifen?

Nun kann und darf ich ja auch nicht den Winter über in Davos bleiben; denn ich gestattete mir den Aufenthalt hier nur unter der Bedingung, durch meine Arbeit die Kosten wieder zu ersetzen."

Im allgemeinen war der Dichter von der Richtigkeit des Baggeschen Urteils überzeugt und gab seinem geliebten Freunde „fast in allen Stücken Recht". Nur gegen einige Ausstellungen wehrte er sich. So legte er Verwahrung ein gegen den Vorwurf: „Du arbeitest zu rasch!" Er glaubte im Gegenteil, in dieser Beziehung sehr gewissenhaft und fleißig gewesen zu sein. Manche Stelle wurde ja drei- bis viermal bearbeitet; der Dichter ging keinen Schritt weiter, bis er glaubte, die Stelle sei gut. Auch die gebrauchten „starken Ausdrücke" verteidigte er und führte als Zeugen für sich an: Auerbach, Schmid, Melchior Meyr und — Bagge selbst. Er bemerkte hierzu: „Die Sprache des Volkes ist an und für sich arm an Bezeichnungen für Liebe und Haß, dafür sind aber die wenigen Wörter desto schlagender und treffender. Und wer das Volk schildern will, darf auch nicht vor einem kräftigen Ausdrucke zurückschrecken." Hinsichtlich der Apostrophierung berief er sich auf den Vorgang von Matthias Claudius und E. Marlitt.

Bagge nahm den etwas leidenschaftlich gehaltenen Brief Schaumbergers, der beinahe einer Selbstverdammung glich, mit der überlegenen Ruhe des Alters auf und blieb in zwei weiteren Antworten in der Hauptsache bei seinen Ausstellungen stehen. Er fand in dem „angehenden Litteraten Heinrich" noch ein Mißverhältnis zwischen dem produktiven Drange und der Selbstbeherrschung in der Arbeit. Als Schaumbergers Hauptfehler bezeichnete er seine Breite und Überschwenglichkeit; auf den Kopf sagte er ihm zu: „Du hast noch keinen Begriff von der Sorgfalt, mit welcher der einzelne Satz sowohl an sich, als in Verbindung mit Vor- und Nachmann erwogen werden muß."

Schaumbergers Absicht, „Vater und Sohn" ganz liegen zu lassen, trat Bagge ganz entschieden entgegen: „Die Sache ist so prächtig ausgedacht, die psychologische Entwicklung läßt so wenig zu wünschen übrig, vieles ist so schön gelungen, daß

es jammerſchade darum wäre. An den Stellen beſſer machen, wo gefehlt iſt! Das ſage ich Dir, lieber Heinrich, in die ‚gute Schule‘ mußt Du wirklich noch hinein und mußt mir da Deine Lektion lernen von A bis Z. Deine ſchriftſtelleriſche Zukunft iſt davon abhängig, ob Du dieſe Schule durchmachſt. Was Du zu überwinden haſt, ſind lauter Dinge, welche die Darſtellung angehen und die um ſo wichtiger ſind, ein je prächtigeres Geſchick Du zur Erfindung wie zur Plaſtik haſt. Jetzt gilt es: Dir Zeit nehmen, alles recht hübſch langſam niederſchreiben, das Niedergeſchriebene auf die Goldwage legen, die Sorgfalt der Durchſicht auf das Allereinzelnſte erſtrecken!“

Nach und nach lernte Schaumberger denn auch die Sache ruhiger anſehen. Er folgte in allem Bagges Rat. Vorläufig legte er „Vater und Sohn“ zurück und bearbeitete „Umſingen“ zum zweiten Male.

Noch einmal auf die teilweiſe verfehlte Erzählung „Vater und Sohn“ zurückblickend, ſchrieb er: „Es iſt mir ein demütigendes Gefühl, daß es mir nicht gelang, gerade die Hauptidee ſo ins Licht zu ſtellen, daß ſie klar und deutlich in die Augen ſpringt. Aber ich tröſte mich; es iſt für den Anfänger, namentlich für einen Menſchen ohne logiſche Durchbildung, wie ich nun einmal einer bin, eine zu große und herrliche Aufgabe geweſen. Das Schwanken des Jünglings Johannes mag oft zu grell dargeſtellt ſein, pſychologiſch wahr iſt es trotzdem. Auch ſeine Wildheit, ſein Unmut kann bei einem jungen Manne ſeines Weſens, ſolchen Verhältniſſen gegenüber, nicht ausbleiben. Die letzten Kapitel zeigen ihn dann als Sieger, in ſeiner Ruhe, Milde und Klarheit; darum auch ihre befriedigende Wirkung. Aber grade ſie ſind von untergeordneter Bedeutung. Ich glaube, daß ich in dieſer Erzählung zu viele pſychologiſche Probleme zu löſen verſucht habe; darum der unerquickliche Eindruck, ſoweit er nicht von der verunglückten Form, die ich vollſtändig zugebe, herrührt. Vielleicht laſſe ich bei einer nochmaligen Bearbeitung den Frieder ganz in den Hintergrund treten und benütze ihn nur ſoweit, als ſein Thun und Geſchick zur Charakterbildung des Johannes

nötig ist. Die Darstellung des inneren Lebens ist meine Stärke und meine große Schwäche. Ich kann nicht anders: ohne innere Entwicklung giebt es für mich keine äußere, und weil meine eigne Entwicklung nicht klar und mild war, werden auch meine Charaktere stets etwas Stürmisches, Gewaltsames an sich tragen."

Nachdem Schaumberger Weihnachten 1871 „Umfingen" vollendet hatte, nahm er sofort, Bagges Rat befolgend, mit außerordentlicher Energie „Vater und Sohn" wieder vor. „Der arme Junge (Johannes) ist durch die Schuld seines geistigen Vaters recht unglücklich geworden," schrieb er scherzhaft, „ich habe an ihm viel gut zu machen." Und er hat alles gut gemacht. Denn wie er nun die Dichtung änderte, verdient sie als ein Musterstück volkstümlicher Erzählung bezeichnet zu werden. Staunen muß man über die geistige Elastizität, die der schwerkranke Mann hiermit offenbarte. Vor kurzem noch durch den Mißerfolg aufs tiefste niedergedrückt, war er nun schon wieder eifrig an der Arbeit, die begangenen Fehler zu verbessern, die erhaltenen Ratschläge zu benutzen und endlich das rein und schön herauszubringen, was ihm so lange schon in idealer Vollendung vor der Seele schwebte.

Am 19. Dezember las Schaumberger vorerst „Vater und Sohn" wieder durch. Dann ging er mit dem festen Vorsatze an die Neuschaffung, diesmal der Erzählung eine bessere Gestalt zu geben. Jetzt wollte er von Anfang an den Johannes mehr in den Vordergrund treten lassen; in die ganze Erzählung mußte nach seiner Meinung „mehr individuelles Leben und mehr Plastik" kommen. Vor allem waren die langen Gedankenreihen, „die ins Ekelhafte ausgesponnenen Schilderungen innerer Vorgänge" zu entfernen, ferner alle die sinnlosen Übertreibungen, „dieses Wüten und Toben, Fluchen und Beten der Personen". Treffend bemerkt er hierzu: „Der Dichter darf uns wohl am fernen Brausen, Donnern und Blitzen den Sturm ahnen lassen, aber er darf uns nicht mitten hineinstellen, sonst hat aller ästhetische Genuß ein Ende." Nächst dem Johannes sollte auch Auguste mehr in den Vordergrund treten;

ſelbſt die ſchlimme Bärbel ſollte mehr Spielraum erhalten. Hinſichtlich der Form glaubte er bereits in dem nun fertigen „Umſingen“ einige Fortſchritte gemacht zu haben. Er wartete geſpannt auf Bagges Urteil über dieſe Novelle und fragte an, ob er in der Weiſe fortarbeiten könne.

Nach dem neuen Programme ging Schaumberger mit Feuereifer an die dritte Umarbeitung von „Vater und Sohn“. Am Weihnachtsmorgen begann er das fünfte Kapitel: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren!“ neu zu geſtalten. Zwei Tage ſpäter ſandte er bereits einen Teil davon nach Hauſe mit der Bemerkung: „So kurz und einfach ſich die Scene auf dem Papiere ausnimmt, ſo ſchwer war ſie zu bearbeiten, und doch kommt das Schwerſte noch: der Monolog nach der Kirche, den ich vielleicht in einen Dialog umgeſtalte.“ Auch weiterhin wollte er, Bagges Rat befolgend, die ſchwerſten Stellen aus der Erzählung herausnehmen und beſonders ſorgfältig bearbeiten. Zu ganz beſonderem Fleiße ſpornten ihn Bagges „Beichtkameraden“ an, die ihm außerordentlich gefielen. So oft er das Büchlein anſah, kam eine wahre Unruhe über ihn, ein ungeſtümer Drang, doch auch etwas dem Ähnliches zu ſchaffen.

Schaumberger hatte ſich vorgeſetzt, bis Oſtern die Erzählung druckfertig zu machen. Er arbeitete jetzt viel ruhiger als das erſte Mal. Seit in ſeinem Befinden eine wirkliche Beſſerung eingetreten war, hatte er auch den krankhaften Arbeitsreiz überwunden, unter deſſen Herrſchaft er früher geſtanden. Jetzt konnte er ſtundenlang auf dem Sofa müßig liegen, höchſtens mit Meditieren beſchäftigt.

Auf dieſe Weiſe wuchs die Erzählung zwar langſam, aber ſie wuchs doch. Am 3. Januar 1872 hatte der Dichter die Sonntagsſcene, vor der er ſich einigermaßen gefürchtet hatte, fertig, und er geſtand ſich: „Sie macht mir Freude! Es iſt Saft und Kraft darin. Es liegt aber auch ein gut Stück Arbeit in der Epiſode.“ Nun arbeitete er mit Luſt und Liebe an einer ganz neuen Scene desſelben Kapitels: an der einfachen und doch ſo ergreifenden und rührenden Schilderung,

wie Auguſte mit ihrer Mutter in ſtiller Mondnacht die Frage der Güterabtretung verhandelt. Im Hinblick auf dieſe Neuerung, die ja auch wirklich zu Schaumbergers gelungenſten Inſpirationen gehört, ſchrieb er: „Ich hoffe, die Geſchichte ſoll ſich viel formen- und farbenreicher geſtalten als früher. Dabei bemühe ich mich, möglichſt kurz zu ſein.“

Die Arbeit ging ihm auch weiterhin gewaltig im Kopfe herum. Allgemach gewann er wieder Zutrauen zu ſeiner dichteriſchen Kraft und zu ſeinem Werke. „Wenn ‚Vater und Sohn‘ nicht total umſchlägt,“ meinte er, „ſo ſoll wohl etwas daraus werden.“ Jetzt geſtaltete er das erſte Kapitel um. Er ſchrieb der Braut darüber und ſetzte ihr ſeine Ideen auseinander.

Voll Ungewißheit fragte er: „Iſt es ſo recht?“ Er konnte ſich aber auch des Seufzers nicht enthalten: „Wenn's nur fertig wäre!“

Am 10. Januar war das erſte Kapitel in der neuen Bearbeitung nahezu beendet. In ſeiner Beſcheidenheit wollte der Dichter zwar ſeinem Urteile durchaus nicht beſtimmenden Wert beilegen, aber das glaubte er doch ſagen zu dürfen: „Bis jetzt bin ich zufrieden.“ Nur das Geſpräch des Kapitels machte ihm noch „ungeheuer zu ſchaffen.“

Er arbeitete nun ſtetig weiter, mit immer gleicher Freudigkeit und erneutem Selbſtvertrauen. Am 17. Januar ſchrieb er voll ſchönen Selbſtgefühls und berechtigter Freude: „Ich hoffe, endlich in ein neues Stadium meines Schaffens eingetreten zu ſein. Johannes macht mir Freude; es kommt Leben und Farbe in die Geſchichte. Über die fertigen Scenen habe ich verſchiedene günſtige Urteile in petto. Die böſen: ‚Hm! hm! Nicht übel!‘, die mich ſonſt in Verzweiflung brachten, fehlen gänzlich. Die Liebesſcene in der Roſenlaube, an dem Mondſcheinabend, macht mir Freude, ob auch anderen, iſt freilich die Frage.“

Im zweiten Kapitel waren nun gleichfalls alle „Innerlichkeiten und Reflexionen“ ausgemerzt; die Erzählung ſchritt in Geſprächen und Handlungen raſch vor. Faſt fürchtete der

Dichter, die Handlung werde ſich etwas zu lebhaft geſtalten; immerhin dünkte ihm das beſſer als die früheren einförmigen Gedankenreihen. „Auguſte wird Mädchen, Johannes läßt den künftigen Mann ahnen, Bärbel hat ſich exponiert, Frieder iſt mitten drin in Sünde und Leidenſchaft, der Bergbauer beginnt nebenaus zu geraten, und die Bäuerin iſt ein neuer Charakter, der mild und verſöhnend gegen die grellen Konflikte und Leidenſchaften abſtechen ſoll.“

Bei Bearbeitung der letzten Scenen dieſes Kapitels hatte Schaumberger oft an die Braut gedacht. Er geſtand ihr: „Wenn Auguſte gar kein rechtes Bauernmädchen mehr iſt, ſo biſt Du ganz allein dran ſchuld. Warum muß ich auch immer denken: Was würde Magdalene jetzt ſagen? Und es iſt ein harter Zwang, daß ich das Schönſte und Beſte, was ich aus Deiner Seele nehmen könnte, nicht wiedergeben darf. O, es iſt eine ſüße Pein, ſich in eine geliebte Seele zu verſenken, ihr innerſtes Leben zu ahnen und dichtend neu zu geſtalten!“

Im übrigen kamen immer wieder die alten Zweifel an ſeiner dichteriſchen Befähigung über Schaumberger, namentlich angeſichts ſeines Stils, der ihm noch gar nicht gefallen wollte, wahrſcheinlich, weil er ihn mit Baggeſchen Augen anſah. Mißmutig rief er aus: „Das Wort des Johannes: ‚Ich ſehe, das Glück iſt nichts, nur das rechte Thun iſt allein das Bleibende!‘ liegt mir ſchwer auf der Seele. Es könnte auch heißen: Das dichtende Schaffen iſt nichts — das rechte Thun iſt alles! Die höchſte Aufgabe iſt und bleibt doch, im Thun und Sein das Leben ſelbſt zu einem vollendeten Kunſtwerke zu geſtalten.“

Am 27. Januar hatte Schaumberger bereits ſechs Kapitel der neuen Bearbeitung fertig, die aus den erſten zwei Kapiteln der früheren Bearbeitung entſtanden waren. „Vater und Sohn“ war eine ganz neue Geſchichte geworden, aus welcher man die alte Lesart kaum wieder erkennen konnte. Von neuem fragte der Dichter bange: Ob's nun wohl gelungen iſt? Bei der Bearbeitung machten ihm die einzelnen Scenen viel Freude; bei der Reinſchrift entdeckte er daran nichts als Fehler und Män-

gel. Inbrünſtig wünſchte er: „Gott gebe, daß diesmal die Arbeit nicht wieder gänzlich verfehlt iſt, es wäre mir ſchrecklich!“ Dieſe peſſimiſtiſche Anſchauung übertrug ſich bald genug auf die Konzeption ſelbſt. Schon an der Bearbeitung des dritten Kapitels hatte er nicht mehr ſo viel Freude; er war verzagt; er wurde unſicher, und das war für ſein Schaffen nicht gut.

Etwas aufgemuntert wurde Schaumberger durch den Beifall, den er bei einer zweiten Vorleſung der Erzählung fand. Selbſt der Lauſanner Profeſſor ſprach ſich ſehr anerkennend über die fertigen Kapitel aus. Er meinte: „Die Sache iſt gut, ſehr gut, ſehr intereſſant!“ Nur Frieders Charakter ſchien ihm etwas zu dunkel gehalten. Ungeteilten Beifall fand der Dichter bei den übrigen Hörern, die ziemlich bunt zuſammengewürfelt waren. Der feinfühlige Schaumberger merkte wohl, daß man in der Erwartung gekommen war, ſich einmal gründlich zu langweilen. Aber von Seite zu Seite wurden alle aufmerkſamer; die Augen der Hörer begannen zu glänzen! Es war wirklich ein kleiner Erfolg für den Dichter. Man fand die Dichtung „intereſſant, ſpannend erzählt“, und die Charakteriſtik „klar und treu“. Namentlich wurde eine gewiſſe Einfachheit und Natürlichkeit in der Darſtellung rühmend hervorgehoben. Da alle Hörer befriedigt waren, die ihm doch früher nichts geſchenkt und jede Kleinigkeit „aufgemutzt“ hatten, glaubte Schaumberger auch in formeller Hinſicht Fortſchritte konſtatieren zu können.

„Trotz aller Mühe, welche ihm die Neugeſtaltung der Dichtung verurſachte, hatte der Dichter doch auch Momente reinen, innerlichen Hervorbringens, in denen in ſeiner Seele eine neue Welt aufblühte; dann fühlte er ſich wahrhaft glücklich, dann flohen alle Sorgen, dann war ihm die ganze Seele licht.“ Aber ſolche Erhebungen des Geiſtes kamen ihm nur ſelten und dauerten nur kurze Zeit, und nie blieb der Rückſchlag aus. Dann wiederum erſchien ihm alles Geſchaffene „erbärmlich und troſtlos“; aller Aufwand von Mühe kam ihm immer wieder wie eine Ver-

ſchwendung vor, und er fühlte ſich tief, tief unglücklich. In einem ſolchen Augenblicke ſeeliſcher Herabſtimmung rief er klagend aus: „Warum giebt es kein Medium, das unmittelbar innerlich Erſchaute, lebendig Empfundene auch ganz ſo rein und unmittelbar wiederzugeben?“ Und dann kamen zum Überfluſſe auch wieder Stunden, wo ihm nicht nur die Prüfung des Geſchaffenen, ſondern das Schaffen ſelbſt zur Qual wurde, wo er, wie einſt Leſſing, „alles Druckwerk in ſich in Bewegung ſetzen mußte, um — ſich mühſam weiter zu ſtümpern.“

Trotz alledem arbeitete er mutig weiter; er ſtürzte das Erzählte vollſtändig um, ſodaß nach ſeiner Anſicht nicht zehn Sätze in der urſprünglichen Faſſung beibehalten wurden. Auch von der Zerteilung in kürzere Kapitel verſprach er ſich eine beſſere Wirkung; er kam dadurch zugleich über manche „Klippen der Kompoſition“ hinweg. Aus den fünf erſten Kapiteln der alten Erzählung wurden dreizehn neue. Die erſten drei ſollten nach dem jetzigen Überſchlage in ſechs bis ſieben zerlegt werden.

Am 23. Februar las Schaumberger in einer befreundeten Familie das 10., 11. und 12. Kapitel der Erzählung vor und fand damit viel Anerkennung. Der Lauſanner Profeſſor, ein ſonſt immer nörgelnder Kritikus, ließ ſich ſogar herbei, das Gehörte „ausgezeichnet“ zu finden. Schaumberger bekam dadurch neuen Mut, neue Zuverſicht und neue Arbeitsluſt und ſchrieb in dieſer erhöhten Stimmung bis zum 28. Februar das 14., 15. und 16. Kapitel nieder. Mehrmals ſandte er unterdes Proben nach Hauſe, um zu erfahren, ob Bagge jetzt befriedigt ſei. So fragte er einmal: „Iſt mir der Beweis gelungen, daß die That des Johannes dem Vater innerlich zur Rettung ward? Iſt die innere Demütigung Frieders auch genügend dargeſtellt?“

Leider zehrte die übermäßige Anſtrengung ſehr an ſeiner Körper- und Geiſteskraft; er fühlte ſich oft recht müde und matt. Mehr denn je ſehnte er ſich jetzt nach Vollendung ſeiner Arbeit. Am 15. März war endlich die Erzählung bis auf zwei Schlußſcenen fertig. Nachdem auch dieſe noch geſchrieben worden waren, unterzog der gewiſſenhafte Dichter einzelne

Stellen einer nochmaligen Bearbeitung und zog die urſprünglichen 20 Kapitel in 18 zuſammen. In dieſer Faſſung brachte er das Werk zur letzten Leſung. Darüber berichtete er am 20. März nach Hauſe: „‚Vater und Sohn‘ iſt fertig und auch geleſen. Im ganzen wurde es gut aufgenommen. Der Profeſſor aus Lauſanne drückte mir herzlich die Hand und verſicherte: ‚Sehr gut, recht gut!‘ Aber, lieber Gott, die abweichenden Urteile! Dem einen iſt es zu kurz, dem andern zu lang, da zu weich, dort zu hart! Wirklich, ich möchte manchmal mit dem Kopfe an die Wand rennen! In einem iſt es doch beſſer geworden, im Stil; ich kann das ſagen, da ich die Arbeit vorleſen hörte. Das iſt mein beſter Troſt. Ich bin begierig, was Ihr dazu ſagen werdet! Nun ſitze ich noch über einem Prolog zu der Erzählung; aber ich möchte mir die Haare ausreißen über einen einzigen Satz, der weder Form noch Geſtalt gewinnen will!“

So lag denn nun das Werk in der Faſſung vor, in welcher es ſpäter ſo raſch die auszeichnende Gunſt der deutſchen Leſewelt fand, daß es bereits der 4. Auflage entgegengeht. Der Lauſanner Profeſſor, der als feiner Kenner der Litteratur recht wohl die Bedeutung der Dichtung erkannt hatte, machte Schaumberger den ehrenden Antrag, er wolle „Vater und Sohn“ ins Franzöſiſche übertragen. Schaumberger gab ſeine Zuſtimmung um ſo lieber, als der Profeſſor ſchon früher eine Reihe deutſcher Erzählungen überſetzt hatte. Freilich konnte jetzt noch nicht von der Ausführung dieſes Planes die Rede ſein, da jener Freund ſchwer krank und mindeſtens drei Jahre an Davos gefeſſelt war. Doch fühlte ſich Schaumberger von dem Anerbieten immerhin höchſt angenehm berührt. Er ſchrieb der Braut: „Denke Dir — die Freude, wenn einmal ‚Vater und Sohn‘ im franzöſiſchen Gewande zu uns zurückkehrte! Darfſt das getroſt unſern Bauern ſagen, wenn Du willſt! Wird auch nichts daraus, ſo ſchadet’s doch nichts, wenn die daheim ein ‚bitzle Reſpekt‘ bekommen!“

Schaumberger brachte das Manuſkript der Erzählung ſelbſt mit nach Hauſe, und diesmal fand es denn auch Gnade

vor den Augen des ſtrengen Kritikers Bagge. Er konnte ſich unmöglich dem mächtigen Walten eines echten Dichtergeiſtes verſchließen, der in der neuen Bearbeitung zu ſpüren war. Gut war es aber doch geweſen, daß er dem Dichter das erſte Mal einen ſo heilſamen Schreck mit ſeiner ungeſchminkten Ausſprache eingejagt hatte; Schaumberger hätte ſich wohl ſonſt kaum in eine ſo ſtrenge Selbſtzucht genommen, hätte darum auch ſein hochgeſtecktes Ziel nicht in ſo glänzender Weiſe erreicht. Was er ſich jetzt mühſam errungen in energiſcher Selbſtſchulung, es kam allen ſeinen nachfolgenden Werken zu gute, am meiſten ſeinem Meiſterſtücke, der herrlichen Erzählung „Im Hirtenhaus“, die ein Juwel der deutſchen Dorfgeſchichtenlitteratur geworden iſt.

* * *

Am 10. September 1871 hatte Schaumberger „Vater und Sohn“ in der erſten Bearbeitung zur Poſt gegeben; vier Tage ſpäter begann er ſchon „Umſingen“ neu zu bearbeiten. Dieſe Dichtung aus der Weißenbrunner Zeit hatte ihm bereits ſeit vier Wochen im Sinne gelegen. Am 11. Auguſt hatte er ſich zuerſt vorgenommen, „Umſingen“ aufzufriſchen; „als etwas Heiteres“ ſollte es ihm ein Gegenſtück ſein zu der durchweg düſter gehaltenen Erzählung „Vater und Sohn“. Er wollte ſo fleißig ſein, daß er es der Braut zum Geburtstag, am 11. November, überreichen könne. Die ungünſtige Beurteilung von „Vater und Sohn“ machte ihn indes ſo verzagt, daß er kaum noch weiter arbeiten mochte. Sein Schreck war ſo groß, daß er ſogleich noch einmal an eine gründliche Überarbeitung der fertigen Kapitel ging. Er wollte ſich zwingen, bei der letzten Bearbeitung „den Inhalt mehr außer Augen zu laſſen und nur an die Form zu denken.“ Naiv ſetzte er hinzu: „Ob ich's freilich kann, weiß ich noch nicht.“ Zur vorläufigen Beurteilung teilte er den Seinen in Weißenbrunn den Plan der Erzählung mit; Bagge ſollte ihm ſagen, ob er darnach arbeiten könne oder nicht. Sein eignes Urteil war: „Ich hoffe, darin ſoll wenigſtens von Sentimentalität nichts mehr

zu ſpüren ſein, und eine unangenehme Liebesgeſchichte wird's auch nicht."

Je mehr die Arbeit vorſchritt, deſto mehr gefiel ſie dem Dichter ſelbſt. Er wollte ein heitres Volksbild ſchaffen, das in organiſchem Zuſammenhange mit ſeiner Hauptarbeit, dem bereits geplanten „Fritz Reinhardt", ſtehen ſollte. Ein Stück Lehrerleben vor fünfzig Jahren wollte er ſchildern, dem ſich dann die ſkizzierte, aber nur teilweiſe ausgeführte, bis jetzt noch ungedruckte Erzählung: „Aus dem Präzeptorleben", die Geſchichte ſeines Vaters, anſchließen könnte. In dieſen beiden Geſchichten ſollte die Vergangenheit geſchildert werden; „Fritz Reinhardt" würde dann einführen in die Kämpfe und Arbeiten, in das Denken und Streben der Landlehrer der Jetztzeit. Bei der Bearbeitung von „Umſingen" blieb Schaumberger der Mahnungen ſeines ſtrengen Weißenbrunner Zenſors wohl eingedenk. Jeder Satz wurde einzeln geprüft und abgewogen; der Dichter wurde faſt überſtreng gegen ſich ſelbſt. Er ſchrieb der Braut unter anderem: „Den Dialekt beſchränke ich auf ein Minimum; auf die Flickwörter: ‚und, aber, auch, gar, gerade, alle u. ſ. w.', dieſe häßlichen Blattläuſe an dem Pflänzchen meiner Poeſie, bin ich wie ein Drache; unbarmherzig werden ſie umgebracht, wo es nur irgend angeht; auch die Beifügungen halte ich unter ſcharfer Zucht; meine unglückſelige Breite ſuche ich in lakoniſche Kürze umzuwandeln." Weiterhin vertraute er der Braut: „Der Herr Präzeptor hat ſich eben gründlich mit ſeiner Margaret, ſelbſt mit dem Mühljohann überworfen und infolgedeſſen wahrſcheinlich eine unruhige Nacht gehabt! Hoffen wir, daß es ihm nichts ſchadet und er noch glücklich ans Ziel gelangt. Das ‚Umſingen' macht mir wieder Freude, da es ein Vorſpiel und Gegenſtück zu ‚Fritz Reinhardt' iſt. — Ich lache bei der Bearbeitung oft laut auf; es kommen luſtige Geſchichten vor. Ich bin neugierig, was Ihr dereinſt dazu ſagen werdet!"

Da er die Erzählung nicht zum 11. November fertig bringen konnte, wollte er ſie wenigſtens der Braut auf den Weihnachtstiſch legen. Am 12. Dezember war wirklich das

Ganze bis auf das Schlußkapitel vollendet. Seine früheren kühnen Erwartungen hatten ſolche Sturzbäder der Enttäuſchung erfahren, daß er offen geſtand: „Ich habe keinerlei Hoffnung auf eine gelungene Arbeit; mir liegt nur daran, zu erfahren, ob ein kleiner Fortſchritt in der Form bemerklich iſt. Ich ſehe die Erzählung als ein Exercitium an und bitte, auch nicht mehr zu erwarten.“ Um dem Kinde einen Namen zu geben, wollte er die Erzählung überſchreiben: „Unter Dorfmuſikanten. Ein Stück oberfränkiſches heiteres Dorfleben.“

Auch bei der Umdichtung dieſer Erzählung ſtand ihm immer und immer wieder Magdalene vor Augen. Am 15. Dezember geſtand er ihr: „Wenn ich arbeite und ſchaffe, ſo geſchieht es ja auch für Dich; Du ſtehſt als Idealbild immer vor meiner Seele, und das Beſte und Schönſte, was ich geſchaffen, iſt doch nur ein unvollkommener Abglanz deſſen, was ich Dir ablauſchte, was Du mir wurdeſt.“ Jetzt, wo ihm die Braut eben wieder und nun für immer ihr Wort erneut hatte, (vergl. Kap. VIII.), ſtand ſie ihm näher als je. Er ſchrieb: „Seitdem ich weiß, daß Du unwiderruflich mein biſt, ſind fröhliche Gedanken in die Arbeit eingeſchrieben worden, die man freilich nicht ſieht, vorher deſto mehr traurige.“ Am 16. Dezember war auch das Schlußkapitel geſchrieben. Schaumberger hatte tüchtig gearbeitet, um das Manuſkript noch vor Weihnachten zu Ende zu bringen. Sofort gab er's auf die Poſt; nicht einmal ſo viel Zeit ließ er ſich, die Seiten zu numerieren und die Bogen zuſammenzuheften. Er bat die Braut, das für ihn zu thun.

Seine Befürchtungen hinſichtlich des Gelingens waren unnötig geweſen. Die Erzählung fand in Weißenbrunn ungeteilten Beifall „ſowohl beim Ober- als beim Unterhauſe.“ Am Neujahrstage 1872 konnte der Dichter der Braut ſchon für das Lob danken, das ſie der Erzählung geſpendet. Er ſagte: „Es iſt freilich ſehr, ſehr überſchwenglich, es hat mir manche Röte ins Geſicht getrieben, mich aber doch herzlich erquickt. Ich ſehe, Du biſt mit mir zufrieden, und das iſt mir der herrlichſte Lohn. Als ich nicht mehr an mich glauben

konnte, da mußte ich immer nur an Dich denken und Dich beklagen.“

Bagge ſchrieb über die Dichtung am 29. Dezember. Er hatte mit ſeinem „Hausgeſinde“ ein ſchlimmes Stück Arbeit und einen ſchweren Stand gehabt. „Die guten Seelen konnten die Zeit nicht erwarten, bis ſie von dem Heinrich etwas gedruckt in der Welt kurſieren ſahen und waren faſt grimmig über den Hausherrn hergefallen, dieweil er immer noch mit ſeinen kritiſchen Bemerkungen ihre Begeiſterung ſtörte.“ Aber der wackre Mann und unbeſtechliche Richter ließ ſich's nicht anfechten. Da er's jetzt ſah, wie ſeine „litterariſche Doktorei“ ſo ganz vortrefflich bei Schaumberger angeſchlagen hatte, ſo wollte er mit ſeinem kritiſchen Rate ausharren, damit der Dichter mit einer möglichſt vollendeten Leiſtung als Schriftſteller auftreten könne. Das war nach ſeiner Meinung ein viel, ja unberechenbar höherer Gewinn, als wenn Schaumberger jetzt das „erſchreckliche Glück“ erlangte, im 1. oder 2. Quartal 1872, ſei es in der „Gartenlaube“ oder in einem beſonderen Büchlein zu paradieren.

Bagge lobte den Freund, daß er ſich ſo prächtig in Selbſtzucht genommen und infolgedeſſen nahe daran ſei, den Kritikus in Ruheſtand zu verſetzen. Er rühmte: „Du haſt mit dieſem Stück heiteren Volkslebens ein ganz vortreffliches, viel und reich gegliedertes, äußerſt naturwüchſiges und doch nach keiner Seite hin durch zu ſtarke Farben verletzendes Genrebild gezeichnet.“

Dieſe Anerkennung von ſeiten des ſtrengen Richters that dem Dichter ſehr wohl; einige Vorſchläge zu kleinen Änderungen verſprach er in Erwägung zu ziehen. Nur vor den von Bagge gewünſchten Reflexionen hatte er eine „grauſame Scheu“. Man muß ſagen: Gott ſei Dank! War es bewußte künſtleriſche Anſchauung, war es Inſtinkt — Schaumberger hat in keinem ſeiner Werke der Reflexion Wucherung verſtattet, und dadurch haben ſeine Dichtungen nach Seite der Kompoſition unendlich gewonnen.

Er bemerkte hierüber gegen Bagge ſehr richtig: „Iſt das

Volksleben ſittlich geſund und tüchtig, ſo muß ſich das ohne alle Reflexionen und Veranſtaltungen auch aus der Darſtellung ergeben; wo nicht, ſo iſt die ganze Arbeit verloren. Und ein geſundes, kernhaftes Stück Volks-Leben, -Lieben, -Denken und -Dichten ſpiegelt ſich in der Arbeit. Es iſt wohl darin keine beſondere ſittliche Idee zum Ausdruck gekommen, aber das Ganze ſoll ſittlich ſein. So ſind beſonders alle die kleinen Erzählungen nur nach gründlichen Erwägungen aufgenommen; es iſt keine ohne ſittlichen Kern und Gehalt. In allen ſoll das tief ſittliche Gerechtigkeitsgefühl zum Durchbruch kommen. Zwar ſind ſie ſämtlich negativ, aber ſie wirken darum nicht minder. Ferner: Iſt nicht der Vetter ein Vertreter der ernſten Frömmigkeit und Sittlichkeit? Steht ihm nicht der Zimmerdick helfend zur Seite? Sind nicht alle Muſikanten, bei allem Unſinn, religiöſe, ſittlich ſtrenge Gemüter? Könnte man im Ernſte auch nur einem eine wirkliche Schlechtigkeit zutrauen? — Wahrer Volkswitz und Humor iſt ſtets ſittlich! Ich denke lebhaft an Reuters Schriften. Bräſig iſt doch durchaus nicht, was man einen religiöſen Menſchen nennt, und doch iſt der Eindruck, den er hervorbringt, höchſt moraliſch. Wäre nur Gelegenheit gegeben, meinen Schneidersnikel in einen ſittlichen Konflikt zu bringen, er würde dann einen ganz andren Eindruck machen; denn ich bin gewiß, er würde ſich ‚nicht lumpen laſſen‘.“

Bezeichnend für Schaumbergers Dichtungsweiſe iſt das bei dieſer Gelegenheit gemachte Geſtändnis: „Ich muß mich ſelbſt erniedrigen und ſagen: In der ganzen Arbeit iſt auch nicht das Geringſte meine Erfindung, es iſt alles, alles wirklich aus dem Volksleben geſchöpft. Iſt das eine Demütigung für mich, ſo iſt es ein Vorzug für das Werk. Die Erzählung iſt kein erfundenes Gedicht, ſondern volles, wahres, wirkliches Leben.“

„Umſingen“ verſchwindet nun für eine Weile von der Bildfläche, um ſpäter doch noch einmal einer Bearbeitung unterzogen zu werden. Die darangeſetzte Mühe blieb nicht unbelohnt. Kaum gedruckt, fand es raſch Freunde genug, die ſich

an ſeiner ungezwungenen Natürlichkeit erfreuten. Kein Buch Schaumbergers hat wohl nächſt „Im Hirtenhaus“ ſo viele Sympathien gefunden als die „Bergheimer Muſikantengeſchichten“, denen „Umſingen“ jetzt angehört.

* * *

Die dritte Dichtung, mit der ſich Schaumberger in Davos beſchäftigte, war „Fritz Reinhardt“, ſein Hauptwerk. Die Idee dazu ging ihm erſt hier auf: er hatte weder einen Entwurf noch ſonſt etwas dazu aus der Heimat mitgebracht. Den Gedanken, in einer Erzählung moderne Lehrerverhältniſſe zu ſchildern und dabei auch Einzelheiten aus ſeinen Erlebniſſen einzuflechten, hatte er allerdings ſchon früher. Bereits in Einberg oder Ahlſtadt ſchrieb er einmal in einer müßigen Stunde den Anfang einer ſolchen Lehrergeſchichte nieder, die indes nur als Novelle gedacht war.

Kurz nach ſeiner Ankunft in Davos ſchoß dem Dichter ein Gedanke durch den Kopf, den man recht wohl als Motto über den fertigen Roman ſetzen könnte. Er ſchrieb am 1. Juli an die Braut: „Die Frau ſoll glauben, der Mann ſoll prüfen, forſchen, ſtreben! Die Frau ſoll empfinden, der Mann ſoll wiſſen und wollen!“ Dieſe Gedankenreihe ſpann er in den nächſten Wochen ſo weit aus, daß er bereits am 7. Auguſt eine eingehende Skizze zu dem Romane entwarf, der allerdings noch ſehr im Dämmer in ſeiner Seele lag. Aber der Titel war doch ſchon gefunden: „Liebe und Glaube“ ſollte die neue Erzählung heißen. Dieſe beiden dominierenden religiöſen Begriffe ſollten der Angelpunkt werden, um den ſich das Ganze drehte. Gewiß ein großer und kühner Wurf für einen ſo jungen Mann! Bereits am 11. Auguſt ſchrieb Schaumberger der Braut: „Mein ‚Liebe und Glaube‘ habe ich neu durchgedacht und umgemodelt. Wenn ich die Vollendung dieſer Arbeit erlebte, wenn ſie das würde, was mir jetzt, freilich noch dunkel vorſchwebt, dann dürfte es allerdings mehr ſein als ‚Vater und Sohn‘.“ Eine Woche ſpäter urteilte er über die fortſchreitende Dispoſition: „Das wird

etwas!“ Am 12. September war er endlich mit der Dispoſition fertig. Zuverſichtlich ſchrieb er wiederum: „Das giebt eine ordentliche Arbeit!“

Nun ließ er den Entwurf einſtweilen ruhen, wie das ſeine Gewohnheit war; er wandte ſich dem „Umſingen“ zu. Sechs Wochen ſpäter aber ging ihm „Liebe und Glaube“ wieder im Kopfe herum; er ſchrieb das erſte Kapitel ganz nieder, das zweite zur Hälfte. Der Braut meldete er: „Dieſe Erzählung möchte ich fertig ſtellen, wenn auch nur in der erſten, flüchtigen Darſtellung; denn ſie ſoll die Ideen meines Lebens enthalten. Sie wird umfangreich und auch ihrem Gehalte nach bedeutend; wäre ich Herr der Form, hier wäre wohl etwas zu erwarten. Hoffentlich kann ich ſie bis Oſtern vollenden (im erſten Entwurfe); dann ſoll ſie ruhig liegen; iſt es mir vergönnt, mag die Zeit ſie reifen und klären.“

„Liebe und Glaube“ ſollte ſich, wie bereits erwähnt, dem „Umſingen“ und einer zweiten Lehrergeſchichte: „Aus dem Präzeptorleben“ anſchließen. Durch die drei Werke ſollten Vergangenheit und Gegenwart des Lehrerſtandes einander gegenübergeſtellt werden. Die kleineren Erzählungen ſollten zu dem Roman „ein Vorſpiel und ein Gegenſtück“ ſein. Auch im November arbeitete Schaumberger „in Gedanken“ viel an dem Roman. Er fühlte immer mehr: das iſt die Erfüllung deines Strebens! Die Erzählung rundete ſich ab und gewann an Breite und individuellem Leben. Es mußte ein bewegtes Stück Menſchenſchickſal werden! Schaumberger fragte die Braut: „Was ſagſt Du zur Grundidee der beiden Charaktere Fritz und Schulbauer? Sie vertreten die höchſte Freiheit der Individualität, die nur in ſich ſelbſt ihre notwendige Schranke und Begrenzung findet. Freiheit und Wahrheit ſind die Grundzüge ihres Weſens. Ihnen gegenüber ſteht der Fuchsmüller, der zwar auch die unbedingte Freiheit will und äußert, aber ohne jegliche Begrenzung, und in Weltverachtung fällt, weil er nichts anerkennen kann. Das gerade Gegenſtück von ihm iſt der Herrnbauer. Im ſtarrſten Orthodoxismus verſunken und ver-

knöchert, hält er die Autorität, das fertig Überkommene, für das allein Richtige, gerät aber eben dadurch in Unrecht und Sünde. Der Grafenpachter iſt ſchon mehr ein religiöſer Mann, nicht zu ſtreng, eher ein wenig lasciv. Der Hannes iſt nun der charakteriſtiſche Typus der Menſchen, die ſich äußerlich von allem losgelöſt haben und ohne Halt und Rettung von ihrer eignen Leidenſchaft vernichtet werden. Schon dieſe wenigen Hauptperſonen geben eine Fülle individuellen Lebens; dazu kommt noch ein Apparat von belebenden Nebenfiguren. Anna macht mir beſondere Freude! Will ſehen, was Du dereinſt zu ihr ſagen, ob Du ſie lieben wirſt! Ich hoffe, denn — doch ſtill!“ Die plötzliche Unterbrechung an dieſer Stelle war nicht von ungefähr. Der Leſer errät, daß in der Anna Schaumberger die Braut dichteriſch verewigen wollte, unter etwas veränderten äußeren Verhältniſſen allerdings, aber doch im allgemeinen den Grundzügen ihres Charakters entſprechend.

Jemehr ſich der Dichter in den neuen Stoff vertiefte, deſto mehr zog ihn derſelbe an. Die Erzählung beſchäftigte ihn Tag und Nacht. Ja, leider auch in der Nacht, wenn er ſich ſchlaflos, allein mit ſeiner tückiſchen Krankheit, auf dem Lager wälzte! Die vorige Dispoſition hatte er wieder verworfen. „Es wollte ihm jetzt gar nicht gelingen, Einheit und Ordnung in die Maſſe des ſpröden, einer poetiſchen Geſtaltung widerſtrebenden Stoffes zu bringen. Dagegen gewann die Geſtalt des Lehrers in ſeiner Seele täglich an individuellem Leben.“ Inbrünſtig rief er aus: „Könnte ich das aus mir herausſtellen, was in meiner Seele lebt, es müßte etwas Tüchtiges zuſtande kommen!“ Die erſten drei Kapitel waren bereits fertig, natürlich nur in erſter Bearbeitung. Schaumberger hoffte Bagges Beifall zu finden, wenn er theologiſche Religionsgeſpräche vermied „und dafür lieber Thaten reden ließ“.

Am 14. November dachte er bereits daran, dem Roman einen andern Titel zu geben. Die neue Dispoſition ſtand nun in ihren Grundzügen feſt. Schaumberger wollte den Roman in fünf Bücher teilen; jedes ſollte immer einen Hauptabſchnitt

des Ganzen bezeichnen. Die Dichtung machte ihm viel Freude. Die Zahl der Perſonen wuchs zwar noch immer an, doch hütete ſich der Dichter vor Breite. Der Braut bekannte er: „Auch Papa bekommt einen Platz; ich will Dir nur verraten, daß er Pfarrer Treumann heißt.“

Im Anſchluſſe an dieſe vertrauliche Mitteilung gab Schaumberger eine kleine Skizze des bis dahin Fertigen: „Die erſten Kapitel ſind ernſt und führen gleich mitten hinein in die Kämpfe zwiſchen Lehrern und Geiſtlichen. Es iſt Konferenz. Reinhardt, der Lehrer, kommt in Streit mit Ephorus Miller. Dieſer und Pfarrer Walter fallen arg über Reinhardt her; aber er wehrt ſich tapfer. Es fallen ſcharfe Reden, und Miller droht Fritz mit dem Gericht. Fritz läßt es darauf ankommen. Der Streit hat Geiſtliche und Lehrer erhitzt. Nach der Konferenz kommen nun die Urteile. Zuerſt macht Lehrer Dreſſel aus Birkenfeld Reinhardt herunter wegen ſeiner Dummheit! Dann kommen einige Geiſtliche und ſuchen ihn durch Schmeicheleien zum Widerrufe zu bewegen; mit heftigen Drohungen gehen ſie von ihm. Dann kommt Pfarrer Treumann, beklagt den Kampf und eröffnet den Gedanken Reinhardts eine neue Perſpektive: er legt eine Idee in ſeine Seele. Sie ſcheiden als Freunde.“ Hier bemerkt Schaumberger wieder: „Ich bin ſicher, unſer herrlicher Papa iſt etwas getroffen; ſogar das ſinnende Wiegen ſeines Kopfes, wenn ihm etwas nicht recht iſt, habe ich nicht vergeſſen. Im nächſten Kapitel fallen die treugebliebenen Lehrer mit Schimpfen und Schmähen über Reinhardt her. Dort bin ich nun.“

Aus dieſen Andeutungen ergiebt ſich, daß Schaumberger damals ſeinen Stoff ganz anders angeordnet hatte als in der letzten Bearbeitung. Er verlegte die Scenen an den Anfang, die im gedruckten Roman im 2. Bande, Kapitel 28 und 29 ſtehen. Gerade das, was aus verſchiedenen Gründen anzufechten iſt, was vielfach eine üble Wirkung ausgeübt hat, ſchien dem Dichter eine Hauptſache zu ſein.

In demſelben Briefe gab Schaumberger weiterhin eine kurze Darlegung des Erzählungsganges. In dieſem Entwurfe

iſt manches anders als in der ſpäteren Ausführung. Der Grafenrudolf iſt eine Figur, die Schaumberger ſpäter wieder fallen ließ. Dagegen fehlen die ſtädtiſchen Elemente ganz, die doch in der ſpäteren endgiltigen Bearbeitung ſo maßgebend in Reinhardts Leben eingreifen: Mathilde, Braun und Helene, Juſtizrat Stein.

So ſchön gerundet im übrigen der Plan des Romans bereits vor der Seele des Dichters ſtand, ſo ſehr er in dieſer Dichtung ganz aus ſeinem Innerſten heraus ſchreiben konnte, ſo wenig traute er ſich auch hier wieder. Der Schreck über die verunglückte Erzählung „Vater und Sohn“ ſaß ihm noch zu merkbar in den Gliedern, als daß er mit rechter Zuverſicht hätte arbeiten können. So ſchrieb er am 21. November: „‚Liebe und Glaube‘ ſchreitet vorwärts, freilich durch oftmalige Zweifel über den Wert der Sache unterbrochen. Ob auch der Stoff wirklich einer Bearbeitung wert iſt? Ob er auf Intereſſe Anſpruch erheben kann? Doch, wie dem auch ſei — ich arbeite fort. Die Arbeit mag ausfallen, wie ſie will, ſie ſoll mir wenigſtens zu einem inneren Abſchluſſe verhelfen, ſie ſoll einen Grund legen, auf dem ich mich dann weiter entwickeln kann.“

Die Vollendung von „Umſingen“ und die nochmalige Bearbeitung von „Vater und Sohn“ ließen dem Dichter nicht Zeit, weiter an „Liebe und Glaube“ zu arbeiten. Nur Anfang März kam er noch einmal darauf zurück. Er wußte damals nicht, ſollte er einen Roman oder eine kürzere Erzählung daraus machen. Endlich entſchied er ſich für das Erſtere. Nach dem vorläufigen Überſchlage ſollte der Roman 60 Kapitel umfaſſen. Angeſichts dieſer Rieſenaufgabe ließ Schaumberger den Entwurf einſtweilen beiſeite und trug ſich dafür mit dem Plane, noch eine dritte Erzählung raſch zu beenden, die dann mit „Umſingen“ und „Vater und Sohn“ zuſammen „ein gar artiges Bändchen füllen dürfte“. Er ſcheint damit die mehrmals erwähnte „Rikelsgeſchichte“ im Auge gehabt zu haben, die ſpäter unter dem Titel: „Geſalzene Krapfen“ im erſten Bande der „Bergheimer Muſikantengeſchichten“ zum Abdruck

gelangte. „Fritz Reinhardt“ kam erſt ſpäter zur Ausführung; dieſes Werk war beſtimmt, wie ſein größtes, ſo auch ſein letztes Werk, ſein Schwanengeſang zu werden.

* * *

Neben und zwiſchen den drei beſprochenen Dichtungen gingen dem Dichter noch mancherlei Pläne auf. Manche verflüchtigten ſich wieder und kamen nicht zur Ausführung, wie jener, der ſich mit dem verlaſſenen Grabe in Frauenkirchen beſchäftigte. Andere gewannen Fleiſch und Blut und wurden ſpäter ausgeführt, vorläufig aber nur überdacht oder im Entwurfe niedergeſchrieben. Zu letzteren gehörte auch „Zu ſpät“, dieſe tief ernſte, in einzelnen Kapiteln zu den beſten Hervorbringungen Schaumbergers zählende Geſchichte eines Charakters, der geläutert wird in der harten Schule des Lebens.

Bereits am 22. Auguſt 1871 ſchrieb Schaumberger ſeiner Braut, er müſſe für ſeine nächſte Erzählung einiges über Amerika nachleſen, und bat ſie, ihm eine alte Reiſebeſchreibung zu ſchikken. Hauptſächlich ſollte dieſelbe etwas aus dem deutſchen Farmerleben, aus dem Treiben der Auswandrer in Bremen und New-York u. dgl. enthalten. Briefe aus Amerika wären ihm beſonders erwünſcht. Er dachte auch daran, ſich nach Ahlſtadt zu wenden, von wo einige ſeiner Bekannten nach Amerika gegangen waren. Nur ein Werk verbat er ſich als unbrauchbar: Gerſtäckers „Nach Amerika“! Schließlich verfiel er doch noch auf dieſen, allerdings nie ganz zuverläſſigen Schriftſteller. Am 26. Auguſt verlangte er direkt aus der Riemannſchen Leihbibliothek in Coburg: „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ von Gerſtäcker. Dieſes Buch war ihm von vielen Seiten angeraten worden; beſonders paßte es ihm, weil es ſchon alt war.

Den Winter über verfolgte Schaumberger den Plan zu der neuen Erzählung nicht weiter. Erſt am 2. März kam er darauf zurück. Damals charakteriſierte er „Zu ſpät“ als „die Erzählung, in der ein Burſch durch ſeinen Wankelmut ein Mädchen von ſich entfernt und ihm dann nach Amerika nach-

reiſt.“ Vierzehn Tage ſpäter begann er die Erzählung auszuarbeiten. Am 26. März hatte er ſchon das zweite Kapitel faſt vollendet.- Er hoffte, daß diesmal nicht allzuviel an ſeiner Arbeit auszuſetzen ſein werde; er nahm ſich ſehr zuſammen und befleißigte ſich insbeſondere möglichſter Kürze.

* * *

Vorübergehend wandte ſich Schaumberger auch wieder der „Schaumburg“ zu. Schon am 26. Juli 1871 „ſchwärmte ihm die alte Geſchichte arg im Kopfe herum“. Er nannte ſie „ein Schmerzenskind“ und meinte: „Die Schmerzenskinder hat man ja am liebſten.“ Nach den neuen Ideen ſollte die Erzählung freilich ein ganz anderes Geſicht bekommen, ſodaß ſich wohl auch der geſtrenge Bagge, der nicht viel davon gehalten zu haben ſcheint, damit verſöhnen könnte.

Für jetzt kam es aber zu keiner weiteren Ausführung. Am 2. März 1872 las Schaumberger in Davos einige fertige Scenen vor; ſie gefielen „gar merkwürdig gut“. Schaumberger bekam darnach faſt Luſt, die Dichtung fortzuſetzen. Die neue Dispoſition ſtand ſchon auf dem Papiere. Am 15. März war er aber bereits wieder von der Idee zurückgekommen, da er fand, „daß romantiſche Sujets wahrſcheinlich nicht ſein Feld ſeien“, obgleich ihn die tiefe Poeſie, die in jener Sage liegt, unwiderſtehlich anzog. Schließlich ging er aber doch noch an die Weiterbearbeitung. Er vollendete ein Kapitel, und merkwürdigerweiſe war dies „das erſte Produkt, das ihm ſelbſt Freude machte und faſt genügte.“ Er ſchrieb: „Ein erſtes Kapitel hat ſtets ſeine Schwierigkeiten, und hier beſonders waren ſie bedeutend; aber ich glaube ein ganz erträgliches Genrebildchen geſchaffen zu haben; wenigſtens laſen es zwei Bekannte mit großer Andacht, hatten gar keinen Tadel, und der eine meinte ſogar: Sehr gut, ſehr intereſſant!“ Schaumberger wußte ſelbſt nicht, was ihn zu dieſem Stoffe immer wieder hinzog. „Ihm war, als könne er dahinein einmal ſein ganzes Herz und Gemüt legen. Er arbeitete daran ganz ſubjektiv, während er ſonſt ſich mit Gewalt zur Objektivität zwang.“

Dieſe geheimnisvolle Vorliebe für den alten Stoff gab denn wirklich auch die „Schaumburg“ dem Dichter noch einmal auf dem Totenbette in die Hand; freilich war der ſterbende Dichter nicht mehr im ſtande, die Erzählung zu beendigen. Ein großer Verluſt iſt der deutſchen Litteratur dadurch nicht entſtanden. Was hätte daran gelegen, wenn Schaumberger ſein ſchönes Talent in Walter Scottſcher Manier der hiſtoriſchen Erzählung gewidmet hätte? Sein wahrer Beruf lag in der Darſtellung *modernen* Lebens, wenngleich es ſich durchaus nicht auf die Darſtellung des modernen *Volks*lebens zu beſchränken brauchte. Geſtalten, wie Juſtizrat Stein, der Miniſter und Generalſuperintendent, und die ſtädtiſchen Epiſoden in „Fritz Reinhardt“ beweiſen zur Genüge, daß er auch zur Darſtellung ganz anderer Menſchenklaſſen als der Bauernkreiſe berufen war, daß er in der poetiſchen Wiedergabe dieſer von höheren geiſtigen Ideen erfüllten Schichten ein noch viel ergiebigeres und glänzenderes Wirkungsfeld gefunden hätte.

XII.

Rückkehr nach Davos.

Am 5. April 1872 traf Schaumberger von Davos in Coburg ein. Was er in der Fremde geſucht — er hatte es nicht gefunden. Der letzte Krankheitsanfall hatte ihn wieder ſo heruntergebracht, daß faſt alles verloren ging, was er ſich vorher durch muſterhafte Befolgung der ärztlichen Vorſchriften, begünſtigt von ſchönem Winterwetter, mühſam errungen hatte. Schon auf der Rückreiſe merkte er nur zu deutlich, daß er noch nicht geneſen ſei; bereits in Lindau wurde er ſchmerzlich daran erinnert, wie krank er noch war. Einen fürchterlichen Schreck erlebte er in Augsburg. Hier wurde ſein Reiſebegleiter von einem Blutſturz befallen, an deſſen Folgen er bald nach der Ankunft in der Heimat ſtarb. Unter welchen Gefühlen, mit welchen Beſorgniſſen Schaumberger ſeine Reiſe fortſetzte, läßt ſich denken. Die Niedergeſchlagenheit über den geringen

Erfolg der langwierigen und teuren Kur und die Freude, die Geliebten daheim nun endlich, endlich wiederzuſehen, kämpften in ſeiner leicht erregten, durch die langen Leiden doppelt empfindlichen Seele mit einander. Doch war ſeine Stimmung eine vorherrſchend trübe.

Nachmittags 2 Uhr langte Schaumberger in Coburg an. Auf dem Bahnhofe erwartete ihn ſeine Braut mit ihrer Schweſter Eliſe. Was alles ſich in den Moment des Wiederſehens zuſammendrängte, das male ſich der Leſer ſelbſt aus. Freude und Schmerz mußten hier zum erſchütternden Ausdrucke kommen! Schaumberger war recht angegriffen; die Eindrücke der Reiſe hatten ihn ſehr erregt. Das Erſte faſt, was er der Braut nach der ſtürmiſchen Begrüßung ſagte, war: „Armes Kind, ich werde jedenfalls wieder nach Davos müſſen!“ Sie ſagte einfach: „Nun gehe ich überall hin mit Dir!“ Und das kam aus dem Herzen. Magdalene Bagge kannte den Weg, den ſie von jetzt an zu gehen hatte. Sie empfand es als eine Art göttlicher Miſſion, fortan die Hüterin ſeines dahinſinkenden Lebens zu ſein.

Das Brautpaar blieb im Warteſaale, während Schweſter Eliſe nochmals in die Stadt ging. Alles und alles kam nun zwiſchen Heinrich und Magdalene zur Ausſprache, was die Seele des Heimgekehrten ſchwer darniederdrückte, vor allen Dingen die Sorge um ſeine Zukunft. Die öftere Heiſerkeit machte es Schaumberger zur Gewißheit, daß er nie, nie wieder ſeinen Beruf aufnehmen könne! Was nun? Die Braut hatte viel zu thun, ihn mit liebevoller Zuſprache von den finſteren Gedanken abzulenken, die ſich dämoniſch immer wieder an ihn heranſchlichen. Auf der Heimfahrt nach Weißenbrunn wachte die Erinnerung an jene traurigen Trennungsſtunden vor zehn Monaten wieder auf, und da kam denn doch das Dankgefühl in der Seele des Heimgekehrten zum Durchbruche. Ja, er pries Gott aus des Herzens Tiefen, daß er ihn wieder hierher gebracht! In Weißenbrunn angekommen, begrüßte Schaumberger zunächſt in der Schule ſeine 74jährige Großmutter; dann fuhr er ſofort ins Pfarrhaus. Hier erwarteten ihn die Eltern,

mit ihnen Karl auf Bagges Arm. Wir wiſſen, wie Schaumberger ſich nach ſeinem Kinde geſehnt hatte; mit welchen Gefühlen er den Knaben an ſein Vaterherz ſchloß, das entzieht ſich jeder Schilderung. Karl war unter der Pflege Magdalenens und der Eltern prächtig gediehen; das geſunde Ausſehen, das kindlich ſanfte Weſen des Knaben erfüllte die Seele des Vaters mit Entzücken. Sein Herz quoll über, als ihm aus dem friſchen Kindergeſichte die dunkeln Augen der noch immer heißgeliebten Mutter entgegenleuchteten! Er konnte nicht müde werden, den Knaben wieder und wieder mit beiden Händen in die Höhe zu halten und dabei auszurufen: „Ihr Leut', Ihr Leut', was habt Ihr aus meinem Kinde gemacht!“ —

Schaumberger richtete ſich nun wieder in ſeine alten Weißenbrunner Gewohnheiten ein. An Schulehalten war nicht zu denken; deſto fleißiger benutzte er die Zeit zum Dichten; täglich arbeitete er ſein Penſum. Er ſchuf im Laufe des Sommers ſein vollendetſtes Werk: „Im Hirtenhaus“. Alle edlen Gefühle ſeines ſchönen und guten Herzens, den ganzen Zauber ſeiner einfachen und doch ſo anſprechenden Dichtungsweiſe ergoß er in dieſes ergreifende Bild echter Samariterliebe. Im Gefühle des Glückes, wieder daheim zu ſein, umſorgt von einer Liebe ohnegleichen, im geiſtigen Verkehre mit dem Manne, der ihm unter allen Freunden am nächſten ſtand, brachen in der Seele des Dichters jetzt wunderſame Blüten auf; noch einmal durchlebte er ein kurzes, aber herrliches Glück,—und das alles fing er auf in ſeiner Dichtung. Nur einer, der die Liebe in ihrer herrlichſten Form an ſich ſelbſt erfahren, konnte ſo ihr hohes Lied ſingen!

Schaumberger war viel auf der Pfarre. Nur wenn er ſich unwohl fühlte oder wenn ihn ungünſtige Witterung ans Zimmer feſſelte, ging er nicht hinauf. Dann kam die Braut mit der Mutter und Karl zu ihm. An ſchönen Tagen ging das Brautpaar gern hinaus an den Dorfteich, den der Dichter während der Zeit ſo anmutig in ſeinem Buche ſchilderte, oder zwiſchen den Heckenwegen durch ins Gefilde, zum Linden- oder Koppelsberg empor, oder in den Steinſchrot zu dem Wald-

brünnlein, um das ſich deutſche Waldesherrlichkeit ſo wunderſam ausbreitet. Ach, in der Schweiz war es ja herrlich geweſen, aber ein Weißenbrunn fand Schaumberger dort nimmer! Hier in der Heimat webte ja die Erinnerung ſelbſt um das Kleinſte einen Schleier aus Duft und Licht, den Schleier der Poeſie, die wir alle aus dem Paradieſe der Kindheit mit hinübernehmen in unſere ſpäteren Jahre. Das Leben wäre jetzt für Schaumberger ſehr ſchön geweſen, wenn nicht die hartnäckig andauernde Heiſerkeit ihn fortwährend an ſeinen Zuſtand gemahnt, wenn ſie nicht immer neue Sorgen für die Zukunft geweckt hätte! Anfangs hatte das Brautpaar den Eltern verſchwiegen, daß Davos ein zweites Mal nötig ſein würde; nach und nach kam es ganz von ſelbſt, daß man davon ſprach. Freilich war das namentlich der Mutter ein furchtbarer Gedanke! Sie liebte Schaumberger wie einen eignen Sohn; ſie erſchöpfte ſich in Sorge und Aufmerkſamkeit für ihn. Wurde z. B. der Küchenzettel feſtgeſetzt, ſo gab bei ihr ſtets den Ausſchlag, was Heinrich gern aß. Hatte die Mutter einmal nicht Luſt auszugehen, ſo brauchten die Töchter bloß zu ſagen: „Aber, Mama, Dein Sohn hat Sehnſucht!“ und ſie ging ſofort mit.

Magdalene lebte jetzt neu auf. Die verfloſſenen zehn Monate der Sorge und Angſt hatten ihre Geſundheit angegriffen. Jetzt, wo ſie dem Manne ihres Herzens die Liebe beweiſen konnte, die ihre Seele erfüllte, wo ſie ihn umſorgen, hegen und pflegen konnte, wie das Herz ihr gebot, jetzt kam eine große Freudigkeit über ſie. In ihrer Seele ruhte ein großer, kühner Gedanke: das Leben des über alles geliebten Mannes dem Tode abzuringen! Mochte der Schein auch noch ſo ſehr gegen eine Wiedergeneſung ſprechen, ihre Liebe hoffte auch da noch, wo andere faſt verzagten. Sie hoffte namentlich auch viel von der geiſtigen Befriedigung, von der Ruhe der Seele, die jetzt über Heinrich gekommen war. Davon und von einem erneuten Aufenthalte in Davos, ſowie von ihrer Pflege erwartete ſie einen Erfolg, wie ihn doch auch andre Kranke gefunden, z. B. Doktor Unger ſelbſt.

In dieſem Sinne war Magdalene Bagge feſt entſchloſſen, Schaumbergers Weib zu werden. Die Hochzeit wurde auf den 26. Mai 1872 feſtgeſetzt. Vorher fuhr das Brautpaar mit Bagge nach Coburg, um die Ehepakten feſtzuſtellen.

Anfang Mai ſchrieb Schaumberger an Doktor Unger; er fragte um Rat wegen ſeines Befindens und erbat ſich ſeine Anſicht über eine eventuelle Rückkehr nach Davos. Je näher der Hochzeitstag rückte, deſto mehr verſchlechterte ſich das Befinden des Patienten. Namentlich der Hals wurde wieder ſchlimmer; der Kranke mußte längere Zeit zu Bett liegen. Welche Angſt und Aufregung für die Braut und die Ihrigen! Endlich wurde auch das glücklich überwunden. Mit der ihm eignen Geiſteskraft raffte ſich Schaumberger auf; die Freude, am letzten Ziele ſeines Lebens zu ſtehen, gab ihm neuen Lebensmut und friſche Lebenskraft.

Am Vorabend des Hochzeitstages kam eine Freundin Magdalenens an; Heinrich war am Abend, trotz des ſtürmiſchen Wetters, ein wenig auf der Pfarre. Hier langten nach und nach die Geſchenke an, vor allen Dingen auch der Schmuck der jungen Braut, Kranz und Strauß. Magdalenens Herz ſchwankte zwiſchen Freude und Bekümmernis. Heinrich ſah gar ſo elend aus, als ſie ihn bis zum Hofpförtchen geleitete.

Am nächſten Morgen ging die Sonne gar prachtvoll auf; der ſchönſte Maihimmel wölbte ſich über dem lachenden Weißenbrunner Thale. Heller Sonnenſchein begrüßte die Braut, als ſie unter die Hausthür trat. Die knoſpenden Roſenbäumchen zu beiden Seiten der Thür waren über Nacht aufgebrochen und ſtreuten ihren Duft dem jungen Mädchen entgegen; die Zweige der Birken im Garten wehten leiſe im Morgenwinde, als ſendeten ſie ihr glückwünſchende Grüße, und ringsum im Garten grünte und blühte es wie ihr zu Ehren. Sie empfand das alles wie eine Gunſt und fühlte ſich glücklich! Die kleine Gärtnerstochter kam, ſtreute den Weg entlang Blumen und überreichte der Braut einen großen Strauß. Es ſah alles um Magdalene ſo neu, ſo friſch, ſo hoffnungsfreudig aus; ſollte ſie nicht der Freude Raum geben? Sie ging zu den

Eltern und zu Karl, der nicht erwarten konnte, die Mama im weißen Kleide zu ſehen. Der Vater hatte um neun Uhr zu predigen. Während Magdalene ihr Brautkleid anlegte, empfing die Mutter die ankommenden Gäſte. Als die Braut endlich auch Heinrich daherkommen ſah, eilte ſie hinunter in das Mädchenzimmer, „das ſo manchen Seufzer gehört und ſo manche Thräne geſehen“, und dort begrüßte ſie den Mann ihrer Wahl. Der Ernſt des Tages war über beide ausgebreitet; Heinrich wußte nur zu gut, welche heldenmütige Geſinnung die Seele ſeiner Braut regierte.

Nach beendigtem Gottesdienſte kam der Vater, die Gäſte zu begrüßen und das Brautpaar zur Trauung abzuholen. Unter dem Geläute der Glocken ordnete ſich der Feſtzug; drüben in der Kirche ſcholl den Ankommenden der Geſang der Weißenbrunner Choradſtanten entgegen: „Auf Gott und nicht auf meinen Rat will ich mein Glück ſtets bauen!“ Tief ergriffen ſtand das Brautpaar an heiliger Stätte; mehr als je fühlte Magdalene, wie ſehr ſie Heinrich liebe. Sie bat im tiefſten Grunde ihres Herzens Gott um Kraft und Mut, alles zu tragen, was ihr und ihm das Leben ferner bringen würde; vor allem bat ſie mit aller Inbrunſt ihres Gemütes: Gott möge ihr den geliebten Mann lange erhalten! In dieſer Stimmung hörte ſie die Rede des Vaters an, der aus bewegtem Herzen zu den Kindern ſprach. Nachdem der ehrwürdige Prieſter im allgemeinen die Bedeutung des Eheſtandes hervorgehoben, rief er ſeinen teuren Kindern im beſonderen zu: „Getroſt, Ihr Geliebten, nach dem Worte: dem Mutigen gehört die Welt! — getroſt hinauf auf die Höhe des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe! Euer Glaube, die Macht, die dem ganzen Leben feſten Boden und ſicheren Halt giebt, er bewähre ſich in Euch unter den eigentümlichen Umſtänden und Schwierigkeiten, welche ſich Eurem Eheglücke ſogleich am Beginne entgegenſtellen. In dem Glauben, daß Ihr von Gottes wegen einander angehört, habt Ihr unſern elterlichen Segen begehrt; in dem Glauben: Gott will es ſo! habt Ihr die lange, herbe Trennung getragen. Derſelbe Glaube geleite Euch

denn nun auch in die zum Teil ganz neuen und fremden Verhältniſſe, welche Euch erſt die Grundlage für ein ſpäteres geſichertes Zuſammenleben gewähren ſollen. Bei dem, was Euch da begegnen wird, wird wohl manches unterlaufen, was Ihr anders wünſchen möchtet. Werdet da nie irre! Nehmt auch das als göttliche Fügung, als notwendig in Gottes Rat, als Maßnahme der erziehenden göttlichen Liebe, als weſentliche Glieder in der Kette der göttlichen Friedensgedanken über Euch und zeigt als Gotteskinder Euren Glauben damit, daß Ihr dem Zweifel wehret, damit ſich an Euch bewähre das Wort, das auch wir, die Eltern, in ſchweren Zeiten erfahren haben: So du glauben würdeſt, du ſollteſt die Herrlichkeit Gottes ſehen!

Und zum Glauben geſelle ſich als deſſen Schweſter die Hoffnung, die Hoffnung, die niemals zu Schanden werden läßt, freilich nicht als blinde Rechnung auf die Erfüllung aller Eurer Wünſche, ſondern als die Zuverſicht, daß Euch Gottes Segnungen bei eigner Treue nicht fehlen können, ſondern Euch unter irgend einer Form zu teil werden müſſen, und als freudiger Aufblick des inwendigen Menſchen nach oben zu einer Welt und Weltordnung, die vom Geſetze alles zeitlichen Werdens und Vergehens unabhängig iſt. Wenn am Himmel Eures Lebens- und Eheglückes vielleicht trübe Schatten hinziehen werden, möge ſie, die Hoffnung, Euch aufrecht erhalten und Euch ermutigen, ſodaß das Herz getroſt bleibt, ob ſich auch das Auge in Thränen feuchtet!

Glaube, Liebe, Hoffnung, dieſe drei; aber, fügt der Apoſtel bei, die Liebe iſt die größeſte unter ihnen! Meine Teuren, ich rede da zu Euch in großer Freudigkeit. Bezeugen wir es Euch ja alle gern, daß weder ſinnlicher Reiz Euch zuſammengeführt hat, noch die ſelbſtſüchtige Berechnung äußerlicher Annehmlichkeiten, ſondern vielmehr das Bewußtſein eines inneren Einklanges, den Ihr gegenſeitig in Euren Seelen geleſen, und das unmittelbare Gefühl, daß eins im andern ſein eignes Selbſt völliger finden und ergreifen werde. O, wenn doch eine ſolche Liebe überall die Stifterin der Ehe wäre und

daher das gute Gewiſſen bewährter Herzensreinheit immer als Morgengabe mit zur Hochzeit ginge! Aber wenn Ihr Euch gerade in Eurer reinen Liebe frei und fröhlich wißt, wohlan, ſo bewährt und beweiſt es auch: die Liebe iſt die größeſte unter ihnen! Ich ſage: Arbeitet! Denn die Liebe iſt uns, die wir Chriſtum haben, nicht bloß Empfindung und Genuß, ſie iſt Aufgabe und Kunſt und ohne Selbſtzucht ein Unding. Seht Eure Liebe gegen einander wie ein Heiligtum an, das mit zartem Sinne gepflegt ſein will, als ein zartes Gewächs, das vor rauher Luft bewahrt ſein will, als eine Perle, die, damit ſie ihren Glanz und Wert nicht verliere, auch ſorgſam gehütet und gegen rauhe Berührung geſichert ſein will. Groß iſt die Arbeit, aber herrlich der Lohn; denn in der Welt des wahrhaftigen Gottes trägt die Treue einen Lohn in ſich ſelber, dem an irdiſchen Gütern und Genüſſen nichts gleichkommt. Geht an die Löſung mit jener Demut, welche die Mutter aller wahren Zuverſicht iſt. So wird Gott zum Wollen auch das Vollbringen geben und Euch das Wort erfahren laſſen: Des Herrn Rat iſt wunderbarlich und führet es herrlich hinaus. Das walte Gott, der Vater, durch ſeinen lieben Sohn, in der Kraft des heiligen Geiſtes. Amen."

Dann ſegnete der Vater ſeine Kinder ein, und als die letzten Klänge der Orgel ertönten, ſchritten die Neuvermählten aus dem Gotteshauſe. Der Erſte, der das junge Ehepaar begrüßte, war Karl. Nachdem die Glückwünſche, das Beſcheren der Hochzeitsgeſchenke und das Hochzeitsmahl vorüber waren, erging ſich die Feſtgeſellſchaft im Schloßgarten, ſtattete dem Schulhauſe einen Beſuch ab, wo ein Weilchen geſungen und geſpielt wurde, und nahm dann im Pfarrhauſe den Kaffee ein. Der Reſt des Tages war heiterer Geſelligkeit gewidmet. Die Jugend ergötzte ſich an Geſellſchaftsſpielen, an kleinen Aufführungen und dem „Austanzen des Brautkranzes". Die Älteren ſaßen bei lebhaftem Geſpräche draußen in der ſchönen Laube des Pfarrgartens. Gar manches ernſte Wort ward da geredet. Unter den Segenswünſchen der Eltern, unter den Thränen der treuen Mutter ſchied dann das junge Paar von ſeinen Lieben im Pfarrhauſe.

Andern Tages unternahmen die jungen Eheleute mit den noch dagebliebenen Hochzeitsgäſten einen Spaziergang in den herrlichen Wald. Im Schulgarten war über Nacht die erſte Roſe aufgeblüht; die brach Heinrich für Magdalene. Droben im Walde waren alle ſehr vergnügt; als echte Thüringer liebten ſie ja den Wald und ſeine Herrlichkeit. Man brach Epheuzweige und ſchmückte ſich gegenſeitig damit. Sehr animiert, aber auch ſehr hungrig kam die Geſellſchaft mittags ins Pfarrhaus zurück, wo die Mutter ſchon eine lange Tafel für die lieben Gäſte gerichtet hatte. Erſt gegen Abend kehrte das junge Ehepaar ins Schulhaus zurück. Hier fand Schaumberger einen Brief von Doktor Unger aus Davos vor, der ihm Antwort auf ſeine Anfrage brachte. Ein herber Tropfen Wermut fiel damit in ſeinen Freudenbecher. Der gewiſſenhafte Arzt verſchwieg dem Kranken nichts: er hielt den Erfolg für Schaumberger bei einer Rückkehr nach Davos für ſehr zweifelhaft. Davos iſt wohl für kranke Lungen gut, aber nicht für einen kranken Hals. So mußte denn das junge Paar gleich am erſten Tage ſeiner Ehe den Kelch der Schmerzen aufs neue trinken.

Nun begann für Heinrich und Magdalene eine kurze Zeit glücklichen Stilllebens. Heinrich atmete auf unter der liebreichen Pflege und Fürſorge ſeines jungen Weibes, das die von der Mutter gelernte Kunſt, ein wohliges Heim zu ſchaffen, ſofort im Schulhauſe zur Anwendung brachte. Neben dem Pulte, an dem Schaumberger ſeine Erzählung „Im Hirtenhaus“ weiter dichtete, ſtand Magdalenens Nähtiſch; es ging ihm nicht von Händen, wenn er ſein geliebtes Weib nicht ſehen konnte. Bei ſchönem Wetter ſaß das Paar früh in der Laube, nachmittags im Grasgarten unter dem Birnbaume. Dann und wann ſprach ein Kollege aus der Nachbarſchaft vor, oder es kam jemand von der Pfarre, Vater oder Mutter oder eine der Schweſtern. Und kam niemand herunter, ſo ging das junge Paar hinauf. So ſtanden Pfarre und Schule in trauteſtem Wechſelverkehre.

Die Weißenbrunner Luft ſagte Schaumberger aber nicht

zu. Sein Halsleiden verminderte ſich nicht. Dazu fingen auch in der Lunge wieder Beſchwerden an. Als ſich nun gar erneuter Bluthuſten einſtellte, mußten ernſtliche Entſchlüſſe gefaßt werden. Im Juni fuhr Schaumberger mit Magdalene nach Coburg und ließ ſich dort vom Arzte unterſuchen. Zeitweiſe beſſerte ſich ſein Befinden; manchmal fühlte er ſich ganz wohl. Da wurden Ausflüge nach Schalkau und andern früher gern beſuchten Orten unternommen. Im Auguſt trat aber eine neue Verſchlimmerung ein. Schaumberger litt wieder an den Kopfſchmerzen, die ihn ſchon in Davos ſo gepeinigt hatten; es ſtellte ſich ſogar Fieber ein und der quälende Huſten wollte nicht nachlaſſen. So wurden denn im Einverſtändniſſe mit den Eltern bald alle Vorkehrungen zur dauernden Überſiedlung nach Davos getroffen. Eine große Sorge war: was ſoll mit Karl werden? Magdalene wollte den Knaben gar ſo gern mit ſich nehmen; die Eltern und auch Heinrich ſelbſt waren dagegen. Wie ſchwer dem Vaterherzen dieſe neue Entſagung werden mußte, wiſſen wir; aber mit der Energie, die ihm eigen war, hielt er die Wallungen ſeines zärtlichen Gemütes nieder gegenüber den Erwägungen des ruhig denkenden Verſtandes. Er gab ſeinem Weibe Recht und doch auch wieder nicht, er hörte nicht auf, Magdalene zu bitten, bis ſie endlich einwilligte, den Knaben zurückzulaſſen — mit ſchwerem Herzen!

Am 10. Auguſt, am Geburtstage der Mutter, reiſte das Ehepaar nach Davos ab. Bange und ſchmerzlich geſtaltete ſich der Abſchied. Die Zurückbleibenden waren zwar redlich bemüht, vor den Abreiſenden die tiefe Wehmut zu verbergen, die ihre Herzen erfüllte. Der Vater und Schweſter Eliſe, die im nächſten Frühjahre Karl nach Davos bringen wollten, vertröſteten Heinrich und Magdalene auf das zu hoffende Wiederſehen. Aber auf allen ruhte doch mit bleierner Schwere das Bewußtſein, daß dieſer Abſchied ein Scheiden auf Nimmerwiederſehen ſein könne. Noch einmal ſchloß Schaumberger ſein geliebtes Kind an ſein Herz, dann ſchritt er mit Magdalene hinab zu dem am Dorfwege harrenden Wagen. Nur der Vater gab den Scheidenden bis dahin das Geleit. Mit einem herzlichen Segenswunſche ſagte auch er dann den

teuren Kindern Lebewohl — umflorten Blickes ſchaute er den Davoneilenden nach. Heinrich und Magdalene ahnten nicht, daß ſie den geliebten Vater zum letzten Male geſehen! —

Die Reiſenden langten bald in Coburg an. Mittags ging der Zug ab, der Schaumberger zum zweiten Male den Schweizer Bergen entgegenführen ſollte. Um 4 Uhr kamen die Reiſenden in Nürnberg an. Hier beſichtigten ſie zunächſt die Burg und trafen dann mit Magdalenens älteſter Schweſter Marie zuſammen, die ſich in der Nähe bei Verwandten aufhielt. Der 11. Auguſt, ein Sonntag, wurde auch noch der alten Meiſterſingerſtadt gewidmet. Schaumberger nahm begreiflicherweiſe lebhaftes Intereſſe an den Denkmälern einer verſunkenen großen Zeit. Zunächſt beſuchte er die Lorenzkirche und erfreute ſich hier an dem Sakramentshäuschen, dem „Engliſchen Gruß“ von Veit Stoß, den ſchönen Glasfenſtern und Altären. Im germaniſchen Muſeum war ihm beſonders intereſſant ein alter Steinſarg, eine Reihe geſtickter Seidenweſten, vor allem aber die Gerätſchaften aus der Stein- und Bronzezeit, eine Farbenſkizze von Lindenſchmitt: „Die Gefangennahme des Kaiſers Franz bei Pavia“ und das Kaulbachſche Bild. Er ſchrieb: „Darüber kein Wort! Das muß geſehen ſein.“ Vom germaniſchen Muſeum fuhren die Reiſenden durch die „recht herzlich ſchlechten Gaſſen“ an Dürers und Sachſens Haus vorbei nach der Egidienkirche. Hier ſtiegen ſie vor einem ſtattlichen Gebäude aus, traten durch das ungeheure, mit wunderſamen Schlöſſern und Sperrungen verwahrte Thor in den Hofraum und ſtaunten über die Pracht und Schönheit, die ſich vor ihren Augen entfaltete. Schaumberger ſchrieb darüber: „Vor dem Bürgergeiſt, der das geſchaffen, bekommt man Reſpekt.“ Nun wurde nochmals die Burg beſichtigt. Die Rundfahrt um den alten Bau blieb Schaumberger faſt die liebſte Erinnerung an Nürnberg. Er äußerte ſich darüber: „Da bekommt man einen Begriff von der Befeſtigungsweiſe der Alten. Gräben und Mauern, Türme und Baſteien, dahinter wieder zinnengekrönte Mauern und ſchlanke Türme, Holzbrücken, tiefe, gewundene Thorwege — fürwahr, man iſt

ganz ins Mittelalter zurückverſetzt. Ich verwunderte mich faſt, daß nicht da und dort ein bärtiger Kriegsmann in blinkendem Küraß, mit raſſelndem Schwert uns entgegentrat.“

An Dürers Statue vorbei ging es nun in die Sebalduskirche. Im Bau erſchien ſie Schaumberger ganz der Lorenzkirche ähnlich, nur heller, lichter. Er ſchrieb hierüber: „Schade, daß ſich ſo viel des Sehenswerten und Ergreifenden hier zuſammendrängt. Das Grabmal von Viſcher — kein Wort darüber; als ich das betrachtete, da ward es mir im Gemüt ſo warm, ſo fröhlich, ich kann es nicht ſagen! Allerdings, ſo ergreift es mich doch nicht, wie das Sakramentshäuschen in der Lorenzerkirche. Wunderlich, daß ich die Bilder Dürers, die in großer Anzahl die Sebalderkirche ſchmücken, nicht verſtehen, das iſt wohl nicht das rechte Wort, nicht nachempfinden, nicht in mir lebendig machen konnte. Dürers Bilder ſind mir Bücher mit ſieben Siegeln.“ Mitten in ſeiner weihevollen Stimmung wurde Schaumberger „häßlich geſtört“. Während er mit Magdalene ſtill in den hehren Hallen herumwandelte, begann draußen vor der Hauptwache rauſchende Militärmuſik zu erklingen. Ein ſchneidenderer Gegenſatz war nicht denkbar! Die Reiſenden konnten es nicht mehr aushalten in der Kirche. Sie eilten ins Freie und hörten nun die modernen Märſche mit an. Aber nicht mit Vergnügen! Das alte Rathaus mit dem ehrwürdigen Reichswappen, droben die Burg, drüben die Sebalduskirche, deren große Glocke eben zu läuten begann — das alles ſtand doch in zu grellem Gegenſatze zu dem plötzlichen Ertönen der Militärmuſik. Es ward unſren Weißenbrunnern übel und weh darüber. Sie ſehnten ſich nach Ruhe und Stille. Durchs Spitzelthor fuhren ſie in einem großen Bogen um die Stadtmauer herum; vor einer Gartenwirtſchaft ließen ſie ſich abſetzen, um hier nach all' den Eindrücken des Tages ſich zu reſtaurieren.

Nachdem die Reiſenden von Schweſter Marie Abſchied genommen, fuhren ſie abends 6 Uhr nach Augsburg weiter. Schaumberger war recht ſchwermütig; ihm war, als ſei nun das letzte Band zwiſchen ihm und der Heimat durchriſſen. Der Zug rollte durch reizloſe Gegenden; ſelbſt das Ries erſchien

Schaumberger weniger ſchön als voriges Jahr. Nachdem Donauwörth paſſiert war, ſchlief Schaumberger ein. Als er erwachte, umtanzten Feuerfunken in wilder Jagd den Zug — der Train fuhr im Augsburger Bahnhof ein. Im „Bayriſchen Hof“ zu Augsburg wurde übernachtet. Am nächſtfolgenden Mittage langten die Reiſenden am Bodenſee an. Es herrſchte viel Wind bei der Fahrt über den See, und das war für Schaumbergers kranken Hals gar nicht gut; er fühlte ſich ſehr unwohl. Frau Magdalene hatte auch ihr Leiden: ſie bekam hier ſchon Heimweh. Von Konſtanz fuhr das Ehepaar mit der Uferbahn nach Rorſchach. Von ihrem Hotel aus hatten die Reiſenden den ganzen See in Abendbeleuchtung vor ſich; ſie erquickten ſich an dem prachtvollen Sonnenuntergang. Am nächſten Morgen wurde ein Spaziergang den See entlang unternommen und darauf Pfarrer Altherr in Rorſchach aufgeſucht, der Redakteur des „Religiöſen Volksblattes“, an welchem Bagge Mitarbeiter war. Das Pfarrhaus von Rorſchach liegt ganz idylliſch inmitten eines großen Gartens mit prachtvollen Bäumen. Die Reiſenden wurden für ein Brautpaar gehalten, das ſich zur Trauung anmelden wollte, und ins Studierzimmer des Herrn Paſtors geführt. Als ſie ihre Namen nannten, gab es natürlich „viel Spaß und große Freude“. Heinrich und Magdalene verlebten in dem gaſtlichen Hauſe, in Geſellſchaft des geiſtvollen Hausherrn und ſeiner liebenswürdigen Gemahlin, ſehr ſchöne Stunden.

Gegen Abend wurde die Reiſe nach Landquart fortgeſetzt und am andern Morgen mit der Poſt weiter nach Davos. Hier kamen die Reiſenden am 14. Auguſt nachmittags zwiſchen 3 und 4 Uhr an. Sie bezogen bei Jakob Beeli das für ſie ermietete, drei Zimmerchen umfaſſende Logis. Das Haus hatte früher einem Grafen Jannaſch gehört und hieß in Davos das „Schlößli“. Der große Vorplatz und die große Küche, früher Bibliothek des Beſitzers, waren der jungen Frau gerade recht. Von der Wohnung aus bot ſich eine ſchöne Ausſicht in die Berge und auf das Dorf. Ringsum lagen Wieſen. Einige Tage ſpäter langten auch die Möbel aus der Heimat an,

darunter Schaumbergers Klavier. In kurzer Zeit war von Magdalenens geſchickten Händen alles wohnlich geordnet; ſie verſtand ja meiſterlich, ein Heimweſen behaglich einzurichten.

Bald nach der Ankunft in Davos unterſuchte Doktor Unger den Kranken. Es ergab ſich ein höchſt ungünſtiges Reſultat. Anfangs ſchaute der Doktor eine Weile ſtillſchweigend vor ſich hin, dann richtete er an Schaumberger die Frage: ob ſchon ausgepackt ſei? — — Im andern Falle ſei es beſſer, er gehe wieder fort. Für den Hals tauge Davos nichts; das Kehlkopfleiden ſei tiefgehend und würde ſich hier nicht beſſern. Das war ein Donnerſchlag für Schaumberger! Seiner Magdalene ſagte er von alledem nichts; erſt viel ſpäter erfuhr ſie davon. Wohin ſollte er gehen? Andre Kurorte wären wieder für das Lungenleiden nicht gut geweſen, und zu Hauſe gab es weder für Hals noch für Lunge Hilfe! Vorderhand blieb er hier. Für die Lunge, deren linker Flügel eine neue Erkrankung zeigte, war ja Davos das letzte Mal ſehr heilſam geweſen. Als ſei des Unglückes noch nicht genug, kam auch Schaumbergers alter Kopfſchmerz auf eine halbe Woche wieder, wahrſcheinlich als Folge der unausbleiblichen Reiſeaufregung. Der Kranke mußte im dunklen Zimmer zu Bett liegen und konnte nichts, gar nichts thun. Magdalene, die noch mit Einrichten und Ordnen beſchäftigt war, mußte alles ſtehen und liegen laſſen und ſich ausſchließlich der Pflege des Kranken widmen, der ſich denn auch bald ſoweit erholte, daß ſie die unterbrochene Thätigkeit wieder aufnehmen konnte.

In den letzten Auguſttagen las Schaumberger, da er zu ſelbſtändigem Arbeiten noch unfähig war, Auerbachs „Neues Leben“. Noch ehe er das Buch ausgeleſen, ſchrieb er die Bemerkung nieder: „Es iſt ein wunderliches Buch — ich kann mir nicht helfen. Schon die ganze Anlage iſt phantaſtiſch und unwahrſcheinlich; die Ausführung iſt vollends nicht derart, den Leſer mit den offenbaren Gewaltſamkeiten auszuſöhnen, die er in den Kauf nehmen muß. Falkenberg iſt ein Schwärmer; er hört ſich ſelber gern reden, er zerfaſert das Leben in lauter einzelne Gedanken. Seine Art, in jeder Handlung, ja in jedem

Wort ein Symbol, etwas Allgemeingiltiges herauszufinden, ist mir wahrhaft unerträglich. Eine freie That bedarf dieses Gedankenaufwandes und -Aufputzes nicht; ja, wer so denken und handeln wollte wie Falkenberg, müßte wahnsinnig werden. Die letzte Scene, Eugen im Salon der Baronin Stephanie, hat mich verstimmt."

Nachdem Schaumberger die Lektüre des Romans beendet, urteilte er allerdings wesentlich anders und viel günstiger: „Mit tiefer Bewegung habe ich das Buch aus der Hand gelegt, und diese Erregung spricht genugsam für seinen Wert; denn sie ist nicht eine weichselige Rührung über schöne Worte und Empfindungen, es ist auch nicht die Freude, daß sie sich endlich „kriegen", sondern es ist die innere, lebenerweckende Freude, mit echten Menschen zusammengelebt, frischem, vielgestaltigem Leben, ernstem Streben, mannhaftem Ringen begegnet zu sein. Das Buch ist eine ernste Mahnung an uns Deutsche. Geradezu ergreifend ist es, wie manche Worte sich als Prophezeiungen bewahrheiteten. (Kronauer: „Nur ein starker Monarch kann Deutschland zur Einigkeit führen!") Das Buch trägt an seiner Stirn den Stempel des Genies. Die Anlage ist klar und einfach, bei aller romanhaften Verwicklung doch nicht unangenehm. Gerade das romantische Schicksal der Mutter Falkenbergs ist wie eine beruhigende Vorausbedeutung: auch Falkenberg werde sich ganz und voll ins Volk einleben, und Vittore, dieses herrliche Mädchen, nicht, wie man sonst wohl befürchten müßte, unglücklich machen. Störend ist das oft gewaltsame Hervordrängen des Gedankens; bei allem Geistreichen hinterläßt dieses Zersplittern und Auflösen alles Seins doch oft den Eindruck des Gemachten, Absichtlichen. (Schaumbergers alte Scheu vor Reflexionen!) Hie und da hervortretende Breiten sind wohl noch eher zu verwinden. Abgesehen von der ergreifenden Darstellung, welche Störungen die Revolution und Reaktion im Volkscharakter anrichtet, hat natürlich der Roman für die Lehrer ein besonderes Interesse. Die Darstellungen aus der Lehrerwelt sind meisterhaft. Aus dem Buche ist viel zu lernen."

Am 3. September, einem wundervollen Herbsttage, ließ es Schaumberger keine Ruhe mehr im Zimmer; er wanderte mit Magdalene bis zur „Kehre von Dörfli“. Freilich spürte er damals von Besserung noch nichts. Er schrieb in sein Tagebuch: „Dieses Hangen zwischen entweder — oder! ist ein schrecklicher Zustand! Wann wird sich mein Geschick endgiltig entscheiden?“ Doppelt schauderhaft mußte diese Lage für Schaumberger sein, da nun auch wieder die Existenzfrage mit gebieterischer Notwendigkeit an ihn herantrat. So oder so, sei es durch Stundengeben, sei es durch Halten einer Pension, sei es durch Schriftstellerei, mußten Subsistenzmittel herbeigeschafft werden, und bald! Er aber fühlte sich jetzt noch „so ganz außerordentlich schwach und krank“, daß er an gar nichts dergleichen denken konnte. Ehe er etwas unternahm, mußte er erst kräftiger sein. Vor allem hatte er die herrlichen Septembertage fleißig zu benutzen, die verlorenen Kräfte wieder zu gewinnen. So freundlich man ihm und seiner Magdalene in Davos entgegengekommen war, so sehr sich besonders die ihm von früher her befreundete schottische Familie Moreland, sowie die Familien Gelbke und Sprecher des Ehepaares annahmen, war Schaumberger doch gezwungen, ganz und gar ein Stillleben zu führen. Recht peinlich wurden ihm besonders die schlaflosen Nächte.

Im Oktober war Schaumbergers Befinden wechselnd; manchmal ging's besser, manchmal schlechter; im ganzen war aber doch ein Fortschritt zu konstatieren, wenn auch ein sehr langsamer. Gegen Ende des Monats allerdings kam ein ziemlich bedenklicher Rückfall des Halsleidens. Kaum hatte sich der Kranke davon erholt, so trat gegen Ende des Monats sehr ungünstiges Wetter ein. Der schlimme Föhn, Schaumberger von früherher verhaßt, nahm kein Ende; Regen, Schnee und Tauwetter hörten gar nicht mehr auf; ganz Davos war krank.

Magdalenens Geburtstag wurde unter diesen Umständen für Schaumberger zu einem recht wehmütigen Tage, und er hatte viel zu thun, den Kopf immer oben zu behalten. Die irdischen Sorgen beugten ihn wieder einmal recht darnieder;

ſeine Penſionierung war nun definitiv entſchieden; die Penſion betrug — 150 fl. Davon ſollte er leben — und noch dazu in Davos! Als hätte er noch nicht genug Bekümmernis, bekam er auch noch einen Kolikanfall, der ihn ins Bett bannte. Da es nach und nach in Davos einzuſchneien begann, hoffte der Kranke auf endgiltige Beſſerung. „Wäre er wohler geweſen, ſo würde er an Magdalenens Seite, unter ihrer über alles Lob erhabenen Pflege, in Davos ein recht behagliches Leben haben führen können; denn ſeine vorjährigen Freunde zeigten ſich ganz außerordentlich liebenswürdig gegen ihn und Magdalene. So aber, wie die Verhältniſſe nun einmal lagen, floß ſein Leben gar ſtill und friedſam in ſeinem engbegrenzten Kreiſe dahin.“ Aber auch damit war Schaumberger zufrieden. Er ſchrieb nach Hauſe: „Je ärmer unſer Leben nach außen verläuft, deſto herrlicher und reicher nach innen!“ Täglich erkannte er mehr den Schatz, der ihm in ſeinem treuen Weibe beſchert war.

In dem Briefe, den Schaumberger am 12. Novbr. 1872 an ſeine Schwiegermutter richtete, machte er ſeinem dankbaren Herzen in dieſer Richtung Luft. Er ſchrieb: „Du Gute! Mein Herz quillt mir auf, ich möchte am liebſten die Feder weglegen — aber Du biſt ſo fern! Ach, die Gedanken ſind oft auch recht kalte, ungenügende Boten; die glühendſte Einbildungskraft erſetzt nicht auch nur ein geſprochenes Wort, einen Druck der Hand! Ich ſehe jetzt Lenchen darauf an, wie ſie Dir gleicht. — Wenn ich doch auch einmal in der Lage wäre, Dir durch mehr als bloße Worte danken zu können! Was haſt Du nicht alles an mir gethan! Was thuſt Du nicht täglich an meinem Kinde! O Mutter, wenn ich mir die Größe Deiner Liebe und Treue ſo recht vorſtelle, dann erfaßt mich eine tiefe, tiefe Rührung. Gott ſegne Dich und alle die Deinen! Mehr kann ich nicht ſagen. Aber ich liebe Dich aus Herzensgrunde! Das muß ich Dir noch oft ſagen. Ich habe ſonſt nichts für Dich!“

Das fortdauernd ungünſtige Wetter ſchadete dem Leidenden aufs äußerſte. Anfang Dezember hatte er einen neuen

Krankheitsanfall, der ihn ſehr darniederwarf. Er ſchrieb darüber nach Weißenbrunn: „Ein neuer Schlag brach über uns herein! Es waren ſchreckliche Nachtſtunden und ſchreckliche Tage. Was ich befürchtete, iſt auch eingetroffen, ich bin darauf recht elend geworden. Hals, Bruſt, Magen — alles iſt in Unordnung; dazu peinigt mich ein Huſten — ach, es giebt Tage, von denen man ſagen möchte: ſie gefallen mir nicht! Gott beſſere es bald — ich bin arg herunter!“

Aber gerade in dieſer neuen Trübſal erfuhr der ſchwergeprüfte Mann manche Freude. Es wurde ihm außerordentlich viel Liebe erwieſen. Am 9. Dezember hatte er ſich wieder ſoweit erholt, daß er das ſchöne Wetter draußen auf dem Balkon genießen konnte. An ſeinem Geburtstage, dem 15. Dezember, war ſein Befinden ganz erträglich. Der Tag wurde fröhlich gefeiert. Der Kranke war jetzt ſo beſcheiden in ſeinen Anſprüchen an Beſſerung, daß er froh war, wenn er im Freien ſitzen konnte. Zum Chriſtfeſt trat freilich wieder eine Verſchlimmerung ein; Schaumberger lag unter vielen Schmerzen den ganzen Tag zu Bett und konnte nur zur Beſcherung eine Stunde aufſtehen. Er ſchrieb an ſeinen Schwiegervater: „Dieſer Weihnachtsabend war der ſchmerzlichſte und doch ſchönſte meines Lebens; ich habe vor Freude, Überraſchung, Liebe, Wehmut und Sehnſucht recht weinen müſſen!“

Das Neujahr 1873 trat das Ehepaar mit großen Sorgen an. Schaumberger wußte nur zu gut, daß er noch keine weſentliche Beſſerung erreicht hatte; der Hals machte ihm ſehr zu ſchaffen, der Huſten nahm nicht ab; der Kranke fühlte ſich manchmal recht matt. Das alles waren ſchlimme Zeichen! Schaumberger ſchrieb dieſes ungünſtige Reſultat der Kur auf den „erbärmlichen Winter“. Fortdauernd herrſchten Föhn, Nebel und Regen! Mitte Januar kam ihm das für acht Tage eintretende beſſere Wetter zu ſtatten; er ging und ſaß viel im Freien. Gegen Ende des Monats mußte er aber wieder das Bett hüten. Er ſchrieb: „Ich bin manchmal der faſt zu großen Schmerzen recht müde! Ängſtlich braucht Ihr nicht zu ſein, für den Augenblick droht durchaus keine Gefahr; aber

daß ſich das Halsleiden durchaus nicht beſſert, wirkt natürlich auf die Lunge nicht vorteilhaft ein, und das allgemeine Wohlbefinden, Kraft und Stärke können ſich nicht einſtellen.“

Und es wurde auch nicht beſſer! Anfang Februar ſteigerte ſich das Halsleiden dermaßen, daß Schaumberger Schmerzen litt „wie noch nie zuvor“. Eſſen und Trinken wurde ihm nur unter den fürchterlichſten Qualen möglich. Zuletzt konnte er kaum noch rohe Eier genießen. In dieſer großen Not bereitete er ſein treues Weib „auf eine ernſte Möglichkeit“ vor. Er ſchrieb darüber: „Das waren ernſte Prüfungsſtunden! Aber was hilft's? Zuletzt muß man eben doch der Wahrheit ins Auge ſchauen. Ja, es waren ernſte Stunden, aber ſie brachten mir und Lenchen doch Troſt und Ruhe. Der Tod iſt nicht ſo ſchrecklich; nur recht ins Auge ſehen muß man ihm. Ich hoffe: wenn auch jetzt meine Worte Lenchen das Herz zerreißen, ſo ſollen ſie ihr eine Quelle des Troſtes werden, wenn wirklich eine ernſte Stunde kommt. Ich ſelbſt bin ruhig und gefaßt. Wohl quält mich die Sorge um die Zukunft meines Weibes und Kindes, aber ich empfehle ſie dem Schutze des Höchſten, ich empfehle beide Eurer Liebe. Gewiß wird es meinem Lenchen wohl gehen, denn mein Segen wird auf ihr ruhen.“

Da ihm beſonders das Eſſen äußerſt ſchmerzlich war, fing Schaumberger eine Kumyskur an, von der er das Beſte hoffte. Sie ſchien auch wirklich anzuſchlagen. Bereits am 9. Februar konnte Schaumberger an Bagge melden: „Auf Regen folgt Sonnenſchein! Mit Freuden teile ich Euch mit, daß ich bereits wieder am Schreibtiſche ſitze, und daß ſonach mit Gottes Hilfe dieſer ſchreckliche Anfall glücklich und bis heute ohne weitere üble Folgen vorübergegangen iſt. Ich bin nicht körperlich ſchwächer geworden und habe auch an Leibesumfang nicht weitere Einbuße erlitten. Dankt Gott mit uns!“ Daß ſich der Patient deswegen keiner allzu kühnen Hoffnung hingab, beweiſt eine weitere Stelle in demſelben Briefe: „Ich bin gefaßt und ruhig und voll der beſten Hoffnung, und wenn ich das ſchreibe, will's gewiß was heißen. Doch iſt immer

ein Hals- und Lungenleiden in ſolcher Ausdehnung wie bei mir eine bedenkliche Sache; darum iſt es gut, auch ernſtere Möglichkeiten ins Auge zu faſſen.“

Der Februar war für Schaumberger immer ein ſchwerer Monat geweſen. Gedachte er doch da mit ſtets erneutem Schmerze des herben Verluſtes, den er einſt erlitten. So kam er auch jetzt wieder darauf zurück und ſchrieb: „Die trüben, trüben Tage ſind nun einmal wiedergekommen. Was waren das für Zeiten vor fünf Jahren! Aber die Vergangenheit hat doch keine Macht mehr über mich. Klara, das liebe, teure Weſen, lebt in meinem Herzen fort; aber das Bild verträgt ſich gar wohl mit der beglückenden Gegenwart. In Wahrheit kann ich ſagen: Und ſiehe, es iſt alles neu geworden!“

So recht zu Kräften kam Schaumberger des ungünſtigen Winters wegen nicht. Er ſchrieb einmal: „Man flickt ſich ſo hin.“ Dankbar war er ſeinem Geſchicke, wenn er nur wenigſtens etwas arbeiten konnte; Unthätigkeit war ihm das allerſchrecklichſte. Sein Wunſch war: Hätte ich nur erſt März und April überſtanden! Er war mit Magdalene in dieſer Zeit öfters im „Schweizerhof“, wo er alte, liebe Bekannte traf. Da wurde denn bisweilen etwas vorgeleſen aus ſeinem „Umſingen“. Blieb er zu Hauſe, ſo las er ſelbſt viel aus der Davoſer Leihbibliothek, mit Vorliebe Dichtungen, die ſeinen eignen parallel liefen, z. B. Otto Ludwigs meiſterhafte Erzählung: „Zwiſchen Himmel und Erde“, ſowie Berthold Auerbachs „Landhaus am Rhein“. Im Februar war es wohl auch, wo er die leider! nicht vollendeten Erinnerungen: „Aus meiner Jugend“ niederſchrieb, die zum Teil im 1. Kapitel dieſes Buches mitbenutzt worden ſind.

Große Sorge machte dem Ehepaare in dieſer Zeit das Ausbleiben jeder Nachricht von Weißenbrunn. Es gingen Briefe verloren, ſeit Schaumbergers Anweſenheit in Davos bereits drei. Am 10. März begann die gefürchtete Schneeſchmelze. Schaumbergers Bekannte waren faſt alle krank; der Nebel, der immer über dem Thale hing, war geradezu Gift für die Leidenden. Wer konnte, flüchtete ſich nach dem ſonnigen Süden,

an die italieniſchen Seen oder in irgend eine andere Villeggiatur, ſodaß Davos bald leer wurde. Schaumberger befand ſich in der erſten Zeit den Verhältniſſen angemeſſen gut. Mit einem Male aber brach die Kataſtrophe über ihn herein. Am 20. März bekam er nachts eine Lungenblutung, den nächſten Morgen abermals; am 23. März nachmittags trat das fürchterliche Ereignis zum dritten Male ein. Der Kranke war ſehr ſchwach und angegriffen. Acht Tage mußte er unbeweglich im Bette liegen. Wenn er auch dann zuweilen einige Stunden im Sonnenſcheine auf dem Balkon ſitzen konnte, um ſich an dem prachtvollen Anblicke der ſchneebedeckten Berghäupter zu erfreuen, an der würzigen, warmen Luft zu erlaben, ſo ging die Beſſerung doch ſehr langſam von ſtatten. Kein Wunder, daß der Kranke ſehr niedergeſchlagen war.

Aber es ſchien, als ſei das Maß des Leidens für den Dulder noch nicht voll. Mitten in dieſem traurigen Zuſtande körperlicher Erſchöpfung und ſeeliſcher Niedergeſchlagenheit traf ihn und ſein Weib die Trauerkunde aus der Heimat: der Vater iſt geſtorben! Am 1. April vormittags führte Magdalene den Kranken zum erſten Male wieder hinaus ins Freie. Noch an demſelben Morgen traf eine Depeſche von Weißenbrunn ein, die eine ſchwere Erkrankung des geliebten Vaters meldete und eine weitere Depeſche über den Verlauf der Krankheit verhieß. Schon dieſe Kunde ſtürzte das Ehepaar in ein Meer von Gram und Sorgen. Nach dem erſten betäubenden Schreck ſagte Heinrich plötzlich: „Lenchen, der Vater iſt tot! Ich ahne es, ich fühle es! Sie wollen uns mit einem Male nicht die volle Wahrheit ſagen, denn ſie fürchten die Folgen des tödlichen Schreckens, in den uns dieſe Kunde verſetzen muß. Darum dieſe erſte, vorbereitende Depeſche; die zweite wird uns ſagen: Er iſt geſtorben!“ — Und ſeine Ahnung trog ihn nicht. Noch am ſpäten Abende kamen gleichzeitig zwei Depeſchen, von denen die eine meldete: „Keine Beſſerung!“ und die letzte: „Der Vater iſt tot!“ — In namenloſem Schmerze, bis in den Tod betrübt, verbrachten Heinrich und Magdalene die nächſten Tage.

Wie war das Entſetzliche ſo ſchnell gekommen? Kein

Menſch hatte es ahnen können. Im Vollbeſitze ſeiner geiſtigen Kraft hatte der Tod den trefflichen Mann mitten aus dem Kreiſe der Seinigen abgerufen. Noch am 29. März hatte Bagge einen Brief an Magdalene geſchrieben, den letzten, der überhaupt von ſeiner Hand ausgegangen. Es war das ein ſo recht das Kennzeichen ſeines Geiſtes an ſich tragender Brief, welcher der vielgeprüften Tochter Troſt bringen ſollte in ihrem ſchweren Hauskreuz. Der Vater ſprach darin zu der geliebten Tochter: „Du bedarfſt auch einmal einer beſonderen Zuſprache. Daß Du wieder ſo ſchwere Tage zu beſtehen gehabt haſt, thut meinem Herzen weh. Was Du Dich bei Heinrichs erneuten Lungenblutungen abgeſorgt, wie Du für ſein Leben gebangt und gezittert haben wirſt! Ich könnte recht betrübt darüber ſein, daß in Deinem Eheſtande das W, der fatale Buchſtabe, von Anfang an ſo reichlich vertreten geweſen! Aber ich faſſe die Sache von der Seite auf, die Du doch allein gelten läſſeſt. Du haſt Dich einmal dieſem Manne hingegeben, haſt Deinen Lebensberuf darin erkannt, ihm die liebreiche, hilfreich dienende Schweſter zu ſein. So gehören ja nun auch die Sorgen, die Du auszuſtehen haſt, zu Deinem Lebensberufe; ſie ſind ein Stück Deiner Exiſtenz, ſind die Formen nur, in welche ſich jetzt noch Deine Liebe ergießen muß. Darum haben wir nicht bloß Teilnahme für Dich. Wir fühlen ja auch Deine Liebe, fühlen Deine Hoffnungen mit, empfinden es mit Dir, wie glücklich Du biſt, Deinen Heinrich bei all' ſeiner Schwäche doch ſo viel fröhlicher zu wiſſen unter Deiner treuen Pflege als in vorigen Tagen, wo ſich keine weiche Hand unter ſeine Schmerzen legen wollte. Wenn es Dir zur Stärkung dienen kann, ſo will ich Dir doch ſagen, daß Dich Deine Eltern um Deiner Treue und Hingebung, um Deiner Selbſtverleugnung willen, obgleich Du darin nur Deine Pflicht erkennſt, doch deſto herzlicher lieben. Gott wird Dir's lohnen und wird Dich nicht ſinken laſſen, wie es auch kommen mag.“ In demſelben Briefe gedachte er dann noch des Beſuches in Davos, den er für Auguſt oder September plante, ſprach auch weiterhin von der Novelle, an der er jetzt arbeitete. Das alles wurde dann

mit einem Male abgeſchnitten durch des Todes rauhe Hand! Am 31. März ging Bagge noch mit ſeiner Familie geſund und munter zu Tiſche. Die Seinen ſtanden um den Tiſch her, Bagge faltete ſeine Hände und ſprach das Tiſchgebet — mitten drin ſtockte ſeine Stimme, er ſank nieder auf den Stuhl und verlor die Beſinnung. Ein Gehirnſchlag hatte ihn getroffen mitten in Ausübung ſeines hausväterlichen Prieſterberufes. Abends 6 Uhr war er heimgegangen in jene Welt, von der er oft ſo begeiſtert in gottinniger Weiſe gepredigt hatte.

Schwer traf dieſer herbe Schlag die Seinigen, die tiefgebeugte Gattin, die Töchter, am allerſchwerſten wohl Schaumberger; denn ihm war der Geſchiedene mehr geweſen als allen anderen. Immer finſterer ſenkten ſich nun auch über ſein Leben die Schatten des Todes. Sein geiſtiger Stab, ſein Berater und treueſter Freund war dahin! Was ſollte er nun noch in der Welt? Die erſten Tage nach der erſchütternden Botſchaft war Schaumberger zu nichts fähig. Dann, als er ſich aufgerafft hatte mit der gewaltigen Geiſteskraft, die er ſchon oft und am glänzendſten in den ſchwerſten Leiden bewieſen, ſtürzte er ſich mit Macht in ſeine Arbeiten, den Schmerz zu bemeiſtern. Im Dichten kam dann allgemach wieder jene ſchöne Geiſtesruhe über ihn, zu der er ſich in langen Leidenszeiten durchgerungen, deren herrlichſter Ausdruck die ergreifende Abhandlung: „Aus dem Krankenzimmer“ iſt. Dann und wann wachte freilich der Schmerz doch wieder auf. So am 13. April, dem 1. Oſtertage, als er mit Magdalene bei herrlichem Wetter hoch in den Wald hinaufſtieg. Hier mußten die beiden lebhaft des Heimgegangenen gedenken, und ihre Thränen floſſen zuſammen um den Geſchiedenen. —

Eine Wurzel ſeines Daſeins, und nicht die ſchwächſte, war Schaumberger mitten durchgehauen. Noch an Bagges Geburtstage, am 4. Februar, hatte Schaumberger in ſeiner Gratulation alles zuſammengefaßt, was ihm der Edle war. Mit tiefbewegtem Herzen ſchrieb er damals dem teuern Manne: „Möge Dich Gott ſegnen, Dich noch lange, lange erhalten zum Glück der Deinen, zum Segen Deiner Freunde, zur Freude

aller Menſchen. O, Vater, daß ich Dir nicht an das Herz fliegen, nicht an Deiner Bruſt ruhen kann! Gott ſegne Dich, Du meines Lenchens, meines Kindes Vater! Gott erhalte Dich noch lange, lange! Das iſt mein Gebet!“ Und nun war dieſer Mann tot; die Stelle, da er in des Dichters Seele geſtanden, war leer, und keiner, keiner konnte dieſen Platz ausfüllen!

Aber nicht an ſeinen Schmerz allein dachte der edle Mann; er dachte immer mehr an andre als an ſich. So war auch jetzt ſeine Hauptſorge darauf gerichtet, die tieftrauernde Witwe, die troſtloſen Töchter mit ihrem harten Loſe auszuſöhnen. In den Tagen ſeines letzten Krankheitsanfalles, als ihm ſelbſt der Tod ſo greifbar nahe geſtanden, war ihm der Gedanke gekommen: „Was werden ſie daheim jetzt denken? Wird es ihnen nicht leid thun, die Tochter und Schweſter meiner Not mit überantwortet zu haben?“ Und in ſeiner offenen, nichts zurückhaltenden Weiſe hatte er das ausgeſprochen. Wie zu erwarten geweſen, war ihm zu ſeiner Beruhigung die feierlichſte Verſicherung erteilt worden: „Wir bereuen nicht, was wir gethan.“ In ſeines Herzens Freude ſchrieb er damals, am 9. Februar, zurück: „Ich kann Euch und Lenchen und den Schweſtern freilich nie danken, was Ihr an mir gethan und was Ihr noch thut — aber einem armen, verlaſſenen Menſchen in Wahrheit den Lebensabend erheitert zu haben, das iſt am Ende das Größte, was wir erreichen können. Schon dieſer Gedanke, dieſe Gewißheit muß Euch allen zum Segen werden. Ich bin Euer Kind! Dies iſt mein Troſt, meine Freude, mein Glück!“ Und aus dieſer Geſinnung heraus ſuchte er jetzt die Seinen daheim in bitteren Herzensnöten zu tröſten und ihnen zur Ergebung in die ſchwere Prüfung mitzuverhelfen. Er ſchrieb am 11. April der Mutter aus eigenſter Erfahrung: „Gott legt keine Laſt auf, die er nicht auch tragen hilft. Gewiß wird uns der alte treue Gott nicht verlaſſen, gewiß wird er uns allen auch ferner beiſtehen. Auch wir haben uns in Demut ergeben und tragen, was nicht zu ändern iſt. Mein Befinden iſt nach all' den Stürmen befriedigend. Ich ſage Dir, mein liebes Mütterchen, herzlichen Dank für

Deinen, ach! mit ſoviel Anſtrengung geſchriebenen Brief. Er hat mich tief, tief ergriffen. Ich, ich verſtehe Dich wohl, Du Gute!“ Acht Tage ſpäter ſchrieb er wieder trotz der Arbeitsfülle, die ihm der Roman „Fritz Reinhardt“ brachte, deſſen erſter Band nun ſchon ſeiner Vollendung entgegenging. Zu tröſten ſuchte er die Seinen daheim nicht; was er allenfalls ſagen könnte, hatten ſie ſchon in ſich „als köſtliches Erbteil von ihm, deſſen Heimgang allen ſoviel Kummer brachte.“ Auch ſein Glaube hatte ja manchmal ſchwach werden wollen; denn bei ihm waren die Prüfungen gleich gehäuft gekommen: erſt die Lungenblutungen, dann die Todesnachricht aus Weißenbrunn, endlich die Ablehnung ſeiner fertigen Erzählungen ſeitens eines Verlegers und das Hinausſchieben des Druckes von „Vater und Sohn“. Nachträglich war es ihm ein Rätſel, wie er dieſe Schläge überſtehen konnte bei ſeinem überaus geſchwächten Zuſtande. Wie hart an den Grenzen ſeiner Kraft er damals ſtand, verrät ſein Wort: „Es war eine allzubittere Zeit für uns. Aber ich empfand die Hand Gottes über uns. Vertrauen wir uns ihm auch ferner an, er wird uns nicht verlaſſen, noch verſäumen!“ In dieſe Nacht der Sorgen fiel wie ein Sonnenſtrahl die werkthätige Hilfe des edlen Doktor Rullmann in Wiesbaden, wovon im nächſten Kapitel weiter die Rede ſein wird.

Schaumberger erbot ſich, wenn ihm Gott das Leben erhalte, Bagges nachgelaſſene Novelle: „Sieben Tage aus dem Leben eines Schulmeiſters“ zu vollenden. Er glaubte, das nächſte Recht auf dieſe Arbeit zu haben und war zugleich der Überzeugung, daß kein andrer die Erzählung ſo zu vollenden vermöge wie er. Er ſchrieb: „Niemand wird mit ſoviel Pietät und Scheu an die Dichtung herantreten als ich; niemand hat ja den Vater geliebt gleich mir.“ Schwer fiel dem treuen Sohne das Mißverhältnis zwiſchen ſeinem Wollen und dem durch Ungunſt der Verhältniſſe beſchränkten Können auf die Seele, als er am Schluſſe des Briefes ſchrieb: „Behalte auch Du mich lieb, bin ich gleich ein armer, ſchwacher Mann! Was ich thun kann, das geſchieht; giebt mir Gott nur irgend noch

Kraft, nur irgend einiges Gelingen — ſei überzeugt, auch ich werde meine Kindespflicht nie vergeſſen!“ Als von Weißenbrunn Klage darüber kam, daß nun der ganze Hausſtand aufgelöſt werden müſſe, erinnerte er die Seinen daran, was er ſelbſt alles verlieren und aufgeben, was er durchmachen mußte als kranker Mann! Die Philoſophie, die ihm das Leben aufgenötigt, faßte er zuſammen in die Worte: „In der Welt um uns iſt nichts; nur was in uns iſt, hat wahren Wert, wahre Bedeutung. Und das kann uns niemand nehmen, das wird uns bleiben, wo wir auch ſein mögen.“

In dieſer ſchweren Zeit der Aufregung, Bekümmernis und Sorge rettete ſich Schaumberger immer wieder in ſeine Arbeit. Im Dichten fand ſeine Seele Ruhe, wenn auch der Körper fortdauernd kränkelte. Er arbeitete nicht nur an „Fritz Reinhardt“, ſondern goß nebenbei auch ſeinen „Dorfkrieg“ um, da er Ausſicht hatte, für die Muſikantengeſchichten einen Verleger zu finden. Neue Scenen kamen dazu. Er ſchrieb nach Hauſe; „Denkt nur, der ‚Dorfkrieg‘ hat mich ſogar mit einem Fürſten und mit Miniſtern zuſammengeführt. Was man nicht alles wagt! Die drei Sachen: ‚Umſingen‘, ‚Geſalzene Krapfen‘ und ‚Dorfkrieg‘ werdet Ihr kaum wiedererkennen.“

Die letzten Tage des Aprils waren für den Kranken wieder ſchlecht. Die argen Kopfſchmerzen, dazu der ſehr kranke Hals zwangen ihn, mehrere Tage das Bett zu hüten.

Am 9. Mai hatte das herrliche Wetter den Dichter ins Freie gelockt. Da er ſich leidlich wohl befand, unternahm er mit Magdalene einen Spaziergang nach Spinabad. Die folgenden Tage ging es wieder ſehr ſchlecht; wochenlang war Schaumberger ganz elend. Er befand ſich jetzt mißlicher als ſelbſt den Winter über. Trotzdem arbeitete er an ſeinem Roman fleißig weiter. Seine Davoſer Freunde erwieſen ihm wiederum ſehr viel Liebe. Am 2. Juni war er mit ihnen bis zum Abende im „Schweizerhofe“ zuſammen.

Wie ſehr die Freunde befliſſen waren, den Kranken auf eine feine Art zu erfreuen, beweiſt ein hübſcher Zug. Schaumberger hatte früher in Weißenbrunn manches komponiert, unter

anderm auch einige Tänze. Vielleicht hatte er dieſelben öfters geſpielt und die friſchen, einſchmeichelnden Melodien hatten gefallen — kurz, man wußte ſich in Beſitz einer beſonders hübſchen Polka zu ſetzen, übergab ſie dem Dirigenten der Kurkapelle und — eines ſchönen Tages wurde der ahnungsloſe Komponiſt mit ſeinen eigenen Klängen überraſcht. Seine Freude war ganz außerordentlich. Die Polka aber nannte er aus Dankbarkeit fortan anſtatt „Frühlingsluſt“ „Davoſer Saiſonpolka“, und als ſolche blieb ſie denn auch ein Lieblingsſtück der Davoſer Kurgäſte.

Ab und zu ging Schaumberger ſpazieren oder ſaß wenigſtens nachmittags im Garten. Doch war von Beſſerung keine Rede; die Heiſerkeit war ganz arg, ſodaß er kein lautes Wort ſprechen konnte. Infolgedeſſen war er immer ſehr niedergeſchlagen und mutlos; ja, er wurde auch irre an ſeinem Schaffen, und das war für ihn das Schlimmſte. Trotzdem gab er ſich mit ganzer Seele der Arbeit hin.

Ende Juni kamen die Freunde Schaumbergers nach Davos zurück, die ſich vor der gefahrbringenden Schneeſchmelze nach Italien geflüchtet hatten. Mitte Juli hatte der Dichter wieder einmal einen vergnügten Tag. Er war mit Magdalene vom Mittag bis Abend im „Schweizerhof“ bei ſeinen ſchottiſchen Freunden. Ende Juli beſuchte Onkel Selmar Bagge aus Baſel mit ſeiner Gemahlin die Verwandten in Davos. Leider war Schaumberger in dieſer Zeit ſehr heiſer. Am 27. Juli wurde dem Dichter eine große Freude bereitet. Hallberger machte ihm die Mitteilung, daß er „Zu ſpät“ für ſeine „Romanbibliothek“ angenommen habe. Der Auguſt verging unter angeſtrengter Arbeit; am 27. d. M. war der zweite Band des Romans beendet.

XIII.

Letzte Lebenszeit.

Ein großer Troſt war es für den ſchwer leidenden, aber heldenmütig ringenden Dichter, daß er ſein treues Weib um

ſich hatte. Ohne ſie hätte er die Rieſenaufgaben nicht bewältigen können, die ihm das Leben jetzt ſtellte. Aber eines fehlte ihm doch noch: ſein Kind, ſein lieber Knabe, das Vermächtnis ſeiner Klara! Das körperliche Leiden, das ihn doch mit oft unerträglichen Schmerzen quälte, war für ihn nicht das Schlimmſte, ſondern die Trennung von ſeinem Sohne. Hier war die ſchwache Stelle, an die er nicht rühren durfte, wenn er ſich ſeine Feſtigkeit bewahren ſollte. Bereits am 29. September 1872, alſo kurze Zeit nach ſeiner Überſiedlung, ſchrieb er nach Hauſe: „Von meiner Sehnſucht nach meinem Kinde kein Wort; es iſt nicht gut, auf ſeine Stärke ſündigen! Wäre ich geſund, hätte ich einen Wirkungskreis, wäre mein Kind hier — ich würde der glücklichſte Menſch ſein!“ Anfang November kam wieder ſo ein Klageruf: „Wenn ich nicht viel über Karl ſchreibe noch ſage, verübelt mir's nicht. Die Sehnſucht nach dem Jungen wird täglich größer; und doch gilt es, Lenchen nichts merken zu laſſen, die oft genug um ihn weint. Alles Schreiben über das Kind regt mich auf. Zum andern weiß ich es bei Euch in ſichrer Hut!“ Wenige Tage ſpäter, am 12. November, hieß es abermals: „Die Sehnſucht nach Karl wird oft recht, recht groß! Meine einzige Sorge iſt: Wenn es nur der Junge einſieht und einſt dankt! Aber das iſt allerdings eitle Sorge und der Zukunft vorgegriffen. Der Junge wird werden, was aus ihm gemacht werden kann — das Übrige iſt nicht unſere Sache! So küſſe, Du gute Mutter, mein Kind für mich, und wenn Du dem kleinen Bengel Gutes thuſt, ſo vergiß nicht, Du thuſt es mir hundertfältig. von der ſeligen Klara nicht zu reden! Mein Herz läuft über, und das ſoll nicht ſein!“ — —

Bagge hatte es ſich angelegen ſein laſſen, den trauernden Vater öfters durch Nachrichten über den Sohn zu erfreuen. So ſchrieb er am 11. Oktober 1872: „Es geht Karl gut, und er wird brav. Ich gebe mir Mühe, daß er ein wenig härter wird, weniger weint u. ſ. w. Geſtern, auf dem Spaziergange, iſt er einmal gepurzelt und hat ſich dabei ſo überſchlagen, daß ich herzlich lachen mußte. Er war zwar erſt ſehr erſchrocken,

als es ſo ans Leben ging, und das Knie that ihm weh; er hat aber nachher ſelber mitgelacht. Da iſt er denn gelobt worden. — Neulich mußte ich über einen kecken Komparativ von ihm lachen. Es ging eine Frau vor uns her; da ſagte er: „Der Mann mit dem Hunde iſt noch ‚vorauſer'!“ Vor kurzem bekam Karl wieder einmal die Geſchichte vom Goldfiſchchen zu hören. Die hat ihm viel zu ſchaffen gemacht. Es ging ihm ſchrecklich nahe, daß die zwei Goldfiſchchen keine Kameraden mehr hatten; ich hab's freilich auch ſehr rührend gemacht. Es iſt meine feſte Überzeugung: in Karl ſteckt etwas. Jetzt ſoll er ſehen und empfinden lernen; ich glaube das Ding am rechten Ende anzufaſſen. Habe geſtern gedacht: Was hat ſo ein Kind voraus, das den Anſchauungsunterricht ſchon *vor* der Schule ſpielend empfängt!

Im ganzen iſt Karl recht brav, nur zuweilen iſt er einmal ein wenig bockiſch. Vorgeſtern Abend hat ihn ein Eisbär in der alten (neueingebundenen) ‚Bildergalerie' ſchrecklich intereſſiert. Er phantaſierte ſich in den Gedanken hinein, daß der Eisbär jedesmal, ſo oft Karl hinwegblicke, wieder ein Seehundchen gefreſſen habe; auf einmal iſt ihm der Leib aufgeplatzt und da ſind die Seehundchen alle wieder lebendig geworden.“

Am 19. Oktober ſchrieb Bagge abermals: „Karl iſt geſund und luſtig; er wird ſeit einiger Zeit etwas breit im Geſicht; es guckt eben aus dem Kinde allmählich der Knabe heraus. Geſtern nach dem Eſſen bin ich mit ihm auf den Koppelsberg geklettert. Karl wird jetzt recht behend. Neulich hat er mich von jedem Dörfchen, das zu ſehen war, gefragt: Iſt das Davos? Und geſtern, als ich ihm die bedeutende Entfernung bis zum Fichtelgebirge anſchaulich zu machen ſuchte: Liegt *dort* Davos? In der Nähe iſt übrigens ein richtiger Begriff gewonnen. Geſtern hieß es zum erſten Male: Das iſt Weißenbrunn! Ich muß mich in acht nehmen, daß ich die muntren Geiſter (Karl und ſeinen Kameraden Eduard, einen Pflegling Bagges,) nicht zu geſcheit mache; ſie ſind für logiſche Gedankenfolge ſehr empfänglich.“

Namentlich vor Weihnachten vermißte Schaumberger ſeinen Knaben wieder ſchmerzlich. So tapfer er ſich Gewalt anthat, immer wieder entrang ſich ſeinem ſehnenden Vaterherzen ein Seufzer, z. B.: „Karlchen — ja, den küßt auch, und ſein Papa ſehnt ſich ſehr — ſehr — nach ihm!“

Der fürchterliche Krankheitsanfall im Januar 1873 legte Schaumberger wieder den Gedanken nahe, den er ſchon von Anfang an gern gehegt, daß zu Magdalenens Unterſtützung ihre Schweſter Eliſe nach Davos kommen möchte. Auf die Dauer mußte es für die junge Frau zu viel werden, die immer mehr Zeit in Anſpruch nehmende Pflege des kranken Gatten und die Beſorgung des Haushaltes ganz allein zu bewältigen. Schaumberger ſchrieb deshalb am 1. Februar nach Weißenbrunn: „Ich habe ſchon daran gedacht, wenn es ſich mit mir ſehr verſchlimmern ſollte: Könnte nicht Eliſe ihrer Schweſter zu Hilfe kommen? Ob mit, ob ohne Karl, überlaſſe ich Lenchen und Euch. Ich ſehne mich zwar ſehr nach meinem Kinde, aber ich weiß es ja in guten Händen; es entbehrt Vater und Mutter nicht. Keinen Schreck — es iſt nur eine vorläufige Anfrage!“ Und als nun bald darauf, am 8. Februar, des Kindes fünfter Geburtstag kam, da quoll das Vaterherz über in Wehmut und Sehnſucht. Viel Worte machte er nicht, aber ſeine ganze Seele lag darin: „Meinem lieben, lieben Karlchen viele, viele Küſſe! Gott ſegne das Kind!“

Den Bitten Heinrichs und Magdalenens nachgebend, entſchloß ſich endlich Bagge, den Knaben unter Eliſens Obhut nach Davos zu ſenden. Er plante zwar ſelbſt für den Sommer eine Reiſe zu den geliebten Kindern, doch dieſe konnte ſich möglicherweiſe bis in den Herbſt verzögern, und ſo weit hinaus durfte um Heinrichs willen die Abreiſe Karls nicht verſchoben werden. So ward denn die Oſterwoche als Termin für die Reiſe feſtgeſetzt. Schon wurden die Koffer gepackt und alle nötigen Vorkehrungen zur Reiſe getroffen — da machte Bagges Tod, der die ganze Familie wie ein Blitz aus heitrem Himmel traf, alle Dispoſitionen zunichte. Wir wiſſen, wie ſchwer dieſer Schlag auf alle Glieder der Familie fiel. Von

Abreiſen konnte für Eliſe vorläufig nicht die Rede ſein. Sie blieb der treuen Mutter, die ja nun das traute Pfarrhaus verlaſſen mußte, bis zum September treu zur Seite und half ihr den Hausſtand auflöſen und die Vorkehrungen zur Überſiedelung nach Coburg treffen. Heinrich und Magdalene nahmen natürlich den innigſten Anteil an allem, was ihre Lieben in dieſer ſchweren Zeit durchzukämpfen hatten. So ſchrieb Schaumberger am 6. Auguſt der um den unvergeßlichen Gatten tief trauernden, ja in Melancholie verſunkenen Mutter, deren Geburtstag auf den 10. Auguſt fiel, in ſeiner eigenartig ſchönen Weiſe: „Aus tief, tief bewegter Seele ſchreibe ich Dir. Ich enthalte mich mit Abſicht jeglicher Rückblicke und Vergleiche. Vergänglichkeit iſt das Los alles Irdiſchen, und wer beſitzt, der lerne verlieren. Schwer wird Dir der erſte Gedächtnistag, Dein Geburtstag, ſein; ich kenne das. Es kommen noch ſchwerere Gedächtnistage — darum ſtark! Vergiß nicht: er iſt uns ja nicht verloren; ſein Geiſt lebt fort in der Liebe in uns, in ſeinen Werken außer uns! Suche in ſeinem Sinne zu tragen und zu überwinden; beweiſe durch die That, daß Du gar wohl erkennſt, wie reich Du durch ihn geworden — innerlich durch ſeinen Geiſt, äußerlich durch ſeine und Deine Kinder! Gott ſegne Dich; er gebe Dir Kraft, den ſchwerſten Schmerz zu überwinden. Ich bete oft für Dich, um Ruhe und Gleichmaß für Dein geſtörtes Seelenleben. Denke ſelbſt, was bliebe uns Kindern, wenn auch Du uns allzubald entriſſen würdeſt? Erhalte Dich uns, Geliebte, erhalte Dich! Ach, und der gute Gott möge Dich ſegnen für Dein ſo aufopferungsvolles, geplagtes Leben, für Deine Geduld und unermüdete Liebe! Ich bitte heute recht herzlich um Deinen Segen! — — Ach — gebe Gott, daß ich nun endlich, endlich mein Kind mit Eliſe wiederſehe!“

Wenige Tage vor der Mutter Wegzug reiſte Eliſe mit Karl von Weißenbrunn ab. Wieder war es ein tief wehmütiger Abſchied, wie vor einem Jahre, als Heinrich und Magdalene ſchieden. Diesmal war es die Mutter, die ahnungsvoll zu der von herbem Trennungsſchmerz ergriffnen Tochter ſagte: „Wir

ſehen uns nicht wieder! Aber ich laſſe Dich getroſt ziehen und lege Dich in Gottes Hand! Lebt wohl — Gott ſegne Euch!“ — Ihre Ahnung ſollte ſich nur zu bald erfüllen. Zwei Jahre ſpäter folgte die edle Frau, die den Verluſt des über alles geliebten Gatten nicht überwinden konnte, dem Heimgegangenen in die Ewigkeit nach. —

Mit Sehnſucht ſah unterdeſſen in Davos der immer kränker werdende Vater der Ankunft des Sohnes entgegen. Er war von jeher ein großer Kinderfreund geweſen. Schon ſeine Schüler waren ihm ans Herz gewachſen. Dann, als er nicht mehr unter ihnen weilen durfte, ſtillte er den Drang ſeines Herzens, der ihn immer wieder zur Welt der Kleinen zog, indem er jene anmutigen Kindergeſtalten im „Hirtenhaus“ ſchuf, die heute die Freude aller Litteraturkenner ſind. Auch in die letzten Scenen von „Zu ſpät“ floß mancher Herzenston des Dichters ein, und vollends die Knabenidylle „Ein Weihnachten auf dem Lande“ war ganz aus ſeinem überquellenden Vaterherzen herausgeſchrieben und ſo recht eigentlich für ſeinen Karl gedichtet.

Endlich, nach langem Harren des Vaters, kam Karl am 6. September 1873 mit Tante Eliſe in Davos an. Die Freude übermannte den Vater beinahe. Obgleich er ſich gerade ſehr unwohl fühlte, ließ er es ſich doch nicht nehmen, mit Magdalene zur Poſt hinabzugehen, um dort die Reiſenden zu empfangen. Groß war die Freude, als Eliſe und Karl dem Poſtwagen entſtiegen und auf Heinrich und Magdalene zueilten. Eliſe war zum Tode erſchrocken über das völlig veränderte Ausſehen ihres Schwagers; ſie fand ihn weit ſchlimmer, als ſie ſich's vorgeſtellt. Magdalene nahm Karl an ihre Hand, der glückſelig neben ihr die Anhöhe zum „Schlößli“ hinanſtieg; Eliſe folgte mit Heinrich nach, der ſelbſt unten auf ebener Straße nur ſchwer und langſam zu gehen vermochte, jede Hilfeleiſtung aber ablehnte. Er war ſehr froh über die Ankunft ſeiner Lieben. Schon jetzt ſagte er zu Eliſe: „Ich bin mir ganz klar bewußt, wie es um mich ſteht. Nun kommt die letzte und ſchwerſte Zeit. Ich bin Dir aus tiefſtem Herzen

dankbar, daß Du uns dieſe Tage tragen helfen willſt. Nun kann ich auch ruhiger ſein, da ich Lenchen nicht mehr allein dem Schweren gegenüber ſehe, das uns unaufhaltſam bedroht.“

Der Nachmittag verging mit Erzählen. Jetzt erſt erfuhren Heinrich und Magdalene alle Einzelheiten über des Vaters Tod. Karl ſaß vor ſeinen Spielſachen. Schaumberger konnte ſich nicht ſatt ſehen am Anblicke des langentbehrten Kindes.

Von nun an begann ein ganz andres Leben im Krankenzimmer Schaumbergers; neue Freude zog ein in die Räume, wo der Schmerz ein ſo bekannter Gaſt war, eine Freude freilich, die unter Thränen lächelte.

Damals konnte Schaumberger an guten Tagen noch ziemlich regelmäßig früh aufſtehen. Er ſchritt dann immer gleich zu ſeinem Pulte und blieb daran in fleißiger Arbeit ſitzen, „verloren für die Außenwelt, von der er nichts hörte und ſah.“ Einige Wochen ſpäter konnte er ſchon nicht mehr morgens das Bett verlaſſen, ſondern nur, wenn ſeine Klavierſtunden begannen. Als er auch dieſe aufgeben mußte, ſtand er nur noch auf, um bei ganz ſchönem Wetter auf dem Balkon zu ſitzen. Mitte November hörte auch das auf; denn es ſchneite ein in Davos. Von nun an blieb der Kranke bis an ſein Lebensende an ſein Leidenslager gebannt.

Bereits zwei Tage nach Karls Ankunft mußte ſich Schaumberger wieder legen; es ſtellte ſich Fieber ein; dazu plagte ihn der Huſten und das leidige Kopfweh. Das ſchreckliche Wetter ließ eine Beſſerung nicht möglich werden. Auch im Oktober ging es ſchlecht. Am 18. Oktober ſchrieb Schaumberger darüber an Zwißler: „Es geht wahrſcheinlich raſch zu Ende mit mir. Ich bin ſchon ſo ſchwach, daß ich nur ſelten das Bett verlaſſen kann; ein furchtbares Fieber — manchmal 40° Celſius — zehrt die letzte Kraft raſch auf.“

Aus jener Zeit iſt eine kleine Geſchichte zu erzählen, die deutlich beweiſt, wie Schaumberger es verſtanden hatte, ſich Liebe zu erwerben. Anfang Oktober ſaß der Kranke einmal auf der Bank vor der Thür, um dort ſich im Sonnenſcheine zu erquicken. Eliſe Bagge kam zu ihm herunter, um eine

Decke über ſeine Knie zu breiten. Da ſah ſie vor dem Kranken den alten Knecht Valentin ſtehen, der tags zuvor mit dem Vieh von der Alm zurückgekommen war. Mit ſeinen beiden rauhen, ſchwieligen Händen hatte er Schaumbergers Hand umfaßt: er freute ſich wie ein Kind, Schaumberger wiederzuſehen und konnte nicht müde werden, ihm das zu ſagen. Dabei liefen ihm die hellen Thränen über das bärtige, braune Geſicht. Drinnen im Hausgange ſchluchzte der treue Menſch laut auf und bedeutete Eliſe Bagge, wie verändert er den Kranken finde. Wie zu ſeinem Troſte ſetzte er hinzu: „'ch weiß abber jed's klei Wörtli no', das mi' di' gueti Häri g'ſeit het.“ Und er zeigte ſeine treue Liebe zu dem Kranken nicht bloß mit Worten, ſondern auch durch die That. So oft er auch in der Nacht geweckt wurde, um den Arzt zu holen, er that es immer gern und war ordentlich froh, „ebbis for ſin liabe Häri z'thua.“

Trotz ſeiner traurigen Lage arbeitete der Dichter, ſo oft es ging. Er arbeitete geradezu übermenſchlich. Im Mai war der 1. Band von „Fritz Reinhardt“ beendet morden; von da bis in den November ſchrieb er den 2. u. 3.! Am 10. November war der Roman fertig, ſodaß ihn der Dichter am folgenden Tage Magdalenen als Geburtstagsgeſchenk beſcheren konnte. In neun Monaten drei ſtarke Bände ſchreiben — dabei todkrank ſein — man hält es nicht für möglich, und doch iſt es ſo!

Unter welchen Umſtänden Schaumberger die Vollendung ſeines Hauptwerkes durchſetzte, erhellt aus einer gelegentlichen Schilderung in dem Briefe an Dr. Friedrich Hofmann vom 16. Dezember 1873: „Leider wuchs mir die Arbeit unter den Händen, der Sommer ging hin, und als der böſe Herbſt kam, ein Anfall nach dem andern mich niederwarf, war ich noch lange nicht zur Schürzung des Knotens gelangt. Dieſe Not iſt unbeſchreiblich. Wenn jeder Nerv, jede Muskel nach Ruhe ſchreit, ſich an den Schreibtiſch ſetzen und poetiſch produzieren — das ſind Folterqualen. Wenn man auf dem Stuhl zuſammenbrechen möchte, wenn die zitternde Hand den Dienſt verſagt, das fiebernde Hirn keinen Gedanken zum andern bringt

— und doch die Angſt um die Zukunft von Weib und Kind, die ganz nahe drohenden Geſpenſter der Not und des Hungers ihr fürchterliches: Du mußt! fort und fort wiederholen — o, ſolch' ein Schaffen iſt Höllenqual! Und ſo habe ich mich Monate hindurch abgekämpft!"

Der Dichter war aufs furchtbarſte angegriffen und ganz ſchwach. Den 11. November ſchon mußte er ſich wieder zu Bett legen; er litt außerordentlich an Halsſchmerzen. Und doch erfüllte ihn eine unausſprechliche Freude, doch war er außerordentlich beruhigt, daß nun ſein Hauptwerk fertig ſei. Um der Zukunft der Seinen willen hatte er den letzten Reſt ſeiner Kraft darangeſetzt. Nun konnte er ihnen ein geiſtiges Kapitel hinterlaſſen, das, wenn Gott ſeinen Segen gab, auch materielle Zinſen trug.

Am 16. November hatte ſich der Leidende wieder ſo weit emporgerafft, daß er auf dem Balkon ſitzen konnte. Drei Tage ſpäter, am 19. November, kam „Vater und Sohn" von Zwißler aus Wolfenbüttel. Der Dichter empfand über ſeinen Erſtling große Befriedigung. Er ſchrieb an Zwißler: „Mit herzlicher Freude geſtehe ich, daß die elegante Ausſtattung des Buches meine Erwartungen weit übertrifft. Ich bin ſehr froh darüber. Auch von den Büchern gilt ja: Kleider machen Leute!"

Ende November verſchlimmerte ſich Schaumbergers Zuſtand ganz rapid; er ſprach es gegen Zwißler aus, daß es wahrſcheinlich bald mit ihm zu Ende gehen werde. Kaum konnte er den Brief zu Ende bringen: „der Bruſt fehlte der Atem, das Kreuz wollte ſchier zuſammenbrechen."

Anfang Dezember beſſerte ſich Schaumbergers Zuſtand etwas; er konnte zweimal in Begleitung Magdalenens im Schlitten ausfahren. Aber nur zu bald trat wieder eine Wendung zum Schlechten ein. Am 11. Dezember erkrankte Schaumberger an einer Rippenfellentzündung. Damit trat er in das letzte Stadium ſeines Siechtums. Er litt furchtbar; „jeder Atemzug brachte ihm empfindliches Stechen auf der Bruſt." So wurde ihm ſein Geburtstag, der letzte, ein rechter

Sorgentag. Am nächſten Tage ſchilderte er in dem Briefe an Dr. Hofmann (Band 9, 178 f.) ſeinen troſtloſen Zuſtand: „Wenig fehlte, ſo erreichten mich Ihre herrlichen Briefe nicht mehr. Der erſte Brief traf mich in voller Fieberglut und faſt unerträglichen Schmerzen einer neuen Rippenfellentzündung — gerade da ſtand es ſehr bedenklich. Geſtern nun kam der zweite, ein erwünſchter Freudenbote, der noch am Abende meinen troſtloſen 30. Geburtstag aufheiterte und einen Freudenſtrahl in unſere bekümmerten Seelen lenkte. — — Ja, ich ſtand wieder einmal ſchrecklich nahe vor dem dunklen Vorhange, hinter den noch kein Lebendiger geſchaut. So oft mir das nun auch ſchon begegnet, was ſoll ich's leugnen, daß ſolche Augenblicke eben doch ſchwere Momente ſind? Es iſt hart, ſo jung aus dem Leben ſcheiden zu müſſen, aus dem Leben, das doch auch noch im Elend ſchön iſt — eben als Leben! Doppelt furchtbar hart aber iſt es, abſcheiden zu ſollen und Weib und Kind unverſorgt zurücklaſſen zu müſſen. O, es giebt Schmerzen in der Welt, die manchmal menſchliche Kräfte überſteigen wollen. Doch will ich Sie nicht mit mutloſen, nutzloſen Klagen beläſtigen.“

Schaumberger erkannte ganz die Gefahr ſeiner jetzigen Lage; er glaubte ſein Ende gekommen. Die Hoffnung auf Geneſung hatte er ja längſt ſchon aufgegeben; er wußte, daß er ſterben müſſe. Magdalene freilich hoffte noch immer, hoffte bis zuletzt; ſie ſah alles an mit den Augen der Liebe; es ſchien ihr unfaßbar, daß der Mann ihr entriſſen werden könne, der ihr alles war. Aus einer weiteren Stelle des erſchütternden Briefes wird die Gemütsſtimmung des heldenmütigen Märtyrers klar: „Ich muß die Hände in den Schoß legen; wenn ich noch etwas zu ſchaffen vermag, ſo können das nur unbedeutende Kleinigkeiten ſein. Allein, trotz aller Furchtbarkeiten meiner Lage bin ich doch weder ganz troſtlos, noch ganz mutlos. Ich habe meine Pflicht gethan, habe mich wacker gerührt, ſo lange ich irgend konnte! Dieſes Bewußtſein macht mir die erzwungene Arbeitsloſigkeit erträglich, verſüßt die aufgenötigte Ruhe, verkürzt die ſchlafloſen, langen Nächte. Ferner aber habe ich oft

erfahren, daß doch im Ganzen nur ſelten Menſchen im Unglücke gänzlich verkommen — meine mutige, wackere Frau wird ja auch Mittel finden, meinen ſechsjährigen Buben groß zu ziehen. Sie hat arbeiten gelernt, und vielleicht erweckt ihr ſo namenlos trauriges Schickſal edle Herzen, die ſich ihrer und meines Kindes annehmen. Ach, die Treue verdient ſchon allein wegen ihrer unbeſchreiblichen Aufopferung und ihrer unermüdeten Liebe zu mir ein beſſeres Schickſal. Ich geſtehe gern, daß ich dies alles mit Abſicht ſchreibe. Ich muß ſtündlich erwarten, die letzte große Veränderung an mir zu erfahren — es iſt meine Pflicht, auf jede Weiſe für die Meinen Teilnahme zu erwecken."

Schon am nächſten Tage (17. Dezember) ſchrieb Schaumberger wieder. Die in beiden Briefen erwähnten Gefälligkeiten Dr. Hofmanns betrafen eine ſpäter in der „Gartenlaube" erſchienene Notiz über Schaumbergers „Vater und Sohn", ſowie die Vermittlung eines Geſuchs an die Schillerſtiftung. Schaumberger ſchrieb: „Mir geht es eben recht herzlich ſchlecht. Kaum hat ſich die Rippenfellentzündung zum Beſſeren gewendet, ſo beginnt mein Hals zu rebellieren. Reden kann ich ſchon ſeit 1½ Jahren nicht mehr — jetzt kann ich zur Abwechslung kaum mehr rohe Eier verſchlingen."

Noch nie hatte Schaumbergers Familie ein ſolches Weihnachten erlebt. Todkrank lag der Dichter im Bett; mit ſchwerem Herzen ſchmückte Magdalene mit ihrer Schweſter Eliſe am Abend vor dem Feſte den Chriſtbaum. Gerade der 24. Dezember brachte dem Kranken furchtbaren Huſten und heftiges Fieber. Trotzdem wollte Schaumberger um jeden Preis gegen Abend aufſtehen, um die altgewohnte, ihm von jeher ſo liebe Chriſtbeſcherung mitzufeiern. Die Frauen verſuchten, ihn im Bett zurückzuhalten; ſie ſchlugen ihm vor, alles auf dem Tiſche davor aufzubauen; aber er ging nicht darauf ein. Ach, er ſehnte ſich danach, noch einmal den Anblick des Weihnachtstiſches zu genießen. Seine Schwäche war aber ſo groß, daß es ihm nur nach dreimaligen mühevollen Verſuchen gelang, auf den Füßen zu ſtehen. Er erquickte ſich ſehr am Anblicke des

lichterſtrahlenden Baumes und an der Freude ſeines Kindes und freute ſich über das Wenige, was dem kleinen Karl beſchert worden war. Er ſelbſt hatte ſich ſtreng verbeten, ihm irgend etwas zu kaufen. Er ſagte: „Ich brauche ja nichts mehr.“ Die Frauen hatten denn auch ſeinen Wunſch inſofern befolgt, als ſie nichts Neues kauften. Ganz ohne Gabe ſollte Schaumberger aber doch nicht bleiben. Von dem Antiquar, der Bagges Bibliothek gekauft, verſchafften ſich die Schweſtern Rankes Weltgeſchichte, in der des teuern Vaters Name noch eingeſchrieben ſtand. Das war für Schaumberger eine liebe Gabe, und ſeine Freude darüber gab ſich in rührender Weiſe zu erkennen. Doch war er zu ſchwach, um die ſchweren Bände lange in der Hand halten zu können.

Schaumberger ſchleppte ſich mit dem Aufgebote aller Kräfte an ſein geliebtes Klavier und begleitete die althergebrachten Weihnachtslieder, welche die Frauen ſangen, treu den Traditionen ihres Elternhauſes. Dann drehte Magdalene ſeinen Seſſel um, ſodaß er dem Tiſche zugewendet war, an dem Karl glückſelig ſpielte. Schaumberger war tiefbewegt. Er ſprach: „Noch nie habe ich die alten Weihnachtsgeſänge ſo herrlich gefunden, noch nie ſie ſo angehört. Sie ertönten mir ja zum letzten Male auf Erden; nächſtes Jahr höre ich ſchon das Halleluja vor Gottes Thron von den Engeln ſingen.“ Als er ſo redete, hielten ſich die Frauen möglichſt hinter ſeinem Seſſel, um die rinnenden Thränen zu verbergen. „Unvergeßlich prägte ſich ihnen der Anblick der edlen, gebrochnen Geſtalt ein, die viele Kiſſen kaum zu ſtützen vermochten, der unendlich ſchmerzliche Ausdruck ſeiner Züge, wie er ſo immer ſtill in den Chriſtbaum hineinſah, ſo abſchiednehmend, ſo todestraurig!“

Nach kaum einer Stunde brachten die treuen Pflegerinnen den Leidenden zu Bett; er war zum Tode erſchöpft. Infolgedeſſen verlief der erſte Feiertag ſehr ſchlimm. Der zweite Feiertag geſtaltete ſich wieder weit beſſer, ſodaß der Kranke den größten Teil des Nachmittags auf ſein konnte. Einer ſeiner liebſten Davoſer Freunde, Kaufmann Huf aus Amſterdam, war gekommen, und Schaumberger unterhielt ſich mit ihm und den

Frauen ſehr lebhaft und ſchlug endlich vor, etwas zu muſizieren. Magdalene ſang eins von den Liedern Schaumbergers, das er ihr einſt geſchenkt, als ſie noch Braut war; Eliſe ſang den „Wanderer“ und den „Erlkönig“ von Schubert; darauf trug Magdalene noch ein „Frühlingslied“ von Selmar Bagge vor, das mit den Worten ſchloß: „Du ahneſt ihn hienieden, und droben bricht er an!“ Schaumberger liebte dieſes Lied ſehr; als er, erſchöpft vom Spielen, ausruhte, mochte er gleich den drei anderen denken: „Auch für dich bricht nun der ewige Frühling wohl bald an!“

Dies war das letzte Mal, daß Schaumberger längere Zeit außer dem Bett zubrachte, das letzte Mal, daß er an ſeinem geliebten Klavier ſaß. Nur zweimal noch erhob er ſich mit Hilfe ſeiner Pflegerinnen von ſeinem Leidenslager, um ſich an der herrlichen Winterluft zu erquicken. Das eine Mal fuhr er mit Magdalene und Karl zu Schlitten nach Davos-Dörfli, und das andere Mal, in der Wärme der Mittagsſonne, mit ſeinem Freunde Huf nach Frauenkirchen, das er immer ſehr geliebt hatte. Das war in der erſten Hälfte des Januars; dann verließ er nie mehr ſein Schmerzenslager. Seine Leiden ſteigerten ſich furchtbar; die Fiebergrade ſtiegen immer ſehr hoch. Geradezu jammervoll war es anzuſehen, wie ſchmerzlich er zuweilen verſchiedene Getränke betrachtete, die vor ihm ſtanden, und die er doch nicht zu genießen wagte. Seine Lippen ſahen oft aus wie braun gebrannt, und er kam dem Verſchmachten nahe; nahm er endlich, nach langem Zagen, einmal einen Schluck, ſo raubten ihm der Huſten und die damit verbundenen Schmerzen für lange Zeit faſt die Beſinnung. Während vieler Wochen war ſeine einzige Nahrung Tag für Tag ein Beefſteak von geſchabtem Fleiſch, in der Größe einer wälſchen Nuß. Oft ſaß Magdalene wohl eine Stunde lang an ſeinem Bette und redete ihm liebevoll zu, wenigſtens dieſe kleine Portion zu genießen. „Nur die Liebe zu ihr konnte ihn bewegen, ſich zur Erhaltung ſeines elenden Lebens ſo abzumartern.“ Später vermochte er auch das Wenige nicht mehr

zu eſſen. Die letzten vierzehn Tage ſeines Martyriums nahm er alle zwei Stunden nur einen Löffel Sherry zu ſich.

Trotz ſolchen Elendes, trotz der Schwäche, die es ihm unmöglich machte, auch nur den Kopf in eine andre Lage zu bringen, arbeitete der Dichter immer noch, wenn auch nur zeilenweiſe. Seine geliebte blaue Mappe ließ er nie von ſich; wenn ſie einmal aus Verſehen weggelegt worden war, verlangte er ſie ſofort wieder. Zeigten ſich die Hände zum Schreiben zu ſchwach, ſo ruhte doch ſein Geiſt nie; oft, wenn ihn die Seinigen ſchlafend glaubten, fing er an, von neuen, ſpäteren Arbeiten zu reden. So hatte er den Plan zu einer Novelle vollſtändig im Kopfe. Während einer ſchlafloſen, ſchmerzensvollen Nacht teilte er denſelben abſatzweiſe ſeiner Schwägerin Eliſe mit. Kapitel für Kapitel ſtand vor ſeinem Dichtergeiſte lebendig da, fertig zum Niederſchreiben. Der Held dieſer ungeſchriebenen Dichtung war ein Lungenkranker, der nach ſturmbewegtem Leben, geſcheitert in ſeinem Lebensglücke und mit gebrochner Geſundheit, nach Davos kommt, hier nach langer Zeit, nach ſchweren inneren Kämpfen Frieden und Geſundheit für Leib und Seele findet und ſchließlich das einfache, treue Mädchen heiratet, welches ihm in ſelbſtloſer und unermüdlicher Weiſe Troſt, Vorbild und Licht in der Nacht ſeiner ſeeliſchen und körperlichen Leiden geweſen war. Ernſt beginnt der unter ſo ſeltſamen Auſpizien angetretene Hausſtand; aber nun erſt entfaltet das einfache Weib ſeine ſchöne Seele ganz, die Größe ſeines demütigen, liebevollen Gemüts und eine ſeltene Energie, ſodaß es dem Gatten im vollkommenſten Sinne des Wortes Gefährtin wird auf ſeinem weiteren Berufs- und Lebenswege. Dieſe neue Frauengeſtalt Schaumbergers war ſo eine Art Helene Braun und doch wieder ganz anders und vielſeitiger; die Dichtung ſpielte, gegen Schaumbergers übrige Erzählungen gehalten, in völlig davon verſchiedenen Kreiſen und Verhältniſſen. Am andern Tage kam der Dichter auf die Novelle zurück; er ſagte: „Gern hätte ich dieſe Dichtung noch ſkizziert. Meine ziemlich genaue Kenntnis der Seitenthäler von Davos und aller andren ſchönen und großartigen Punkte der Gegend

läßt mich hoffen, der Arbeit ein wirkungsvolles Kolorit geben zu können."

Ein andermal, als er sich wieder sehr schwach fühlte, quälte ihn die Besorgnis, er werde nicht einmal „Glück im Unglück" vollenden können, das doch Hallberger mit den andren Musikantengeschichten abzudrucken wünschte. Bei dieser Gelegenheit sprach er: „O, wenn mir Gott eine längere Lebenszeit beschieden hätte — für zehn Jahre noch ist Arbeit vorhanden, die meiste schon fertig im Kopfe." Magdalene erbot sich, niederzuschreiben, was in ihm am meisten zur Gestaltung drängte. Er aber antwortete: „Laß das sein — die Zeit zum plastischen Ausgestalten fehlt — meine Tage sind gezählt." Trotz mehrfach wiederkehrender Rippenfellentzündungen und großer Schmerzen vollendete er „Glück im Unglück" noch in der ersten Hälfte des Januars. „Er freute sich jedes fertigen Kapitels, jeder gelungenen Scene, und wenn ihm dann das Betreffende vorgelesen wurde und er strenge Selbstkritik übte, so trug sein Antlitz immer einen Ausdruck der Energie, des lebensvollen Schaffens, der klaren Übersicht des Gesamteindruckes, des entschiedenen, bewußten Wirkens aller Geisteskräfte." Am 19. Januar 1874 wurde das Buch an Hallberger abgesandt.

Zu den Beweisen unverminderter Geisteskraft kontrastierte freilich grell die zu Haut und Knochen abgezehrte Gestalt des Dulders. „Nur die schönen Augen blieben frisch und lebensvoll, und das schnelle Aufleuchten derselben konnte so schelmisch, so humoristisch sein wie in seinen besten Tagen; trotz allen Elendes vermochte sich Schaumberger heiterer Zwischenfälle zu erfreuen wie nur je zuvor." Wie gern sahen ihm die Schmestern zu, wenn er zuweilen auf die innere Deckelseite seiner blauen Mappe stillvergnügt, für sich lächelnd, einen der charakteristischen Musikantenköpfe zeichnete! Besonders die Darstellung des Hanshenner, der im Baß den Berg hinunterfährt („Umsingen", Kap 6.), machte ihm selbst großen Spaß.

Hatte sich der Kranke eine kurze Zeit in dieser Weise vergnügt, so brachte freilich oft schon der nächste Augenblick ein schmerzliches Verziehen des Gesichts und Hustenanfälle, die

ihn zu erſticken drohten. Murren hörten ihn die Seinen nie, klagen ſehr ſelten; täglich und ſtündlich arbeitete er an ſeiner inneren Feſtigung; „ſein ganzes Streben ging dahin, ſich in ſein Los zu fügen und ergeben in Gottes Willen zu leiden und zu dulden.“ Nur einmal ſahen ihn die Frauen heiße Thränen vergießen. „Es waren mit ein und derſelben Poſt von verſchiedenen Seiten höchſt günſtige, ja brillante Anerbietungen eingegangen. Der Dichter hatte die verſchiedenen Briefe offen vor ſich auf dem Bett liegen und freute ſich anfangs darüber. Aber dann rang er wehmütig die Hände und ſagte: ‚Ach, ich hätte nie zu hoffen gewagt, daß ſich mehrere zugleich um meine Manuſkripte bemühten! Und nun, wo ich ſehe, daß meine Arbeit Anerkennung findet, wo mein Talent Euch nähren könnte — ach, nun muß ich ſterben!‘ Dabei weinte er bitterlich!“ Die ſeit Monaten mühſam errungene Faſſung war, wie er ſelbſt ſagte, wie ein Kartenhaus zuſammengebrochen. Nachdem er ſich aber ausgeweint, griff er mutig wieder zum Bleiſtift. Auf die Bitte der Seinen, ſich jetzt Ruhe zu gönnen, antwortete er: „Laßt mich nur, ich will meine Friſt treulich auskaufen.“ Dieſe Epiſode knüpft ſich jedenfalls an die aus Berlin eingegangenen Anträge, von denen im nächſten Kapitel noch weiter die Rede ſein wird.

Ende Januar ward dem ſchwer leidenden Dichter eine große Freude zu teil, die zugleich eine höchſt dankenswerte Erleichterung ſeiner materiellen Lage involvierte. Im Dezember 1873 hatte er ein von ſeinem Landsmanne Doktor Friedrich Hofmann warm befürwortetes Geſuch an die „Schillerſtiftung“ gerichtet; nun erhielt er folgendes, Weimar, den 30. Januar 1874 datiertes Schreiben:

Sehr geehrter Herr! Sowohl aus Gründen perſönlicher Teilnahme für Ihre bedenkliche Lage, als unſrer aufrichtigſten Wertſchätzung Ihres ganz vortrefflichen Buches „Vater und Sohn“ — in welcher Leiſtung wir Sie als einen würdigen und begabten Nachfolger Melchior Meyrs kennen gelernt haben — gereicht es uns zur beſonderen Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß der Verwaltungsrat der Deutſchen Schiller-Stiftung

unſerm Antrage entſprechend Ihnen eine einmalige Zuwendung von 300 Mark bewilligt hat. Der Betrag der genannten Summe wird Ihnen nach Vollzug und Remiſſion beiliegender Quittung übermittelt werden. Mit dem herzlichen Wunſche, daß unſere Hilfe einiges beitragen möge, Ihre bedrängte Lage zu erleichtern, zeichnet mit vorzüglichſter Hochachtung

Der Vorort der Deutſchen Schiller-Stiftung.
W. Genaſt.

Am 8. Februar 1874 war der Dichter mit der Durchſicht ſeines „Fritz Reinhardt“ fertig; er ſandte den Roman auf Wunſch ſeines Verlegers Jul. Zwißler an ſeinen Freund Doktor Rullmann in Frankfurt a. M. Eine Woche ſpäter, am 15. Februar, legte er bereits wieder Hand an die „Sage von der Schaumburg“, die er, wie wir wiſſen, ſchon in Ahlſtadt bearbeitet hatte. Am 19. Februar ſtellte ſich ein neues Halsleiden ein; am 23. Februar erhielt er von Zwißler „Im Hirtenhaus“ als Buch.

Den ganzen Winter über ſahen die Frauen den Kranken nicht ſo glücklich als an dem Nachmittage, an welchem ſein Bett mit den von Zwißler geſandten Freiexemplaren dieſer ſeiner ſchönſten Erzählung bedeckt war. Der Dichter ſprach nicht viel; aber er war tief bewegt und von Herzen dankbar, daß Gott ihn dieſe Freude noch hatte erleben laſſen. Immer wieder nahm er die Bücher in die Hand und ordnete die für die Davoſer Freunde beſtimmten zuſammen; jedem ſchrieb er einige Zeilen hinein, obwohl ihn das Schreiben mit der Feder ſehr ermattete. Nach einigen Tagen ſchrieb er auch, wenngleich nur in großen Pauſen und mit wirklicher Anſtrengung, ſeiner Schwägerin Eliſe, die ihm geiſtig ſehr nahe ſtand, einige Worte in ihr „Hirtenhaus“, Worte voll rührender Liebe und Dankbarkeit. Darauf Bezug nehmend reichte er das Buch der Treuen und ſagte: „Wie glücklich macht es mich, Dir etwas ſchenken zu können, das meinem Gefühle nach nicht unwert iſt, Dir lebenslang lieb und teuer zu bleiben. Es macht mich unſagbar glücklich, auf dieſe Weiſe das zuverſichtliche Vertrauen zu belohnen, das Du von jeher in mich und meine dichteriſche

Befähigung geſetzt haſt. Ja, ich danke Dir, daß Du immer an mich glaubteſt!“ Eliſe konnte ihm nicht mit Worten danken, die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Schaumberger verſtand ſie und drückte ihr immer und immer wieder beide Hände. Auch ſeinem Freunde Huf wollte er gern noch eine Widmung einſchreiben. Das Buch mußte zu dieſem Zwecke tagelang auf ſeinem Bette liegen bleiben; doch war er nicht mehr im ſtande, ſein Vorhaben auszuführen.

In der Nacht vom 27. zum 28. Februar kam der erſte jener furchtbaren Erſtickungsanfälle, die den Anfang vom Ende bezeichneten. Dieſe Nacht war die entſetzlichſte, welche die Frauen je erlebt hatten. Der Arme hatte ſo fürchterlich zu leiden, daß ſie darauf gefaßt waren, ihn noch in dieſer Nacht zu verlieren. Daß er ſelbſt ſich der Gefahr klar bewußt war, verrieten ſeine Augen, die mit unausſprechlich liebevollem Ausdrucke immer an Magdalene hingen. Er war nicht fähig zu ſprechen und ſah ſie nur immer an. „In dieſer Todesnot zeigte ſich die über alles Lob erhabene, ſo oft ſchon bewieſene Fürſorge des lieben, treuen Doktor Unger im herrlichſten Lichte.“ Obwohl ſelbſt leidend, brachte er einen Teil der Nacht am Bette des Kranken zu, der ihm ein Freund geworden war. Bei einer Kälte von 22° war er mitten in der Nacht gekommen. Angſtvoll hatte Eliſe Bagge den Pfad im Auge behalten, der von ſeinem Hauſe heraufführte; ein Gefühl innigſter Dankbarkeit durchſtrömte ſie, als ſie im Mondſchein ſeine Geſtalt unten am Berge auftauchen ſah. Die von ihm alsbald angewandten Mittel brachten allgemach die gewünſchte Beruhigung; gegen Morgen hörten die gräßlichen Anfälle auf. Doch lag der Kranke noch wie tot da. Auch die nächſten Tage bis zum 6. März waren ſchrecklich genug und wurden von den Frauen in Todesangſt verlebt. Schaumberger hatte die Seinen immer ſchon auf ſein nahes Ende hingewieſen; jetzt ſprach er wieder ganz ernſt und beſtimmt davon. Die Frauen ſahen ſelbſt, daß der Tod mit raſchen Schritten nahe rückte, und doch klammerten ſich ihre liebenden Herzen an jede kleine Beſſerung wie an einen Strohhalm. Gerade bei Schwindſüchtigen kommen ja

oft in der letzten Zeit einzelne überraſchend gute Stunden. Freuten ſich die Schweſtern ſolcher Momente, ſo pflegte der Kranke zu ſagen: „Ach, Ihr lieben Leutchen, thut mir die einzige Liebe, gebt Euch keiner Täuſchung hin, mag ſie auch noch ſo ſüß ſein! Wir wollen jede Stunde, die ich noch lebe, als ein Gnadengeſchenk Gottes anſehen und dankbar dafür ſein, aber nicht vergeſſen, daß es die letzte ſein kann. Es kann ja nur noch kurze Zeit währen!“ Oft bat er die Frauen, ſtark zu ſein, das Unvermeidliche feſt ins Auge zu faſſen und gerade ihm zu Liebe ſich mit dem Gedanken des Scheidens vertraut zu machen. Er ſprach: „Es iſt mir ein großer Troſt, zu ſehen, daß Ihr ſtark und mutig ſein wollt. Das hilft auch mir zum Frieden! Ihr beweiſt mir Eure Liebe am beſten, wenn Ihr Euch jetzt, wo der Tod vor der Thür ſteht, nicht troſtloſem Weinen und Klagen hingebt, ſondern Euch ſo feſt zeigt, daß auch ich nicht wankend werde!“

Daß ihm ſelbſt das Scheiden furchtbar ſchwer wurde, iſt gewiß. Wie oft ſah Eliſe, wenn ſie von ihrer Arbeit aufblickte, ſeine Augen auf Magdalene gerichtet, die ſeine Manuſkripte abſchrieb, oder auf das Kind, das mit ſeinem Noahkaſten auf dem Fußboden ſpielte. Karl war immer ſehr vergnügt bei ſeinen Spielen, und doch that er alles ſo leiſe und behutſam, um den kranken Vater nicht zu ſtören oder zu erſchrecken. Eliſe ſah oft, „wie der arme Mann mit ſeinem tiefen Jammer rang, wie Liebe und Schmerz einen ſchweren Kampf in ſeiner Seele kämpften, wie ſich ſeine Hände krampfhaft falteten und wie er ſich doch nicht regte noch rührte, um Magdalene nicht merken zu laſſen, daß er um ſie und das Kind litt und bangte.“ Aber Magdalene merkte es gar wohl, und manche ſtille Thräne rollte auf ihre Arbeit. Schaumberger liebte es, wenn alle ſoviel als möglich um ihn waren. Sie mußten ſich immer ganz nahe zu ihm ſetzen, da er in letzter Zeit ſehr ſchwer hörte. Nie wagten die Frauen, den Kranken allein zu laſſen — er war ja zu ſchwach und hilflos.

Einmal ſchlief er, was ſonſt nie geſchah, nach Tiſche feſt ein. Magdalene, die ſeit neun Wochen das Zimmer nicht ver-

laſſen hatte, benutzte die Gelegenheit, hinaus in die Küche zu gehen, um der Schweſter bei der Arbeit zu helfen und — ſich einmal von Herzen auszuweinen. Da die Schweſtern nichts, gar nichts mehr fanden, was ihnen Hoffnung und Troſt gewähren konnte, beſchloſſen ſie, wenigſtens Heinrichs Überreſte mit in die Heimat zu nehmen. Denſelben Abend noch ſprach Schaumberger wiederholt ſeinen Wunſch aus, die Frauen möchten nach ſeinem Tode bald nach Deutſchland zurückkehren. Immer ſchon hatte es ihm Beruhigung gewährt, den Frauen über alles ſeinen letzten Willen kund zu thun. An jede Kleinigkeit, jede Anordnung für das Begräbnis hatte er gedacht. An jenem Abend nun ſagte er plötzlich: „Hört einmal, es laſtet noch eine Sorge auf mir. Ihr werdet doch nicht etwa daran gedacht haben, mich einſt mitnehmen zu wollen?“ Heftig erſchrocken antworteten die Schweſtern nicht, ſondern fingen an, bitterlich zu weinen. Der Kranke hatte das wohl bemerkt. Nach einigen Minuten begann er wieder: „Seht Ihr, Euer Schreck und Euer Weinen zeigt mir, wie ich Euch ins innerſte Herz getroffen habe. Wie weh es mir auch thut, Euch dieſen letzten Troſt zu rauben, ſo iſt es doch Gewiſſensſache für mich, auch dies noch zu beſprechen.“ Magdalene bat ihn flehentlich, das nicht zu thun. Er aber blieb feſt und ruhig und fuhr fort: „Doch, mein Kind! Sieh, gerade weil ich Dich ſo lieb habe, muß ich Dich bewahren vor etwas, das Dir ſpäter ſelbſt thöricht, ja ſogar unrecht erſcheinen müßte. Ich habe mich über alles längſt informiert und weiß daher, daß der Transport nach Hauſe 2000 Francs koſten würde. Willſt Du dieſe Summe aufwenden, um mich an einen Ort zu bringen, von dem Du ſelbſt noch nicht wiſſen kannſt, ob Du lebenslang dort bleibſt? Willſt Du eine für unſre Verhältniſſe ungeheure Summe verantworten, um Dir einſt Vorwürfe darüber machen zu müſſen, wenn Karl einen Beruf erlernen ſoll und Dir dann die Mittel fehlen? Ach, das müßt Ihr bedenken! Und wenn es Euch noch ſo grauſam erſcheint, Ihr werdet ſpäter einſehen, daß ich recht habe, und werdet mir's noch danken. Seht, die Erde iſt überall des Herrn, in der Fremde, wie im Heimatlande, und wo ich

ſo viel gelitten habe, da möchte ich auch zur Ruhe gelegt werden. Ihr werdet mein Andenken in Euren Herzen pflegen und lebendig erhalten, und das iſt mir genügend und iſt beſſer, als wenn Ihr jetzt mein Grab für ein paar Jahre pflegt und es dann doch auch vielleicht verlaſſen müßt. Ich weiß, Ihr werdet mir dieſe letzte Sorge auch noch abnehmen. Sie hat mich ſeit Monaten gequält. Gott ſei Dank, daß ich mich überwunden habe, ſie von meinem Herzen zu wälzen."

Gegen ſolche Argumente war nichts mehr einzuwenden. Die Schweſtern verſprachen dem Kranken in die Hand, ſeinen Willen zu erfüllen; er dankte ihnen dafür jetzt und ſpäter wiederholt. Dankbarkeit war überhaupt ein ſtark hervortretender Zug ſeines Weſens. Für jedes Eingehen in ſeine Gedanken, für jedes Intereſſe an ſeiner Geiſtesrichtung, an ſeinen Arbeiten war er erkenntlich; auf tauſendfältige zartſinnige und liebevolle Weiſe ſuchte er ſolche Teilnahme zu vergelten. „Nie kamen ihm die Seinen ungelegen, wenn ſie bei ihm Belehrung ſuchten. Und wie verſtand er es, anzuregen, neues Intereſſe zu wecken oder gemeinſames Intereſſe zu fördern! Dabei blieb er in geradezu rührender Weiſe beſcheiden, gegenüber der Meinung anderer duldſam, unermüdlich in der Mitteilung ſeiner Gedanken, wenn er gleichgeſtimmte Seelen fand. Er hatte eine ſo einfache, liebenswürdige Art, als ſei er nicht der Geber, ſondern der Empfänger. Wenn er Verſtändnis fand, wenn er mitten im Elend und der Einſamkeit des Krankenzimmers ſah, wie die Seinen gern dem Gedankengange ſeines immer lebhaften Geiſtes folgten, wie leuchteten da ſeine Augen! Wohl hatte ihn das lange Dahinſiechen ſehr abgezehrt, aber in ſolchen Momenten vergaß man das. Seine Züge hatten etwas Durchgeiſtigtes, Überirdiſches angenommen, als ſei er ſchon hinausgehoben über alles Erdentreiben. Er lebte ja auch nur noch im Reiche des Geiſtes; alles, was früher den freien Flug ſeiner idealen Seele gehemmt hatte, war nun abgeſtreift."

Das Sprechen griff Schaumberger furchtbar an, — er konnte überhaupt nur noch flüſtern; trotzdem liebte er die Unterhaltung ſehr und war glücklich, wenn die Seinen darauf

eingingen. Eliſe Bagge bezeugt: „Ich verdanke ihm unendlich viel Anregung; er war mit treuer Liebe bemüht, mir darin meinen herrlichen Vater zu erſetzen. So iſt trotz unſagbaren Jammers, trotz aller Not, alles Kummers, aller Sorgen mir jener Herbſt und Winter in Davos die wertvollſte Zeit meines ganzen Lebens geworden, und erſt, nachdem Heinrich von uns genommen, fing mein Leben an, arm zu werden.“

Eine der wenigen Freuden, die Schaumberger auf ſeinem Schmerzenslager noch übrig blieben, war das Gedeihen von Magdalenens Blumen. Sie ſtellte ihm immer ein oder das andere Stöckchen ans Bett, und er beobachtete nun mit Freuden jeden neuen Trieb, jedes junge Blatt. Beſonders liebte er ein Monatsroſenſtöckchen, das der ganzen Familie ans Herz gewachſen war. Es war aber auch auf eine ganz merkwürdige Weiſe in den Beſitz des Dichters gekommen. Im Sommer 1872 ſchickten die Lieben in Weißenbrunn einmal ein Paket nach Davos. Noch ehe es geſchloſſen wurde, ſchnitt Magdalenens Mutter in Eile von allen ihren Blumen zu einem Sträußchen ab, was ſie ſo in der Schnelligkeit erraffen konnte. Dabei war auch ein wunderſchönes Röslein. Das Sträußchen kam noch ziemlich friſch in Davos an, und Schaumberger hatte es wochenlang auf ſeinem Pulte ſtehen und ſchätzte es ſehr als einen Gruß aus der unvergeßlichen Heimat, die er ja damals eben in verklärendem Lichte vor ſeinem Dichtergeiſte emporſteigen ließ. Als Magdalene endlich das verwelkte Sträußchen wegwerfen wollte, zeigte ſich, daß die Roſe im Waſſer ein Würzelchen getrieben hatte. Magdalene pflanzte ſie, und bald entwickelte ſich der Zweig zu einem ſchönen Stöckchen, deſſen Wachstum der Dichter mit wahrhafter Liebe verfolgte. Als ſich vollends die erſten Knoſpen zeigten, wurde er froh wie ein Kind, und nun blieb das Stöckchen immer auf ſeinem Tiſche. Oft ſprach er davon, wie gern er noch die Knoſpen möchte aufblühen ſehen, er werde es aber nimmer erleben. Das Rot hat er noch an mehreren geſehen, das Aufbrechen nicht. Aber die erſten zwei halb aufgeblühten Knoſpen ſchnitt Magdalene nach ſeinem Tode mit den ſchönſten Blättchen ab,

band daraus ein Sträußchen und legte dasſelbe in ſeine gefalteten Hände. So nahm der tote Dichter die Blumen der geliebten Heimat mit ins Grab. —

Nachdem Schaumberger am 10. März wieder etwas an der „Schaumburg“ geſchrieben, kehrten vom 12. März an die Erſtickungsanfälle häufig wieder, und jeder derſelben brachte dem Leidenden und den Seinen den nahen Tod vor Augen. „Schaumberger hatte mit dem Leben abgeſchloſſen und war jede Stunde bereit, dem Rufe Gottes zu folgen, mochte er kommen um Mitternacht, zum Hahnenſchrei oder am Morgen.“ Schon oft hatte er Abſchied von den Seinen genommen, und jedes Wort, das er noch ſprach, war durchdrungen von inniger Liebe und herzlichem Danke. Mit den Erdenſorgen hatte er abgeſchloſſen, die fochten ihn nicht mehr an; jedesmal betonte er: „Ich ſterbe ruhig, denn ich weiß, Ihr werdet mein Kind treu lieben und in meinem Geiſte erziehen.“

In dieſe letzten Tage Schaumbergers gehören wohl auch die Abſchiedszeilen, die er an ſeine Schwiegermutter richtete. Sie ſind das Letzte, was von ſeiner Hand herrührt. Auf einen kleinen Zettel ſchrieb Magdalene die Worte: „Soeben hat mir Heinrich noch diktiert, wie er alles haben will.“ Darunter ſchrieb er ſelbſt mit ſchwacher, aber vollkommen deutlicher, ſeine charaktervollen Schriftzüge aufweiſender Hand:

„Herzliebe Mutter! Deinem Sohn geht es ſchlecht — ſehr ſchlecht! — Mache Dich bereit auf traurige Nachricht. Noch nehme ich jedoch nicht Abſchied. Schreibe mir, ob Du mich noch lieb haſt und immer lieb haſt, ob Du mir nicht zürnſt, da ich mein Lenchen ſo bald ſchon verlaſſen muß? — Nicht wahr, wenn Lenchen ohne mich zurückkommt, Du nimmſt ſie freundlich auf? ſtößeſt ſie und Karl nicht von Dir? — Ich liebe Dich unendlich. Meine Sehnſucht nach Papa iſt groß. — Liebt ihr alle mich?

Tauſend Grüße von Deinem Dich ewig treu liebenden Sohn

Heinrich.“

Zugleich gingen von Eliſe einige Zeilen an die Mutter ab, die den Kommentar zu Schaumbergers Brief bilden: „Seit

Donnerstag abends kamen neue heftige Erſtickungsanfälle, die ſich dermaßen ſteigern, daß Heinrich deren nur noch wenige aushalten wird. Geſtern Vormittag hatte er einen ſo fürchterlichen Anfall, daß er uns Lebewohl ſagte. Die Bruſt raſſelte ſchwer; dicker, kalter Schweiß ſtand auf der Stirn. Es iſt ein fürchterliches, entſetzliches Leiden! Wie große Barmherzigkeit hat der liebe Vater erfahren! Ich kann Euch nicht ſagen, wie wir mitleiden. Gott ſtehe uns bei und erhalte unſre Kräfte! Der arme Heinrich iſt ſo lieb und gut. Immer, wenn ein neuer Anfall kommt, bittet er uns, ihn nicht zu verlaſſen. Dann klammert er ſich in der Todesangſt an uns — wenn er nicht mehr liegen kann, faſt erſticken muß und trotz aller Betten doch nicht ſitzen kann vor Schwäche. Ja, ſeine ſchwachen Kräfte ſind dem Erlöſchen ſehr nahe. Alle Stunden zwei Löffel Sherry erhalten ihn noch. Herr Doktor Unger wollte eigentlich morgen abreiſen; aber der treue Arzt verſchiebt ſeine Reiſe und verläßt uns nicht. Gott ſegne ihn tauſendmal dafür! Seine Nähe iſt uns ein Troſt. Er kommt alle Tage zwei- bis dreimal bei allem Schneetreiben unſern hohen Berg herauf.“

Bewunderswert blieb den Seinen die Geduld, mit welcher der Kranke dieſe qualvollen Leiden ertrug. Eliſe Vagge ſagt: „Er litt wie ein Held, und obgleich ſeine Leidensaufgaben immer größer wurden, war er ſtets bemüht, uns nicht mitleiden zu machen; er klagte nicht, jammerte nicht und beherrſchte ſich in einer Weiſe, die ich nie zuvor oder nachher geſehen.“ Immer blieb er liebevoll, immer beſorgt um andere; für die kleinſte Hilfeleiſtung zeigte er ſich dankbar; er verſäumte nie, auch für den unbedeutendſten Dienſt ein liebes Wort zu ſagen. Als ihm ſpäter das Sprechen ſchwer wurde, ſtreckte er die Hand zum Danke hin, und als auch dies eine Anſtrengung für ihn geworden war, hatte er doch ſtets noch einen dankbaren Blick.

Wie oft ſprach er es aus, daß er unter den hunderten von Kranken in Davos gewiß der glücklichſte ſei. Jene müßten fern von den Ihrigen ſein, allein leiden und — ſterben, wenn-

gleich noch ſo gut gepflegt von Fremden; er habe alles, was er liebe, um ſich.

Auch im übrigen war er nicht verlaſſen. Ein kleiner Kreis erwählter Menſchen hatte ſich um ihn geſammelt, und dieſe lieben Freunde brachten viel Abwechslung und immer neues Intereſſe in das enge Stübchen. Es war ein Genuß, zuzuhören, wie ſie ſogleich in ernſte, anziehende Unterhaltung mit dem Dichter kamen, dem die geiſtige Klarheit bis zum letzten Tage ſeines Lebens ungetrübt verblieb. Noch am Freitage vor ſeinem Tode, am 13. März, arbeitete er, wenn auch nur zeilenweiſe, an der „Zerſtörung der Schaumburg“.

Am Mittag dieſes Tages trat eine furchtbare Kriſis ein, „die ſchlimmer war als der eigentliche Tod“: eine Lungenlähmung. Von da an hatte der Sterbende nicht mehr ſoviel zu leiden. Der ſchreckliche Huſten hatte faſt aufgehört; die ganz veränderte, mühſame Atmung aber, die große Schwäche, das Fieber — das alles zeigte das Nahen des Todes an. Trotz dieſer Gewißheit erſchienen den Seinen die letzten Tage wie eine Wohlthat; konnte der Leidende doch jetzt ruhen, wurde doch ſeine arme, ſchwache Geſtalt nicht mehr von dem furchtbaren Huſten „zum Zerbrechen geſchüttelt“. Der 14. März verging ſtill; nur zeigte ſich der ſterbende Dichter ſehr beunruhigt über das lange Ausbleiben der endgiltigen Entſcheidung in betreff des Romanes „Fritz Reinhardt“. Vielmals ſagte er tagsüber zu Magdalene: „Jetzt warten wir noch einen Tag. Iſt bis morgen Abend keine Antwort da, ſo thuſt Du mir die Liebe, zu telegraphieren; ich erlebe ſonſt die Ankunft des Briefes nicht mehr.“

Die Nacht zum Sonntage war ſehr ſchlimm, wie ja auch alle vorhergehenden. Der Vormittag des Sonntags verlief recht leidlich, ſodaß Schaumberger ſeinen treuen Freund, den Baumeiſter Sprecher, noch einmal ſehen konnte. Beim Fortgehen ſprach der Freund noch mit Eliſe Bagge; er war ſich klar, den teuren Freund zum letzten Male geſehen zu haben, und ging ganz erſchüttert weg. Am Nachmittag fingen die Gedanken des Sterbenden an zu wandern, anfangs nur, wenn er

die Augen ſchloß, ſpäter auch während des Wachens. Es waren aber milde, freundliche Phantaſien, die ihn beſchäftigten; ja, ſie ſchienen ihn zu beglücken, während ſie den Seinen das innerſte Herz erſchütterten. Er ſprach immer und immer wieder von der Heimat, beſonders von dem grottenartigen Brunnen gegenüber dem Weißenbrunner Schulhauſe. „Ein Engel reichte ihm daraus zu trinken; er fühlte ſich unendlich erquickt und war ſo dankbar, daß er endlich, endlich wieder einmal Waſſer trinken, daß er ſich daran ſatt trinken durfte.“

Zwiſchen dieſen Phantaſien kamen völlig klare Viertelſtunden; in denſelben, und ſpäter noch in kurzen lichten Momenten, ſprach Schaumberger ruhig und gefaßt über ſein Ende. Er wiederholte alle Bitten und Beſtimmungen über die Zukunft der Seinen und ſagte ihnen unzähligemal Lebewohl. Abends 6 Uhr kam der erſehnte Brief, der ein günſtiges Urteil über „Fritz Reinhardt“ und die Zuſicherung des baldigen Druckes enthielt. Es war ein langer Brief, den der ſterbende Dichter nicht auf einmal anhören konnte, da das Delirium ihn jetzt ſelten ganz frei ließ. Er wollte auch nichts wiſſen als die einzige Nachricht, daß das Erſcheinen des Romans geſichert ſei. Die betreffende Zeile verlangte er oft zu hören; „als erſchiene ihm die frohe Kunde jedesmal ganz neu, nahm er mit brennendem Auge der Vorleſenden jedes Wort von den Lippen.“ Mit gefalteten Händen lag er ſtill da und ſagte nur immer wieder: „Gott Lob, o Gott Lob und Dank für dieſe Freude!“

Gegen 9 Uhr kam ein neuer ſchwerer Anfall, bei welchem noch einmal der treue Arzt, Doktor Unger, den Frauen ſeinen Beiſtand lieh. Die Nacht war angſtvoll; Schlaf wechſelte ab mit heftigen Beängſtigungen, kaltem Schweiß, Delirien und Atemnot. Aber in jedem lichten Augenblicke fragte der Sterbende nach dem Briefe, und dann wurden ihm immer wieder einige Zeilen vorgeleſen. Ganz zu Ende hat er den Brief nicht gehört. Am Morgen des Montags war Schaumberger wieder etwas friſcher; er verlangte Kaffee. Da er wochenlang nie etwas gefordert hatte, Kaffee überhaupt nie mehr hatte

trinken können, erwachte in ſeinen Pflegerinnen neue Lebenshoffnung. Magdalene reichte ihm nach und nach etwa eine halbe Taſſe, und er fühlte ſich davon ſehr erquickt. Dann fragte er: „In welchem Monate leben wir eigentlich? Welches Datum haben wir?“ Als ihm Eliſe antwortete: „Es iſt der 16. März!“ fuhr er fort: „Wie ſeltſam, daß ich mit dem lieben Vater den gleichen Todesmonat habe! Heute oder morgen werde ich ſterben, ich weiß es ganz gewiß, ich bin zu ſchwach! Ich habe heute Nacht ſchon meine Todesanzeige in der ‚Gartenlaube‘ geleſen und mein Grabgeläute gehört.“

Mittlerweile wurde es hell, und da bat der Sterbende, Magdalene möge den Laden öffnen, damit er das Tageslicht noch einmal ſchaue. Sie that es, und gerade zeigte ſich die Iſchar-Alp und das Jakobshorn darüber vom Frührot durchglüht. Die ſcharfen Linien der Berge hoben ſich prachtvoll von dem klaren Winterhimmel ab. Der Sterbende betrachtete die Herrlichkeit mit Entzücken; er konnte ſich nicht ſatt ſehen daran. Er ſprach kein Wort, aber ſein Geſichtsausdruck zeugte deutlich von dem Bewußtſein: Du ſiehſt jetzt die Sonne zum letzten Male! Und ſie iſt noch ſo ſchön wie immer!

Während dieſes letzten Sonnenſtrahls im Leben des edlen Lichtfreundes kam ein neuer Anfall, und nun trat, früh 9 Uhr, der Todeskampf ein. Sehnlichſt verlangte der Sterbende, ſeinen lieben Doktor Unger noch einmal zu ſehen. Dieſer kam auch bald, und Schaumberger nahm mit heißem Danke von ihm Abſchied. Die Frauen hatten Karl auf das Bett des ſterbenden Vaters geſetzt, damit er ihn noch einmal liebkoſen könne. „Mit kaum vernehmbarer Stimme, doch bei ganz klarem Bewußtſein, ermahnte der Vater den Sohn zur Liebe und zum Gehorſam gegen die Mutter; denn nur, wenn er ein braves Kind ſei, werde er den Vater im Himmel wiederſehen. Er ſegnete ihn und die Schweſtern mit ſeiner ſchwachen Hand, dankte mit rührenden Worten noch einmal für alle Liebe, grüßte die Mutter und die übrigen Geſchwiſter und bat abermals, ihn getroſt in Davos zurückzulaſſen und ihm nur ein

ganz einfaches Marmorkreuz mit Namen und Datum und ſonſt keiner Inſchrift zu ſetzen.“

Die Atmung ſetzte jetzt zeitweiſe aus, die Augen waren ſchon gebrochen. Der Sterbende fragte, ob noch alle da ſeien, er ſehe ſie nicht mehr! Eliſe fragte: „Aber hörſt Du uns noch? Verſtehſt Du, was ich Dir ſage?“ Deutlich antwortete er: „Jawohl!“ Magdalene fragte ihn: „O, haſt Du mich noch lieb, Heinrich?“ Er ſprach: „Jawohl, mein Lenchen, ach, ſo lieb!“ Und dabei wandte er das Haupt und ſah ſie mit einem Blicke voll unausſprechlicher Liebe an. Dann kamen nur noch einige ſchwache Atemzüge; noch ein einziges ſchmerzliches Zucken ging über ſeine Züge, und die feierliche Ruhe des Todes breitete ſich über das Angeſicht, das immer noch Magdalenen zugewendet war. Wohl länger als eine Stunde hatte das treue Weib den Sterbenden in den Armen gehalten. Nun erſt, als ſie ihn ſanft niedergelegt hatte, wagten die Frauen, ihren Thränen freien Lauf zu laſſen.

Es wurden viele Thränen um den toten Dichter geweint von vornehm und gering; die Hinterbliebenen erfuhren ſoviel Teilnahme, daß ſie ſahen, wie ſehr er von allen geliebt war. Blumenkultur iſt in Davos faſt unbekannt; die Freunde ließen deshalb Blumenſchmuck aus Chur kommen. Wie froh waren die Frauen jetzt über die zahlreichen Stöckchen Magdalenens, die viele Zweiglein und Blättchen liefern mußten, um den geliebten Toten zu ſchmücken. Eine Guirlande von Blättern lag um den einfachen Sarg aus Arvenholz, an dem Sprecher und andre Freunde die Totenwache hielten. Ach, der tote Dichter ſah ſo ſchön, ſo unverändert aus, ſo friedlich, als ſchliefe er nur. „Karl war ganz glückſelig, den lieben Papa ſo wunderſchön ſchmücken zu dürfen.“ Die drei Tage bis zum Begräbniſſe war der Knabe viel um den toten Vater; er war oft gar nicht fortzubringen, liebte und ſtreichelte ihn immer und wunderte ſich nur, wie gar kalt ſeine Stirn ſei, kälter noch als das Eis draußen auf dem Balkon!“

Donnerstag, den 19. März, fand die Beerdigung ſtatt. In Davos erfolgen die Begräbniſſe ganz ohne Sang und Klang.

Davoſer Freunde trugen den toten Dichter zur letzteu Ruheſtätte. Der ehrwürdige Paſtor Kasparis hatte auf die Bitte der Frauen ſich gern bereit erklärt, am Grabe wenigſtens ein Gebet zu ſprechen. „Er ſegnete den Geſchiedenen ein zur ewigen Ruhe, zur fröhlichen Auferſtehung.“ Die eigentliche Trauerfeier fand alsdann in der Kirche ſtatt. Eine rührende Totenfeier hatten die Seinen ſchon am Mittag daheim gehalten. Noch ehe die Freunde kamen, zündeten ſie dem Heimgegangenen Kerzen an, beteten den 126. Pſalm und ſangen ihm: „Auferſteh'n, ja, auferſteh'n wirſt du!“ und das Lied, das er einſt ſelbſt beim Tode ſeines Vaters komponiert: „O weine nicht, ich bin dir nicht geſtorben!“

Am Nachmittage, als draußen auf dem Kirchhofe und in der Kirche alles vorüber war, ſetzten ſich die Schweſtern ſtill zuſammen und erfüllten einen Wunſch des Heimgegangenen. Schaumberger hatte einmal geſagt: „Wenn ich tot bin und Ihr mich vermißt, ſo wird doch erſt am Beerdigungstage Euch die Leere und Einſamkeit ganz fühlbar werden. Setzt Euch dann zuſammen und leſt im „Hirtenhaus“, darin werdet Ihr mich wiederfinden. Verſprecht mir das!“ —

Wie Pfarrer Bagge in Weißenbrunn, ſo liegt auch Heinrich Schaumberger in Davos ganz nahe bei der Kirche. Am letzten Morgen ihrer Anweſenheit in Davos brachten die Frauen dem Toten die Kränze, welche die Mutter aus der Heimat für ihn geſendet. Dazu hatten ſie am Berge Crocus gepflückt; dieſe Frühlingsboten ſtreuten ſie dem Freunde der Natur, der die Herrlichkeit des Frühlings ſo innig und wahr dargeſtellt, über das Grab. Dann nahmen ſie unter heißen Thränen Abſchied von dem Orte. Gerade an dieſem Punkte des Kirchhofs iſt die Ausſicht entzückend ſchön. So hat der Dichter, der am glücklichſten iſt, wenn er die Wunder der Natur preiſt, die ewige Ruheſtätte an einem ſeiner würdigen Orte gefunden. Als die Hinterbliebenen Schaumbergers Davos verließen konnten ſie bei der Wegbiegung nach Davos-Dörfli gerade noch einen Blick auf das Grab des geliebten Toten werfen.

Da es in Davos Sitte iſt, nach einer Reihe von Jahren

die Gräber wieder umzugraben, ſo erwarb Mrs. Moreland, die treue Freundin der Familie Schaumberger, das Dichtergrab für Magdalene. Viele Fremde ruhen in Davos, viele auch, die den Dichter kannten. Wenn deren Angehörige ihre Gräber beſuchen, vergeſſen ſie auch das Dichtergrab nicht und ſchmücken es gleich den übrigen mit Blumen.*)

XIV.

Letztes Schaffen.

Der Tod Bagges bezeichnete wieder einen Wendepunkt in Schaumbergers Leben — den letzten. Nun ſtand er mit ſeinen dichteriſchen Plänen allein da, ganz auf ſich angewieſen. Bis zuletzt hatte ihm Bagge mit ſeinem Rate beigeſtanden, bis zuletzt hatte der Dichter dem älteren, geliebten und vielerfahrenen Freunde alles zur Prüfung vorgelegt, was in ihm an Gedanken aufſtieg. Ein Rückblick auf ſeine dichteriſche Thätigkeit ſeit ſeiner Ankunft in Davos beſtätigt das.

Anfangs durfte Schaumberger nicht arbeiten; erſt, als er ſich an den Zuſtand fortdauernden, oft leichteren, oft ſchwereren Unwohlſeins gewöhnt hatte, fing er wieder an. Sein „Im Hirtenhaus“ brachte er nahezu fertig mit nach Davos; er arbeitete es in einzelnen Partien nochmals um. Als er das Buch wieder las und zwar mit kritiſchem Geiſte, „begann er ſelbſt an ſeine Arbeit zu glauben.“ Am 19. Oktober 1872 berichtete er an Bagge: „‚Im Hirtenhaus‘ iſt bald fertig, das vorletzte Kapitel halb. Ich hoffe, es ſoll vieles beſſer geworden ſein.“ Am 22. Oktober gab er bereits das fertige Manuſkript auf die Poſt, um es dem Verleger zu ſenden, den ihm Bagge vorgeſchlagen. Neu war der Beginn des 3. Kapitels, die Scene mit dem Gendarm und die Rede des Bergbauern im 4. Kapitel, das Geſpräch der Bergheimer über die Eiſenbahn im 5. Kapitel und der Schluß des 6. — Der Dichter ſchrieb über die fertige Dichtung: „Jetzt kann ich ſagen: die Arbeit gefällt mir; es liegt etwas darin. Die Charakteriſtik iſt ſchärfer,

*) Vorſtehendes Kapitel wurde nach ſchriftlichen Mitteilungen der Augenzeugin Fräulein Eliſe Bagge bearbeitet.

die Durchführung harmoniſcher geworden. Obgleich mir drei neue Entwürfe gekommen ſind, will ich mich nun doch zwingen und ‚Zu ſpät‘ beginnen.“ Am 12. November ſchrieb er wiederum an Bagge: „Das ‚Hirtenhaus‘ iſt wirklich gut und muß wirken. Ich bin gewiß entſchloſſen, um dieſe Arbeit nicht mit mir ſpielen zu laſſen.“ Da Schaumberger das erſte Mal mit der gehaltvollen Dichtung nicht an den rechten Mann gekommen war, der ihren Wert zu würdigen gewußt hätte, ſendete er Mitte Februar 1873 das Manuſkript einem der erſten Verleger Deutſchlands.

Nach der Vollendung des „Hirtenhauſes“ war die Hauptthätigkeit des Dichters der Erzählung „Zu ſpät“ gewidmet. Bereits im November 1872 ſchritt die Dichtung rüſtig vorwärts. Die Geſchichte begann des Dichters Teilnahme zu erregen. Das klingt wunderlich, doch bezeichnet es ganz die pſychologiſchen Vorgänge, die ſich während des Dichtens in der Seele des Poeten abſpielten. Je mehr er ſich in einen Stoff hineinlebte, deſto wärmer wurde er, deſto lebendiger ſtrömte die Quelle der Poeſie in ſeinem Innern.

Gleichzeitig begann Schaumberger eine neue Muſikantengeſchichte: „Gefangen“, von der er hoffte, daß ſie hinter dem „Dorfkrieg“ nicht zurückſtehen ſollte. Eine vierte hatte er bereits im Kopfe fertig: „Wunderliches Bettſtroh“; es iſt dieſelbe, die ſpäter unter dem Titel „Glückliches Unglück“ gedruckt wurde. „Gefangen“ iſt leider nicht fortgeführt worden. Als fünfte Muſikantengeſchichte wollte Schaumberger dann noch „Eine Muſikantenleiche“, das Begräbnis des Gänskaſpers, ſchildern und damit die Reihe dieſer eigenartigen Dorfnovellen ſchließen, die in der deutſchen Litteratur ganz iſoliert daſtehen. Schaumberger meinte, zuſammen mit dem „Umſingen“ müßten dieſe Erzählungen ein „hübſches Büchlein“ geben. In „Gefangen“ ſollte der Bergkaſper die Hauptperſon ſein und auf dieſe Weiſe Gelegenheit finden, ſeinen Sprachfehler nach allen Seiten hin gehörig anzuwenden. Magdalene Schaumberger machte der eine Satz aus der Geſchichte ſehr viel Spaß: „Was? — Ich kjieg um das Mädle jum? — Sagt das nicht noch einmal!

Umgedjeht wird ein Schuh djaus — die Maggba' läßt mich nicht in Juh; auf Schjitt und Tjitt jennt ſie mir nach!" Dieſes linguiſtiſche Fragment iſt aber auch das einzige, was von der Erzählung erhalten iſt.

Bald erkannte Schaumberger, daß „Zu ſpät" umfänglicher als „Im Hirtenhaus" ſich geſtaltete. Er hoffte, die pſychologiſche Entwicklung ſolle das Ganze nicht zu lang erſcheinen laſſen. Bis jetzt machte ihm die Sache Freude, und er arbeitete mit Wärme. Ende Oktober 1872 hatte er bereits 11 Kapitel fertig. „In einzelnen Teilen gefiel ihm die Arbeit natürlich nicht; im ganzen aber hoffte er, es ſolle was Ordentliches werden." Am 6. November hatte er die Erzählung etwa zu zweidrittel fertig; es waren 13 Kapitel oder 8 Faſcikel. Nun ging es ſchon nach Amerika. Acht Tage lang hatte der Dichter mit der Arbeit ausgeſetzt, weil er „keine rechte Schneide mehr zu der Erzählung hatte". Darauf ſchrieb er die Kindergeſchichte: „Eine Weihnacht auf dem Lande." Er meldete davon ſeinem Bagge: „Dieſes Weihnachtsidyll habe ich mir ſo recht aus dem Herzen herausgeſchrieben. Ich ging wirklich mit Liebe an das Ding, bei dem ich mich in einem ganz neuen Felde verſuchte. Hauptheld iſt ein ſechsjähriger Knabe; er hat allerlei drollige Erlebniſſe, geht in den Wald, zerreißt ſeine Hoſen, betet vor dem Herſcheklos und hört zuletzt ein Weihnachtsſpiel mit an. Ich bearbeite zu dieſem Zwecke das in Weißenbrunn wirklich aufgeführte Spiel. Ich hoffe, das Ganze ſoll keine verfehlte Arbeit ſein; wenigſtens iſt mir's ſo recht lebendig aus dem Herzen gefloſſen." Es that ihm leid, daß er den Weißenbrunnern dieſe Weihnachtsgeſchichte nicht unter den Chriſtbaum legen konnte. Abermals ſchrieb er darüber: „Das kleine Ding macht mir ſo rechte Herzensfreude. Ich denke, darin liegt wahre Empfindung und echter Humor."

Um dieſe Zeit näherte ſich „Zu ſpät" ſeinem Ende. Der Dichter hatte das 15. Kapitel begonnen, das ihm noch viele Schwierigkeiten bot, wie auch das nächſte. Das Ganze ſollte 18 Kapitel umfaſſen, was in ſeiner Handſchrift 11½ Faſcikel Text ergab. Nach der Beendigung wollte Schaumberger die

Erzählung einſtweilen beiſeite legen und ſofort die „Schaumburg“ vornehmen. Am 22. Dezember arbeitete er noch am 16. Kapitel. Er urteilte: „Es gewinnt an Umfang, aber auch an innerem Werte. Heute habe ich ſogar ein Gefecht mit Indianern gemacht. Wundert Ihr Euch nicht?“ Fünf Tage ſpäter, am 27. Dezember, konnte er jubelnd melden: „‚Zu ſpät‘ iſt fertig! Meine Freude iſt groß. Es iſt ein wackres Stück Arbeit! Ich habe natürlich kein Urteil über das Ganze; das weiß ich aber doch: dem ‚Hirtenhaus‘ ſteht es mindeſtens gleich, wenn nicht darüber. Ich bin zuletzt bei meinen eignen Kohlen recht zuſammengeſchmolzen. So habe ich mich noch nie über eine vollendete Arbeit freuen können wie diesmal. 49 Bogen voll feinſter Schrift! Alſo auch räumlich eine Zunahme bemerklich.“

Am 12. Januar 1873 blätterte der Dichter wieder einmal in der fertigen Erzählung. Er glaubte ſagen zu dürfen: „Nach gründlicher Feile iſt das eine tüchtige Arbeit, die an Tiefe und innerem Gehalte dem „Hirtenhaus“ nicht nachſteht, was aber Poeſie der Darſtellung, pſychologiſche Entwickelung betrifft, dasſelbe entſchieden übertrifft.“ Anfang Februar ſah er die Erzählung nochmals gründlich durch, weil er von einem der erſten Verleger Deutſchlands aufgefordert worden war, die Erzählung einzuſchicken. Am 15. Februar ſandte er „Im Hirtenhaus“ und „Zu ſpät“ gleichzeitig ab.

Noch während der Arbeit an „Zu ſpät“ dachte Schaumberger daran, „Umſingen“ nochmals umzuarbeiten, Bagge hatte das Manuſkript, ſowie das von „Vater und Sohn“ an die Redaktion einer weitverbreiteten Zeitung geſchickt. Schaumberger ſchrieb: „Reklamiere es; ſie behalten die Erzählungen doch nicht. Ich bin darüber ganz ruhig. Gedruckt wird es doch!“ Kurz vor Weihnachten ſchickte ihm denn auch Bagge „Umſingen“ zu. Schaumberger las es wieder durch und — verwarf es. Er ſchrieb: „So iſt es nichts! Der Präzeptor ziert ſich ja wie ein neumodiſcher ſentimentaler Seminariſt, und Margaret ſtellt ſich, als habe ſie im Inſtitut ‚Bildung gelernt‘! Fort damit!“ Er entwarf ſofort einen Plan für die neue Bearbeitung und ſchrieb am erſten Feiertage einige Scenen nieder. Die Umarbeitung erſchien auch deswegen nötig,

weil er „Umſingen“ den übrigen geplanten Muſikantengeſchichten gleichartig machen und einen verbindenden Faden durch alle Novellen gehen laſſen wollte. Er ſchrieb: „Es muß einen herrlichen Band geben: 1. Umſingen. 2. Geſalzene Krapfen. 3. Dorfkrieg. 4. Gefangen. 5. Wunderliches Bettſtroh. 6. Leben und Tod. Verſprechen nicht ſchon die Titel etwas?“

Auch im neuen Jahre war er trotz des nicht guten Befindens tüchtig bei der Arbeit; mit friſchem Mute arbeitete er an der luſtigen Geſchichte und war der frohen Hoffnung: Diesmal wird's was Rechtes! Er bat ſich von den Weißenbrunnern für die Erzählung einige gute alte Weihnachtslieder aus. Er arbeitete ſo raſch, daß bereits am 13. Januar fünf von den ſieben Kapiteln, alſo die Schilderung des eigentlichen Umſingens, in neuer Lesart vorlagen. Außer den geſandten Liedern nahm er ein Weihnachtslied von Terſteegen, ſowie die Abendlieder von G. Kinkel und Claudius auf. Zu dem Liede, das die Muſikanten auf der Lauterburg ſangen: „O herrliche Natur!“, wünſchte er noch einen zweiten Vers. Er bat Bagge, ihm noch ein recht feuriges, poetiſches Loblied auf die Schönheit der Natur zu ſenden.

In der neuen Bearbeitung bekam „Umſingen“ ein ganz andres Geſicht; es wurde nicht nur äußerlich umfänglicher, ſondern es erſchien auch dem Dichter reicher an Handlung, einfacher, klarer. Noch drei oder vier neue Liebesverhältniſſe wurden eingeſchoben, die freilich nicht hier, ſondern erſt in den folgenden Geſchichten zu ihrem Abſchluſſe kommen ſollten. Durch dieſen kleinen Kunſtgriff machte der Dichter die an und für ſich ganz ſelbſtändigen Muſikantengeſchichten zu einem zuſammenhängenden, abgeſchloſſenen Ganzen. Er ſchrieb noch: „Ich bin neugierig, wie *mein* Humor anſprechen wird.“

Am 25. Januar 1873 konnte Schaumberger an Bagge ſchreiben: „Das ‚Umſingen‘ iſt fertig, und ich bin zufrieden damit.“ Dieſe Befriedigung am Geſchaffenen, bei Schaumberger ſelten genug, erſtreckte ſich auch auf die Pläne für die übrigen „Muſikantengeſchichten“, welche ſo gut wie ſchon fertig waren. Im Kopfe hatte ſie der Dichter ausgearbeitet bis auf die kleinſten

Züge; ſie harrten nur noch der Niederſchrift. Schaumberger wußte, was hierin für ein Schatz echten, geſunden Humors und friſchen, kräftigen Lebens niedergelegt war. Voll Selbſtgefühl rief er aus: „‚Zu ſpät‘ iſt wirklich gut, und die ‚Muſikantengeſchichten‘ werden köſtlich — wenn ſie nur fertig wären!“ Am 9. Februar ſprach er die Idee aus, einmal mit den „Muſikantengeſchichten“ bei Hackländer anzufragen. Er wollte ſehen, ob er dafür nicht einen Platz in „Über Land und Meer“ finden könne. Der Gedanke war ein glücklicher; Hackländer übernahm ſpäter dieſe heitren Erzählungen und ließ ſie in ſeinem „Illuſtrierten Volksblatt“ drucken. Die Ausarbeitung der übrigen „Muſikantengeſchichten“ unterließ Schaumberger für jetzt; denn ihm lag nun ſchon ſein Hauptwerk, der Roman „Fritz Reinhardt“, ſehr am Herzen. Bagge hätte es lieber geſehen, der Dichter wäre bei den luſtigen Sachen geblieben; er mahnte zur Fortſetzung. Schaumberger aber erwiderte ſehr treffend: „Geduld! Solche Sachen laſſen ſich durchaus nicht machen; wenn der Humor nicht lebendig aufquillt, iſt’s aus. Und er ging mir aus; ich hatte den Unſinn ſo herzlich ſatt, daß ich die Arbeit beiſeite legen mußte. Kommt der Drang danach, ſo werden ſie natürlich wieder vorgenommen.“

Mit „Umſingen“ zugleich hatte ſich Schaumberger ſein Erſtlingswerk „Vater und Sohn“ zurückſchicken laſſen. Er ſendete dasſelbe an die Redaktion der „Frankfurter Preſſe“. Zur Begutachtung wurde der Mitredakteur dieſes Blattes, Doktor Wilhelm Rullmann, aufgefordert. Dieſer ſchrieb an Schaumberger in durchaus günſtigem Sinne: „Sonſt durchaus kein Freund von Dorfgeſchichten, habe ich doch in Ihrer Erzählung ein ſchönes Talent und eine ſtilvolle Behandlung Ihres Themas erkannt, und ich werde dieſelbe deshalb der Redaktion zur Aufnahme empfehlen.“ Jetzt konnte Schaumberger in Wahrheit ausrufen: „Ich ſehe Land, Land!“ Das war der erſte Schritt in die Öffentlichkeit. Mit Freuden willigte der Dichter in die vorgeſchlagenen Bedingungen. Der Abdruck ſollte am 1. April 1873 beginnen; die Honorarbedingungen waren nicht

ungünſtig, und das war in Schaumbergers jetziger Lage die Hauptſache. Seine Einkünfte waren ſeit ſeiner im Oktober 1872 erfolgten Penſionierung ſehr zuſammengeſchmolzen. Wie ſollte er von 150 fl. Penſion in dem teuern Davos leben? Auch der Ertrag ſeiner von den Großeltern in Weißenbrunn ererbten Grundſtücke war lange nicht ſo bedeutend, daß er die anlaufenden Koſten hätte decken können. So befand ſich Schaumberger oft in einer wahrhaft verzweifelten Lage. Durch Klavierſtunden ſuchte er noch einiges zu verdienen; das ging aber auch nur eine kurze Zeit, und der Doktor war überhaupt ſehr dagegen. Als dem Dichter durch Doktor Rullmann ſolch' tröſtliche Ausſichten eröffnet wurden, ſchrieb er voll Freude nach Hauſe: „Staunt und freut Euch! Wer hätte das von ‚Vater und Sohn' gedacht!“ Doktor Rullmann zeigte ſich auch außerdem ſehr freundlich gegen den Dichter. Er ſuchte Verleger und Redakteure für Schaumberger zu intereſſieren. Im Auftrage der „Frankfurter Preſſe“ forderte er Schaumberger auf, ſpäter wieder eine Erzählung einzuſchicken, desgleichen kleinere Arbeiten, wie Skizzen, Feuilletons, Schilderungen ꝛc. Frohlockend über den unerwarteten Erfolg rief Schaumberger aus: „Iſt das nicht herrlich?“

Gelegentlich arbeitete er nun an kleineren Sachen. Außer der Lebensſkizze: „Aus meiner Jugend“ (abgeſchloſſen am 10. Februar) ſchrieb er einen Aufſatz über Davos, der dann auch in der „Frankfurter Preſſe“ zum Abdrucke kam. Das Erſcheinen von „Vater und Sohn“ wurde etwas verſchoben; doch war der Dichter nicht böſe darüber. In Anbetracht ſeiner gedrückten Lage ſendete ihm die „Frankfurter Preſſe“ 50 Thaler als Vorſchuß auf ſein Honorar. Im „Religiöſen Volksblatt“, das Pfarrer Altherr redigierte, hatte Schaumberger den herrlichen Aufſatz „Aus dem Krankenzimmer“ drucken laſſen. Am 12. November 1872 ſchrieb er darüber an Bagge: „Nach Vollendung des ‚Hirtenhauſes' machte ich mich an die Arbeit, und am 22. Oktober gab ich den Aufſatz zur Poſt. Er hat mir zwei Tage Kopfſchmerzen gemacht und iſt gewiß nicht ſchlecht. Ich hatte mir's ſo ſchön ausgedacht, wenn Du plötzlich auf

den Artikel ‚Aus dem Krankenzimmer‘ ſtoßen und aus dem Inhalt und aus der Unterſchrift H. S. eine Arbeit Deines Sohnes erkennen würdeſt.“ Die von edelſtem Geiſte erfüllte Abhandlung fand nicht überall beifällige Aufnahme. Schaumberger äußerte ſich darüber an Bagge am 14. Dezember: „Es iſt ja ſo leicht, für Unſterblichkeit ſchwärmen, den Tod als eine Erlöſung u. ſ. w. preiſen, wenn man geſund und wohl iſt. Aber aus der Krankheit, in der Todesnähe ſelbſt die Zweifel beſiegen — das hat anderen Klang. Nur um dem Leſer zu zeigen, wie ſchrecklich ſchwer gerade dem Schreiber das Scheiden gemacht wurde, berührte ich die verſchiedenen Verhältniſſe. Du wünſcheſt knappere Form! Ich habe das Menſchenmögliche geleiſtet, die Fülle des zuſtrömenden Stoffes zu beſchränken. Vielleicht hätte manches Bild, manche Umſchreibung vermieden werden können; dafür bin ich aber eben eine poetiſch angelegte Natur, und ein Bild thut am richtigen Orte doch immer ſeine Wirkung.“ Von Altherr erfuhr er günſtige Urteile: „Der Aufſatz hatte nach allen Seiten große Teilnahme erregt.“ Altherr bat ſich Schaumbergers Manuſkripte aus, um im „Volksblatt“ für ihre Verbreitung zu wirken.

Nachdem ſich Schaumberger von dem ſchweren Krankheitsanfall im Februar 1873 erholt, wandte er ſich dem Romane „Fritz Reinhardt“ zu. Am 9. Februar ſchrieb er an Bagge „Die ‚Muſikantengeſchichten‘ habe ich einſtweilen ad acta gelegt und ‚Liebe und Glaube‘ oder, wie der neue Titel heißt, ‚Erlebniſſe und Erfahrungen eines Dorfſchullehrers‘ mit fröhlichem Herzen und friſcher Schaffensluſt in Angriff genommen. Wenn mir Gott nur Friſt ſchenkt, das fertig zu bringen; ich hoffe, damit ein nicht unbedeutendes Werk zu ſchaffen. Der Plan iſt faſt bis ins einzelnſte ausgearbeitet.“ Schaumberger hatte damals den Roman auf 37 Kapitel angelegt, wovon eines eine Novelle im Roman bilden ſollte: „die Jugendgeſchichte des Helden, von ihm ſelbſt geſchrieben und ſeinem Schatz vorgeleſen.“ Die breitere Grundlage that dem Dichter wohl, und mit einem tiefen Behagen ging er, nachdem im ganzen die Sache feſtgeſtellt war, „an die Ausarbeitung des Beſonderen

und Individuellen.“ Hierzu machte er einmal die für ſeine Dichtungsweiſe charakteriſtiſche Bemerkung: „Ich empfinde immer mehr, wie nur durch die Benutzung des Kleinſten in der Wirklichkeit, nicht durch Reflexion, ein wahrhaft fließendes, erregendes Werk zuſtande gebracht werden kann. Auch die geringſte Kleinigkeit aus der Umgebung, aus dem Thun und Handeln der Perſonen iſt mir wichtig.“ Nach vorläufiger Berechnung ſollte die Dichtung 30, vielleicht auch 36 oder noch mehr Fascikel umfaſſen. Das erſte Kapitel aus dem Romane las Magdalene im „Schweizerhof“ vor und der Dichter erntete damit Beifall. Das erfreute ihn umſomehr, als er darin eine ſehr heikle Sache darzuſtellen unternommen hatte: ein Bauernburſche klagt dem Lehrer ſeine religiöſen Zweifel, und dieſer ſucht ihn zu beruhigen. Man fand die Durchführung pſychologiſch fein und die Ausführung geiſtreich u. ſ. w. Schon dieſes erſte Kapitel erregte Spannung. Der Dichter fühlte ſich durch den kleinen Erfolg merkwürdig erhoben; er ſteckte voller Ideen und Gedanken; um die Fortführung des Ganzen war ihm nicht bange. Er bekannte: „Ich arbeite mit ganz neuer, eigenartiger Luſt!“

Mitte Februar gab Schaumberger den Titel „Liebe und Glaube“ auf, weil er ihm zu vielſagend war. Er rief aus: „Welches ungeheure Thema: Liebe und Glaube! Wer ſchreibt das aus? Nein, ich glaube auch, Beſcheidenheit im Titel kann nur empfehlen.“ So ſchnell wie bei „Zu ſpät“ ging nun freilich die Arbeit nicht vorwärts; die Vorwürfe waren ſo ſehr ernſt, ſo tief, daß der Dichter mit aller Behutſamkeit und Sorgfalt bei der Ausführung verfahren mußte. Am 15. Februar war das dritte Kapitel zur Hälfte fertig. Schaumberger empfand jetzt ſo recht den Segen, nach genauer, gründlicher Dispoſition zu arbeiten. Er gelobte dem Freunde: „Ich werde nie wieder ins Blaue hinein ſchaffen!“ Natürlich vertiefte und erweiterte ſich während der Ausführung der Plan des Romans noch fortwährend. Dem Dichter kam das Gefühl: „Will's Gott, ſoll dieſe Arbeit nicht zu den Eintagsfliegen gehören.“ Jetzt taxierte Schaumberger das Ganze auf drei Bände. Das

war ihm faſt zu viel, wenn er an ſeine geringen körperlichen Kräfte dachte. Er rief aus: „Es iſt ſchade, daß die Arbeit gar ſo groß, daß ein Ende faſt gar nicht abzuſehen iſt.“ Charakteriſtiſch für ſein jetziges Dichtungsſtadium iſt die Bemerkung: „Die feinere, edlere Sprache iſt mir eine wahre Erquickung.“ Er war alſo des Tones der Muſikantengeſchichten ſelbſt müde, wie es ſcheint.

In ſeinem letzten Briefe an Bagge, am 12. März, klagte Schaumberger, „Fritz Reinhardt“ mache ihm wohl viel Freude, aber auch viel Not. Es ſchien ihm jetzt doch eine eigentümliche Sache um eine ſo weit angelegte Geſchichte. Er verlor oft den Zuſammenhang, den rechten Geſichtspunkt; oft wollte ihm eine Einzelheit nicht gefallen, und doch ſagte er ſich: ſie iſt für das Ganze nicht zu entbehren. Er ſtand jetzt im 8. Kapitel. Die fertigen ſieben Kapitel bildeten die Expoſition. Schaumberger ſkizzierte den Inhalt in kurzen Worten und bat den Freund „um genaue Recenſion“.

Bagge getraute ſich nicht, nach einem ſo flüchtigen Überblicke ein Urteil über den Roman abzugeben. Er riet überhaupt, „Fritz Reinhardt“ für jetzt, bei des Dichters ungünſtigem Befinden, ganz ruhen zu laſſen und vorerſt körperlich mehr zu erſtarken. Wie ſehr er darin recht hatte, bewies der Verlauf der Sache; acht Tage nach jenem letzten Briefe Schaumbergers an Bagge warfen heftige Blutungen den Dichter jäh darnieder. Und in dieſe trüben Tage hinein kam die erſchütternde Kunde von Bagges plötzlichem Tode! Der namenloſe Schmerz, der des Dichters Seele erfüllte, machte ihn körperlich wie geiſtig unfähig zum Arbeiten. So ging der April dahin, ohne daß der Roman weſentlich vorgeſchritten wäre. Die letzten Tage dieſes Monats waren wieder ſchlecht für den Dichter. Die argen Kopfſchmerzen, dazu der ſehr kranke Hals zwangen ihn, mehrere Tage das Bett zu hüten. Im Mai arbeitete er wieder ſehr fleißig, ſodaß am 22. d. M. der erſte Band von „Fritz Reinhardt“ vollendet wurde. Am 1. Juni begann Schaumberger bereits das 2. Kapitel des 2. Bandes (das 19. des ganzen Romans). Nebenbei hatte er im Monat Mai auch

einen zweiten Aufſatz über Davos geſchrieben, der ſpäter von Doktor Rullmann an den Redakteur des „Salon“, Julius Rodenberg, geſandt wurde. Rodenberg, als einer unſrer beſten modernen Schriftſteller gewiß ein kompetenter Beurteiler, nahm den Aufſatz, der ihm ſehr gut gefiel, an und forderte Schaumberger auf, für den „Salon“ eine kleine Novelle einzuſenden. Rullmann ſchrieb darüber am 24. November 1873 an Schaumberger: „Sie können ſomit die Freude haben, Ihren Aufſatz im Januarheft der angeſehenſten belletriſtiſchen Unterhaltungsſchrift Deutſchlands gedruckt zu ſehen.“ Für die einzuſendende Novelle ſchlug er ihm vor: „Suchen Sie ſich ein hübſches Sujet auf, packen Sie das ländliche Leben, das Sie ſo meiſterhaft zeichnen, auch einmal von ſeiner derben, realiſtiſchen Seite an, weben Sie Ihre ſinnigen Naturſchilderungen ein, und der Erfolg wird nicht fehlen. Nur faſſen Sie alles knapp zuſammen, denn der ‚Salon‘ bringt nur kleine Novellen.“

Die für das Bekanntwerden des Dichters überaus wichtige Verbindung mit Eduard Hallberger hatte ſich ganz natürlich gemacht. Auf Doktor Rullmanns Anregung bot Schaumberger dem vielgeſuchten Verleger zunächſt einen Aufſatz über Davos an und erwähnte dabei nebenbei ſeiner fertigen Erzählungen. Den Artikel fand Hallberger viel zu umfangreich; unter gewiſſen Vorausſetzungen wollte er ihn in gekürzter Form aber doch zum Abdrucke bringen. Weiter ſchrieb er am 14. Mai 1873: „Senden Sie Ihre Erzählungen einmal zur Anſicht ein; das Honorar bemißt ſich nach dem innern Werte der Arbeiten, wird Sie aber jedenfalls zufriedenſtellen. Zwei Jahre nach erfolgtem Abdrucke ſteht Ihnen freie Verfügung zu.“ Die Erzählung „Zu ſpät“ wurde Hallberger von Stuttgart nach ſeiner Sommerfriſche Tutzing am Starnberger See nachgeſandt. Von hier aus ſchrieb er am 25. Juli 1873 an den Dichter: „Nachdem ich Ihre Erzählung geleſen, beeile ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich dieſelbe für meine Journale annehme und Ihnen das betreffende Honorar, bei deſſen Beſtimmung ich Ihre Teilnahme erweckende Situation berückſichtigt habe, morgen zuſenden werde. Zugleich lade ich Sie ein, mir die an-

deren vorrätigen Manuſkripte zu überſenden, um Ihnen dieſelben, wenn möglich, ebenfalls abzukaufen.“

Am 28. Juli ging denn auch von Stuttgart das für Schaumberger ſehr erwünſchte Honorar an dieſen ab, zugleich mit der Aufforderung: „Senden Sie die drei humoriſtiſchen Erzählungen, wie auch Ihre ferneren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zur Anſicht ein.“ Hallberger ſelbſt ſchrieb an Schaumberger von Tutzing aus am 30. Auguſt: „Trotz meines großen Vorrates von Manuſkripten will ich Ihre ‚Muſikantengeſchichten‘ auch behalten. Nach der Berechnung der Druckerei ſind dieſelben etwa ⅕ kleiner als ‚Zu ſpät‘; aber ich gebe trotzdem nach Stuttgart Auftrag, Ihnen wiederum das gleiche Honorar wie für ‚Zu ſpät‘ zu ſenden, in der Abſicht, Ihnen eine kleine Freude dadurch zu machen. Kleinere ſelbſtändige Arbeiten, beſonders humoriſtiſchen Inhalts, werde ich Ihnen gleichfalls gern abnehmen und ſehe ſ. Z. der Überſendung des Lehrerromans entgegen. Von ganzem Herzen wünſche ich Ihnen gute Beſſerung bei Ihren Leiden, zu deren Erleichterung ich ſo gern etwas beitrage. Hoffentlich ſehen Sie Ihre Krankheit viel ſchlimmer an, als ſie in der That iſt, und die ſichere Ausſicht, mit Ihrer Feder die Ihrigen vor Sorgen bewahren zu können, fördert hoffentlich Ihre Wiedergeneſung. Es eilt nicht mit Ihrem Romane; alſo arbeiten Sie, ohne ſich zu ſehr anzuſtrengen, ruhig und freudig daran weiter und erfreuen Sie, bei Gelegenheit der Überſendung Ihrer kleineren Sachen, mit der kurzen Nachricht Ihrer Beſſerung Ihren warmen Anteil an Ihnen nehmenden Eduard Hallberger.“ Am 1. September ging bereits das Honorar für die drei „Muſikantengeſchichten“ bei dem Dichter ein. Wer war froher als dieſer!

Nun ſandte Schaumberger die Weihnachtsnovelle ein. Er hatte aber diesmal nicht das Richtige getroffen. Am 13. November ſchrieb Hallberger: „‚Eine Weihnacht auf dem Lande‘ iſt zwar in einzelnen Partien ganz hübſch, im ganzen aber doch nicht ſo, wie es meine Journale fordern — zu kindlich naiv. Sicherlich fällt es Ihnen aber nicht ſchwer, die Erzählung irgendwo unterzubringen; verſuchen Sie's einmal bei

Weſtermanns ‚Monatsheften‘. Für mein Mitarbeiteralbum erbitte ich mir Ihre Photographie in Viſitenkartenformat.“ Mit der Weihnachtsnovelle hatte Schaumberger überhaupt nicht viel Glück. Auch das „Daheim“ lehnte die Dichtung ab — aus Raumrückſichten; ſelbſt Doktor Rullmann, der doch ſtets wahrhaftes Intereſſe für Schaumberger bethätigte, ſchrieb darüber: „Wie ich die Bedürfniſſe der deutſchen Leſewelt kenne, iſt die Geſchichte für kein Unterhaltungsblatt geeignet. Der Gegenſtand mag Ihnen lieb geworden ſein, aber wie oft muß man ſich in ſolchen Fällen zur Reſignation zwingen.“

Am 22. Januar 1874 bekam der Dichter die Korrekturſtreifen der „Romanbibliothek“ mit „Zu ſpät“. Das war ſeine letzte Berührung mit Hallberger, deſſen Verdienſt es iſt, den Dichter zuerſt durch ſeine weitverbreiteten Journale in ganz Deutſchland und darüber hinaus bekannt gemacht zu haben.

Noch während Schaumberger mit Hallberger in Unterhandlung ſtand, hatte er eine andre Verbindung angeknüpft, die ſich ſpäter für die Verbreitung ſeiner Schriften noch maßgebender und durchſchlagender erweiſen ſollte. Durch Bagge war er an den Verleger von deſſen „Revolution in Filzheim“, Julius Zwißler in Wolfenbüttel, empfohlen worden. In ſeinen bereits im Schlußbande der geſammelten Werke abgedruckten Briefen an Zwißler iſt manches Intereſſante über Schaumbergers Dichtungen, ſowie über die Geſchichte ihres allmählichen Erſcheinens nachzuleſen. In dem Briefe vom 1. Mai 1873 ſtellte Schaumberger gewiſſermaßen ein Programm ſeiner ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen auf: „Sehr erfreulich wäre es mir, mit Ihnen in Verbindung treten zu können, da ich doch meine Arbeiten nicht als Unterhaltungsfutter leſewütiger Leihbibliotheksleſer geſchrieben haben möchte. Allerdings, was man gewöhnlich unter ‚Volksſchriften‘ verſteht, das ſind meine Arbeiten nicht ſo recht eigentlich, — und doch habe ich die Empfindung, daß die Erzählungen, wenn ſie dem Volke nur in die Hand kämen, gewiß ſegensreich wirken müßten. Ich kenne das Volk gründlich. Nicht mit fremder Myſtik möchte ich dem Volke beikommen, ſondern ich möchte ihm einen

Spiegel vorhalten, in dem es ſich ſelbſt ſieht, dann aber durch Idealiſierung den Sieg der göttlichen Idee darſtellen. Die Tiefen des eignen Gemütes möchte ich dem Volke erſchließen, es nötigen, einen Blick in die eigne Seele zu werfen. — In nächſter Zeit erſcheint in der ‚Frankfurter Preſſe‘ mein ‚Vater und Sohn‘. Nach meiner Überzeugung wäre das eine Arbeit ganz für Ihren Verlag.“

Zwißler ließ ſich „Vater und Sohn“ ſchicken. Der Dichter ſah die Erzählung noch einmal durch und äußerte in ſeinem Begleitſchreiben vom 30. Juni: „Ich hoffe, die Dichtung ſoll gleich ſehr für ſich als auch für mich ſprechen und, wenn möglich, eine recht innige Verbindung mit Ihnen vermitteln. Ich hoffe, ein warmes Herz für das Volk, ein Verſtändnis ſeiner Eigenart, beſonders ein ſtarkes Gefühl für das Wahre und Rechte werden Sie in meinem Buche nicht vermiſſen. Bedingungen ſtelle ich Ihnen nicht; prüfen Sie die Arbeit, und dann machen Sie Vorſchläge; wie ich Sie von Papa aus kenne, weiß ich, daß Sie thun werden, was recht iſt. Nur eins, mein lieber Herr Zwißler! Wollen Sie mich noch brauchen, dann eilen Sie — ich fühle, es könnte bald die Zeit kommen, da mir eine höhere Hand die Feder wegnehmen wird. Mit meiner Geſundheit ſteht es in Wahrheit ſchlecht.“

Zwißler nahm die Erzählung an, da ſich dieſelbe für ſeinen Verlag ganz geeignet erwies. Schaumberger wiederum ging auf die Anerbietungen des Verlegers in allen Stücken ein. Er ſchrieb am 19. Juli: „Ich thue dies mit einer gewiſſen freudigen Zuverſicht, da ich von Ihnen vollſtändig überzeugt bin, daß Sie nach meinem Tode meiner Witwe, meinem Sohne ein treuer Freund bleiben, ihr Intereſſe fördern werden. Ich hoffe, daß nunmehr ein dauernder Verkehr zwiſchen uns feſtbegründet ſein werde. Was ich an Ihnen ſchätze, Ehrlichkeit und Geradheit des Charakters, werden Sie auch an mir nicht gänzlich vermiſſen, und auf dieſem Grunde ſoll, will's Gott, eine wahre und feſte Freundſchaft erwachſen.“ Schaumberger hat ſich hierin nicht getäuſcht; beſſeren Händen hätte er ſein geiſtiges Eigentum nicht anvertrauen können.

Der Dichter bedang ſich 16—18 Freiexemplare von „Vater und Sohn“ aus und bat nur noch, ihn mit dem Korrekturleſen zu verſchonen. Gerade jetzt fühlte er ſich ſehr krank. Er ſchilderte das in erſchütternden Worten: „Ich bin heute nach einer faſt ſchlafloſen Nacht ganz und gar elend und konnte faſt nichts arbeiten; ein ſehr ſchlimmer Hals mit peinigenden Schmerzen, ein unaufhörlich quälender Huſten macht mir das Leben zur Qual. Ach, Herr Zwißler, in meiner Lage gehört Selbſtüberwindung dazu, noch poetiſch geſtaltend thätig zu ſein!“

Im nächſten Briefe, am 27. Auguſt, wollte ihn zuerſt die Wehmut überwältigen. Er gratulierte Zwißler zur Verlobung in ſeiner innigen, zu Herzen gehenden Weiſe: „Gott möge Sie und Ihre werte Braut ſegnen und Sie ein reiches, reines Glück finden laſſen — vor allem ein dauerndes! Mit Wehmut gedenke ich täglich Ihrer und Ihres aufblühenden Glückes! Ach, nur wer wie ich in der Blüte ſeiner Jahre das Leben abklingen fühlt, nur der kann den Wert eines beginnenden Lebens und Strebens, eines mit friſchem Mute und fröhlicher Hoffnung begonnenen Daſeins recht würdigen. Sie — aufſtrebend, ich — mit 29 Jahren ein Abſchließender! Ach, werter Herr, und der Abſchluß wird ſo ſchwer, da ich eben jetzt erſt in meinem treuen Weibe das reinſte, herrlichſte Glück meines Lebens gefunden — gefunden, um es zu verlieren.“ Weiterhin ſprach ſich der Dichter in ſeiner intereſſanten Weiſe über ſeine Dichtungen aus, zunächſt über „Zu ſpät“, welches „urteilsfähige Freunde entſchieden über ‚Vater und Sohn‘ ſtellten wegen größerer Innerlichkeit und Gemütstiefe bei nicht minder ſpannender Erzählung und pſychologiſcher Durchführung der Charaktere“. Über die drei „Bergheimer Muſikantengeſchichten“ ſchrieb er: „Es ſind kleine Geſchichten aus vergangenen Tagen, ſo recht aus den liebſten Erinnerungen meiner Jugend, da ich ſelbſt mit Dorfmuſikant war, herausgewachſen, ſo recht aus meinem Herzen herausgeſchrieben. Es ſind wohl anſpruchsloſe Geſchichten, aber ich glaube, nicht nur dem Volksgemüt entſprechend, ſondern auch voll innerer Wahrheit, bei allem Humor und allen tollen Streichen, die den Muſikanten bei-

gelegt werden.“ Darauf entſchuldigt ſich Schaumberger, daß er ſo viel von ſich ſelbſt redet; aber ſeine Zwangslage, ſein trauriger Geſundheitszuſtand zwingt ihn dazu, ganz gegen ſeine ſonſtige Beſcheidenheit für ſich einzutreten.

Über die Erzählung „Im Hirtenhaus“ ſagte der Dichter: „Es entſtand auf Anregung Bagges zugleich mit deſſen ‚Dorfrevolution‘. Es war damals eine kleine Wettarbeit zwiſchen uns beiden. Papa hielt die Erzählung ſehr hoch, vielleicht zu hoch; doch iſt ſie jedenfalls eine Volksſchrift von Wert. Die Arbeit iſt von Haus aus als eine Volksſchrift gedacht und ausgeführt; es lag mir daran, einmal den Schleier von den Armenverhältniſſen des Dorfes zu heben. Es gilt, zu zeigen, wie die Armut auf dem Dorfe behandelt wird — auf der anderen Seite aber auch die Armut ſelbſt in ihrer wahren Geſtalt darzuſtellen. Zart und ſentimental iſt die Arbeit nicht; es war nicht zu umgehen, daß Dinge zur Sprache kamen, die allerdings nicht ſalonfähig ſind — aber wer Übelſtände beſeitigen will, der darf ſie nicht verhüllen und mit Schönpfläſterchen bedecken. Beides nun, die Tendenz und die Ausführung, ſtempeln die Arbeit zum Volksbuche. Damit aber iſt Zeitungen nicht gedient, und, offengeſtanden, möchte auch ich lieber das Buch gleich vor das richtige Publikum bringen. Wie ſteht es nun mit Ihren Plänen? Das Buch wird einen Umfang wie ‚Vater und Sohn‘ haben — wären Sie vielleicht geneigt, im nächſten Jahre damit einen Verſuch zu machen, wenn Ihnen die Arbeit zuſagt? — Berührt auch die Erzählung wunde Stellen des Volkslebens, ſind die Darſtellungen oft derb und hart, ſo verſöhnt doch der das Ganze belebende Humor mit dem Ernſte der Handlung und ein erhebender Schluß befreit das Gemüt des Leſers von ängſtlicher Unruhe und Spannung. Wie geſagt, mein Schwiegervater, dem wohl Urteilsfähigkeit nicht abzuſprechen iſt, ſtellte das ‚Hirtenhaus‘ weit über ‚Vater und Sohn‘, obgleich er es nur in der erſten flüchtigen Bearbeitung kannte.“

Der Direktor der Baſeler Muſikſchule, Magdalenens Onkel Selmar Bagge, der ſich „Im Hirtenhaus“ hatte zur Anſicht

ſchicken laſſen, ſandte die Dichtung auf Schaumbergers Veranlaſſung an Zwißler. Noch einmal legte der Dichter ein gutes Wort für ſein Werk ein. Am 18. Oktober 1873 ſchrieb er an Zwißler: „Ich bitte um freundliche Aufnahme. Es iſt eine eigentümliche Arbeit; die Farben ſpielen ziemlich ſtark ins Dunkle; die Nachtſeiten des menſchlichen Lebens ſind vielleicht etwas ſtark hervorgekehrt. Der Zweck erfordert eben ſtarke Mittel, und wollte ich dieſen erreichen, ſo durfte ich der Wahrheit nicht aus dem Wege gehen. Für die wilden, das Gefühl verletzenden Scenen entſchädigen dagegen erfreuliche Bilder; dem Humor iſt ziemlich viel Spielraum gelaſſen. Mein ſeliger Schwiegervater ſtellte die Arbeit ſehr hoch, er ſprach ſtets mit Begeiſtrung davon. Ich ſelbſt halte ‚Im Hirtenhaus' für ein nicht unbedeutendes Werk; nach meiner Überzeugung iſt es eine Volksſchrift im beſten Sinne des Wortes, der bei allen Härten und Schärfen dauernder poetiſcher Wert nicht abzuſprechen ſein dürfte. Ich mache Sie beſonders auf die Geſtalt des alten Totengräbers aufmerkſam. Doch — ich will Ihrem Urteile nicht vorgreifen."

Zwißler nahm die Dichtung für ſeinen Verlag an, wie wohl nicht anders zu erwarten war; „Im Hirtenhaus" hat ſich ja auch vor dem Forum der Kritik als die Perle der Schaumbergerſchen Dichtungen erwieſen. Beſonders Zwißlers Schwiegervater, Verlagsbuchhändler Grüneberg in Wolfenbüttel (Chef der bekannten Firma L. Holle), ſcheint ſich für das Buch lebhaft intereſſiert zu haben. Schaumberger nahm die geſtellten Bedingungen an. Er ſchloß ſeinen Brief vom 30. November 1873: „Wenn Satz und Druck ſofort beginnen könnten, das wäre noch ein Lichtblick auf meinem Leidenslager. Wie wollte ich mich freuen, wenn ich dem guten alten Hansnikel — es iſt mein Liebling! — gedruckt wieder begegnete. Freilich, lange darf der Druck nicht hinausgeſchoben werden, denn ich bin ſehr ſchwach, lieber Gott, ſo unendlich ſchwach! Hoffentlich bekomme ich recht bald erfreuliche Nachricht von Ihnen; ich erwarte ſie in der That mit Sehnſucht. Ich will das ‚Hirtenhaus' nicht preiſen, aber der Humor, der ſich darin entfaltet, das iſt Volks-

humor, lebendiges Leben, nichts Erfundenes, Gemachtes. Wie er lebendig aus dem Herzen quoll, ſollte er nicht wieder zum Herzen ſprechen?“

Zwißler erfüllte des Dichters Wunſch; es ſollte Schaumberger noch vergönnt ſein, ſein Lieblingswerk gedruckt vor ſich zu ſehen. Am 25. Februar 1874, drei Wochen vor ſeinem Tode, dankte er in ſeinem letzten Briefe ſeinem Verleger, der ihm in kurzer Zeit ein wahrer Freund geworden war: „Von Schmerzen gepeinigt, zum Tode ſchwach, beſchränke ich mich auf das Nötigſte. Zunächſt tauſend Dank für das ſo freundlich ausgeſtattete ‚Hirtenhaus‘. Iſt ein recht ſtattliches Büchlein geworden! Wird ſeinen Weg machen, bin getroſt. Ich ſtelle es kühn allen Schriften von Jeremias Gotthelf an die Seite, denen es in mancher Weiſe verwandt iſt.“ Dann erkundigte er ſich noch, ob ſein Freund Rullmann in Wiesbaden „Im Hirtenhaus“ und „Vater und Sohn“ erhalten habe. Er vergaß nicht, daß dieſer es zuerſt geweſen, der ſich ſeiner Dichtungen angenommen, der Erſte, der ihm die Thür öffnete hinaus in die Öffentlichkeit. Dankbarkeit war ja einer der hervorſtechendſten Züge ſeines Charakters.

Doktor Rullmann hatte um Zuſendung der beiden Bücher gebeten, „damit er ſie in verſchiedenen Zeitungen anzeigen und empfehlen könne.“ Der treue Freund ermüdete nicht, für Schaumberger zu wirken. Er hatte ſich herzlich gefreut, daß Schaumberger in Zwißler ſo raſch einen paſſenden Verleger gefunden. „Angeſichts dieſer wirklich ganz bedeutenden litterariſchen Erfolge“ rief er dem ſchwerleidenden Freunde zu: „Nur den Mut nicht verlieren und das Vertrauen auf Gottes Hilfe, die oft plötzlich durch Wolken von Leid und Jammer als ſiegreiche Himmelsſonne bricht! Ich habe mir, da ich auch ſchon ſeit Jahren nervenleidend bin, dieſes Wort oft genug zurufen müſſen; laſſen Sie es auch für Sie den Stab ſein, an dem Sie ſich aufrecht erhalten. Haben Sie nicht auch die Liebe Ihrer Frau, die Ihnen tröſtend und pflegend zur Seite ſteht und das ſo ſchreckliche Gefühl des Verlaſſenſeins in einer ſolchen Lage nicht aufkommen läßt? Ach, in ſonſt ſo traurigen

Verhältniſſen einen ſolchen Schatz zu beſitzen, iſt etwas Köſtliches.“ Über Schaumbergers „Hirtenhaus“ ſchrieb Rullmann: „Es iſt eine vortrefflich geſchriebene Volkserzählung.“

Auch nachdem Hallberger „Zu ſpät“ und die „Drei Bergheimer Muſikantengeſchichten“ für ſeinen Verlag erworben, hegte Schaumberger den lebhaften Wunſch, dieſe Dichtungen ſpäter in Zwißlers Verlag übergehen zu ſehen. Je mehr er mit dieſem Verleger in genauere Bekanntſchaft kam, deſto lieber wurde er ihm, deſto vorteilhafter erſchien ihm auch die geſchäftliche Verbindung, namentlich im Intereſſe derer, die er nun bald verlaſſen würde. Gewiß ſtand der Gedanke ſchon vor des Dichters Seele, daß Zwißler alle ſeine Dichtungen in einer Geſamtausgabe vereinigen und in dieſer Weiſe dem deutſchen Leſepublikum darbieten möchte, wie es ja ſpäter auch geſchah.

So dachte er auch während der Arbeit an „Fritz Reinhardt“ bereits daran, Zwißler für dieſes ſein Hauptwerk zu intereſſieren. An demſelben Tage, an dem der 2. Band vollendet war, am 27. Auguſt 1873, ſchrieb er: „Seit Februar arbeite ich an einem dreibändigen Roman: ‚Erlebniſſe und Erfahrungen eines Lehrers‘. Dieſe Arbeit koſtet mich viel Zeit. Die Entwürfe zu kleineren Volksgeſchichten werden nun wohl Entwürfe bleiben. Die Welt verliert nichts daran, natürlich, und doch thut es mir leid, daß ich nicht noch dieſe und jene Seite des Volkslebens hervorheben kann, die vielleicht ſonſt wenig beachtet wird. Wenn meine Frau um meine Geſundheit bangt, dann tröſte ich: Wie Gott will! So auch hier: Wie Gott will!“

Am 18. Oktober formulierte er dieſen erſten Hinweis bereits zur Frage. Er ſchrieb: „Demnächſt wird der Roman vollendet. Ich kann über die umfangreiche Arbeit nur ſoviel ſagen, daß ſie ſich eingehend mit den jetzt die Welt bewegenden Zeitfragen beſchäftigt. Verſchweigen will ich Ihnen nicht, daß der Held — es iſt der Schulbauer in ‚Vater und Sohn‘ — eine ſehr freie religiöſe Richtung vertritt. Doch werden Sie mir zutrauen, daß es mir nicht um eine Verherrlichung des Materialismus zu thun iſt. Vielmehr wollte ich die Berech-

tigung jeder religiöſen Richtung, ſolange ſie ſittlich iſt, darthun, ſowie die Gefahren aller extremen Richtungen zeichnen. Wäre das umfängliche, drei ſtarke Bände umfaſſende Werk etwas für Sie? Was ich meinen Freunden bisher aus dem Romane mitteilte, nahmen dieſelben mit ungeheuchelter Freude, ja mit mehr auf. Sollte mir noch Zeit zum Schaffen bleiben, ſo gedenke ich zur Erholung zunächſt einen kleinen Schwank (‚Gefangen‘?), der füglich als eine Fortſetzung meiner ‚Muſikantengeſchichten‘ angeſehen werden kann, zu ſchreiben. Wäre Ihnen wohl auch mit ſolchen kleineren Sachen gedient?“

Zwißler entſchied ſich für Annahme des Romans, noch bevor er denſelben kannte, und erſuchte den Dichter, das Manuſkript an Doktor Rullmann zu ſchicken, um deſſen Urteil zu erfahren. Schaumberger hatte den Gedanken, den Roman vorher im Feuilleton einer Zeitung unterzubringen, um ihn materiell noch beſſer zu verwerten. Er ſchrieb darüber: „Mir liegt daran, zu wiſſen, ob Ihnen ein ſolcher vorläufiger Abdruck angenehm oder unangenehm wäre. Ich bitte freundlichſt, mir ganz offen und aufrichtig Ihre Meinung auszuſprechen über dieſen Punkt.“ Rullmann unterzog den Roman der gewünſchten Durchſicht und zwar nicht blos im Intereſſe des Dichters und Verlegers, ſondern aus eigner warmer Anteilnahme, da er die Weiterentwicklung des von ihm hochgeſchätzten Schriftſtellers mit Spannung verfolgte. Am 8. Februar 1874 hatte Schaumberger „Fritz Reinhardt“ auf die Poſt gegeben. Am 12. März, vier Tage vor Schaumbergers Tode, ſchrieb Rullmann: „Beſten Dank für Ihr freundliches Vertrauen. Seien Sie verſichert, daß ich alles thun werde, um es zu rechtfertigen. Ich bin noch nicht mit der Lektüre fertig, kann Ihnen aber ſoviel ſagen, daß ich große Erwartungen von der Publikation dieſes Romans hege. Von dem, was ich bis jetzt geleſen, bin ich in hohem Grade befriedigt; namentlich ſcheint es mir auch ein ſehr bedeutender Vorwurf für einen Roman zu ſein, die religiöſe Frage zu behandeln, die ja mehr und mehr auch die niederen Schichten unſerer Geſellſchaft in Gährung verſetzt.“ Von dem vorherigen Abdrucke in einer Zeitung verſprach ſich

aber Rullmann nicht viel, da die Verhältniſſe der Zeitungen durch die Börſenkriſis nicht die beſten geworden waren. Rullmann würde auch nur gegen hohes Honorar den Roman abgeben, da der zweite Abdruck als Buch vom Verleger dann geringer bezahlt werde. Er empfahl dem Freunde, bei Zwißler zu bleiben, der „viel Eifer für die Bekanntmachung von Schaumbergers Talent entfalte“; er riet dem Dichter, das Gebot des Verlegers anzunehmen, da 200 Thaler à Band das höchſte gewöhnliche Honorar ſei und Schaumberger bei einer neuen Auflage, die nach Rullmanns Anſicht nicht ausbleiben werde, noch einmal 300 Thaler erhalten könne. Er ſetzte hinzu: „Die Zeitverhältniſſe ſind ſo ſchlecht, daß die Verlagsartikel jetzt ſehr mühſam abzuſetzen ſind, und die um 30% geſtiegenen Herſtellungskoſten machen den Verlegern eine höhere Honorierung zur Unmöglichkeit.“ Alles in allem riet alſo der kundige Berater dem Dichter, auf Zwißlers Vorſchläge einzugehen und den Roman nicht erſt einem andern Verleger anzubieten, da ein ſolcher vielleicht erſt vier bis ſechs Wochen mit der Rückantwort warten würde — für den ſo hoffnungslos darniederliegenden Dichter eine viel zu lange Zeit. Am Schluſſe ſeines Briefes ſchrieb der edle Freund: „Ich beſchwöre Sie, die Hoffnung nicht fahren zu laſſen. Davos hat ſchon manches Wunder gethan, und warum ſollte es einen Mann im Stiche laſſen, der es um ſeines Talentes und ſeiner Energie willen ſo ſehr verdient, weiter zu wirken? Gott ſegne Sie und erhalte Sie uns!“

Einen Tag ſpäter, am 13. März, ſchrieb der unermüdliche Freund wieder. Er kam nur langſam in der Lektüre des Romans weiter. Am 12. März abends hatte er in drei Stunden nur 300 Seiten bewältigen können. Aber je weiter er vorrückte, deſto mehr wurde er befriedigt. Er ſchrieb: „Sie haben ſich einen ſehr bedeutenden Vorwurf gewählt und ihn vortrefflich durchgeführt; und wie gelungen ſind die Charakterſchilderungen, wie plaſtiſch ſcharf hervortretend auch die Frauen gehalten, die friſche, lebensfrohe Margaret, die Dorfkokette Line, die liebliche Anna; auch die Sprache hat wieder

den Vorzug Ihrer ſo einfachen und doch ſo edlen Diktion, die eine der ſchönſten Seiten Ihres Talentes ausmacht, da ſie den naiven Volkston ſo prächtig trifft. Wenn ich Ihrer Arbeit einen Vorwurf machen könnte, ſo iſt es der, daß Sie zu gewiſſenhaft gearbeitet haben. Verſtehen Sie mich recht! Ich meine, daß Sie ſich allzu eifrig bemüht haben, den Anforderungen Ihres Stoffes nach allen Seiten hin gerecht zu werden. Sie ſind dabei oft zu ſehr in die Breite geraten und haben dabei zu wenig Rückſicht genommen auf die Bedürfniſſe des Leſepublikums, dieſes tyranniſchſten aller Tyrannen. Sie ſelbſt haben dieſen einzigen Mangel richtig herausgefühlt, wie mir das vielfache Streichen ſagt. Würde Ihr Roman beſtimmt ſein, in die Hand des gewöhnlichen Leſepublikums zu kommen, ſo würde ich unbedingt zu weiteren Streichungen raten, ſo leid es mir thun würde. Aber ich habe einen anderen Plan. Der Roman muß vor allem für die Lehrerkreiſe in Städten wie auf dem Lande ein beſonderes Intereſſe haben. Ich werde Zwißler ſchreiben, ob er den Roman nicht in 15 Heften, à 5 Groſchen, erſcheinen laſſen will — ſpäter auch in Buchausgabe. Für Lehrerkränzchen auf dem Lande wäre der Roman die intereſſanteſte Lektüre. Was meinen Sie zu dieſem Plane? Geben Sie mir plein pouvoir? Ferner: Der Titel lautet zu memoirenartig. Würde nicht beſſer ſein: ‚Fritz Reinhardt, oder Erlebniſſe und Erfahrungen eines Lehrers, Roman in drei Bänden von Heinrich Schaumberger‘, oder noch beſſer: ‚Fritz Reinhardt. Roman aus dem Leben eines Dorflehrers. Von Heinrich Schaumberger‘? Man nimmt ja gern den Namen des Helden als Titel.“

Schaumberger war nicht mehr in der Lage, viel über das Schickſal ſeiner Dichtung nachzudenken; er kämpfte bereits mit dem Tode. Nur in lichten Augenblicken zwiſchen ſeinen Anfällen konnte ihm davon geſprochen werden. Der letzte Brief Rullmanns in dieſer Angelegenheit traf ihn bereits als Leiche. Am 16. März ſchrieb der treue Freund: „Mit Ihrem Romane bin ich jetzt fertig, wenigſtens mit einer flüchtigen Lektüre, und ich leſe einzelne Partien, die mir ſchwächer erſcheinen,

noch einmal. Im ganzen bin ich in hohem Grade befriedigt, und ich erwarte mir eine bedeutende Wirkung. Wenn Sie mir nur die Erlaubnis erteilen, hier und da etwas zu ſtreichen, natürlich, nachdem ich Ihnen die Stellen erſt bezeichnet habe."

In demſelben Briefe teilte Rullmann dem Freunde noch eine freudige Botſchaft mit: „Dr. Leibing ſchreibt mir, daß er Ihre Schriften unter diejenigen aufgenommen habe, für deren Verbreitung und Ankauf ſich die ‚Geſellſchaft für Verbreitung von Volksbildung', die Zweigvereine in ganz Deutſchland hat, beſonders intereſſiert. Er ſpricht mit der größten Anerkennung von ihren Werken und bemerkt, daß er in ihnen eine Kraft gefunden, wie er ſie lange vergeblich geſucht. Er beklagt Sie, aber er hofft, ſo wie ich hoffe, und wie auch Sie noch immer hoffen ſollen, lieber Freund!"

Das kam denn nun alles — zu ſpät! Der edle Dichter war, vielleicht ſchon, ehe das Vorſtehende geſchrieben wurde, eingegangen in jene Welt, wo ſeine liebſte Hoffnung nun endlich erfüllt war: erlöſt zu ſein von allem Übel, das er auf Erden ſo reichlich getragen. So ſtand er denn nun am Ziele, das ihm in ſeinen kühnſten Träumen vorgeſchwebt, anerkannt zu ſein in ſeinen Beſtrebungen; wie Moſes ſah er in das Land des Erfolges hinein, aber betreten ſollte er es nicht. Die Saat, die er geſät — auf Hoffnung, wie Bagge immer getröſtet, war beſtimmt, erſt nach ſeinem Tode aufzugehen. Daß ſie aufgegangen, daß ſie, wie der vom Winde getragene Flugſame, immer neues Terrain gewinnt, beweiſt der Abſatz der Werke Schaumbergers, von denen jedes bereits längſt über die erſte Auflage hinaus iſt, das beweiſt auch die Berückſichtigung dieſer echten Volksſchriften in den Vereinen, die ſich zur Hebung der Volksbildung allüberall in Deutſchland aufgethan haben.

Dr. Franz Leibing, der Generalſekretär der „Geſellſchaft für Verbreitung von Volksbildung" hatte bereits ſelbſt an Schaumberger geſchrieben, und dieſer Brief, datiert: Berlin, am 6. März, gehörte zu den letzten Freuden des erlöſchenden Dichterlebens. Dr. Leibing ſagte: „Soeben durch die Lektüre

Ihres ‚Vater und Sohn‘ auf Ihr großes Talent aufmerksam geworden, erfahre ich durch Nachfrage von Ihrem Verleger zu meinem tiefen Bedauern, daß Sie leider zur Zeit schwer erkrankt sind. Wenn ich mir dennoch gestatte, diese Zeilen an Sie zu richten, so geschieht es in der Hoffnung, daß es Ihnen ein tröstlicher Gedanke sein könnte, daß in der Heimat Ihre Werke Würdigung finden. Sollten Sie vielleicht zur Zeit fertige kleinere Manuskripte volkstümlicher Erzählungen, z. B. von 2—3 Druckbogen, für unsern ‚Deutschen Reichskalender‘ besitzen, so würde ich Sie dringend um Übersendung ersuchen und glaube ich mit Gewißheit im Namen des Ausschusses unsrer Gesellschaft ein Honorar von 100 Mark für den Druckbogen zusichern zu können.“

Dem Briefe war eine beträchtliche Gabe für den Dichter beigefügt; sie stammte von einem in ganz Deutschland hochgeachteten Ausschußmitgliede des Vereins, das gegenwärtig noch Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses ist.

Nach des Dichters Tode schrieb Dr. Leibing am 23. März 1874 an Frau Magdalene Schaumberger: „Ich habe Ihr Schreiben vom 18. d. M. mit tiefer Bewegung wiederholt gelesen. Erst seit Anfang d. M. hatte ich zufälligerweise, indem ich überall nach befähigten Volksschriftstellern suchte, Schaumbergers ‚Vater und Sohn‘ kennen gelernt und war dadurch auf sein großes Talent aufmerksam geworden. Wäre es früher geschehen, so wäre es unzweifelhaft gelungen, ihm manche Erleichterung zu verschaffen. Das Unabwendbare — wer hätte es aufzuhalten vermocht! — Aus der ergreifenden Leidensgeschichte, welche Sie mit Ihrem verehrten Gatten durchlebt, habe ich mir erlaubt, in der Fortsetzung meines bereits angefangenen Aufsatzes über ihn einiges, zum Teil mit Ihren eigenen Worten, herauszuheben. Es kann ja seinen Werken nur dienlich sein, wenn man erfährt, daß er das, was er geschrieben, auch bis zum letzten Hauche durch die That bewährt hat.“

Der erste Brief von Leibing und die Briefe von Rullmann waren es wohl, von denen Elise Bagge berichtet, daß sie noch auf die letzten Lebenstage des Dichters einen Sonnen-

ſchimmer des Glückes warfen. Freilich mußte ſich auch tiefe Wehmut in ſeiner Seele regen, wenn er bedachte: Jetzt, wo dir ſo glänzende Anerbietungen gemacht werden, jetzt, wo dir eine gewiſſe Exiſtenz aus dem Ertrage deiner Feder geſichert wäre, mußt du von hinnen gehen! Aber er war ſchon zufrieden damit, daß ſich aller Orten Hände für ihn zu regen begannen. Was ihm ſelbſt nicht zu gute kommen konnte, den Seinen würde es gewiß zu teil werden! Und er hat ſich nicht getäuſcht. Was Rullmann, Hofmann, Leibing begonnen, genug fleißige Federn in allen Gauen Deutſchlands haben es fortgeſetzt; namentlich muß geſagt werden, daß in den Kreiſen der Lehrer, welche bald durch „Fritz Reinhardt“ auf Schaumberger als auf „ihren Dichter“ aufmerkſam wurden, viel für die Verbreitung der Schaumbergerſchen Dichtungen gewirkt worden iſt und noch gewirkt wird.

Auch Frau Magdalene Schaumberger hat das erfahren; voll Dankbarkeit erkennt ſie noch heute an, wie ſich nach des Dichters Tode ihr die volle Teilnahme zuwandte, die man dem toten Dichter nicht mehr erzeigen konnte. Gleich nach dem Hinſcheiden Schaumbergers ſchrieb Rullmann an ſie: „Ach, was für eine Nachricht! Gott ſtehe Ihnen bei in Ihrem Schmerze, den ich aufrichtig teile. Seien Sie verſichert, daß ich mich Ihrer Angelegenheit ganz, und mehr als der meinigen, annehmen werde. Herzlichen Gruß und tiefes Bedauern auch von meiner Frau, die den ganzen Tag über dieſe Nachricht geweint hat.“ Und am anderen Tage ſchrieb er abermals: „Wie ſoll ich Ihnen die Gefühle ſchildern, die die traurige Kunde Ihres ſchwarzgeſiegelten Briefes in mir erweckt hat? Schmerz über den Hingang eines mir in kurzer Zeit lieb gewordenen Mannes, dann doch auch wieder eine gewiſſe Beruhigung darüber, daß ihm endlich die Erlöſung zu teil geworden, nach welcher er ſchon lange Sehnſucht empfand, und endlich das tiefſte Mitgefühl mit Ihnen! Ach, er war doch nicht ganz unglücklich, der Arme, Schwergeprüfte; er hat während ſeines mehrjährigen Martyriums das genoſſen, was das Köſtlichſte in dieſer Welt voll niedriger Selbſtſucht iſt: die

Liebe eines treu und willig ſich opfernden Weibes! — Laſſen Sie zwei Gefühle Ihren jetzigen Schmerz mildern und in ſanfte Wehmut wandeln: einmal die troſtvolle Gewißheit, daß er endlich von ſeinen Leiden erlöſt iſt und ihm noch ſchlimmere erſpart ſind, und dann die Befriedigung, die Ihnen das Bewußtſein treuer Pflichterfüllung eingeben muß. — An mir wird es nun ſein, das Andenken des verſtorbenen Freundes dadurch zu ehren, daß ich für ſeine zurückgelaſſenen Werke thätig bin. Ich werde ihm in der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung‘ einen ehrenden Nachruf widmen und mich ſeines Romans ſo annehmen, als wäre es mein eigenſtes Geiſteswerk.“

Am 22. März ſchrieb Dr. Friedrich Hofmann: „Nicht überraſcht, aber tief erſchüttert hat mich die Nachricht von dem Hinſcheiden unſres edlen Geiſtes, deſſen Hülle ſo hinfällig ſein mußte! Nicht Sie allein, ſondern das ganze deutſche Volk hat einen ſchweren Verluſt erlitten. Der treffliche Dichter wird erſt nach ſeinem Tode in ſeinem vollen Werte erkannt werden — das alte Los! Ich will in der ‚Gartenlaube‘ mit der Beſprechung ſeines letzten, außerordentlich ſchönen Werkes (‚Im Hirtenhaus‘) auch einen würdigen Nachruf verbinden. Ich war bis jetzt ſo furchtbar mit Arbeiten bedrängt, daß ich erſt in den letzten vier Tagen das prächtige Buch leſen konnte. Erſt heute früh bin ich damit zuſtande gekommen.“

Zwei Tage nach Schaumbergers Tode, am 18. März 1874, erſchien der im Briefe Leibings erwähnte Aufſatz über den Dichter in der Zeitſchrift der „Geſellſchaft für Volksbildung“: „Der Bildungsverein“. Dieſer Artikel gehört zu den trefflichſten Würdigungen des Dichters. Dr. Leibing ſagt: „Schaumberger iſt ein Meiſter der Charakterzeichnung, der plaſtiſchen Herausarbeitung jeder Geſtalt. Bei ihm giebt es keine ſchattenhaften Gedankengebilde, keine langweiligen Beſchreibungen, keine belehrenden Reflexionen des ungeſchickten und ſchwatzhaften Verfaſſers; die Perſonen treten auf, handeln, wir ſchauen in ihren Thaten die verborgenen Schlangengänge des menſchlichen Herzens und bekämpfen mit ihnen die verlockende Sophiſtik der menſchlichen Leidenſchaften — und zwar

aus Intereſſe für das, was ſich vor unſeren Augen begiebt. Da iſt jedermann dabei und nimmt klopfenden Herzens, glühender Wange und oft thränenden Auges Anteil. ‚Im Hirtenhaus‘ iſt eine großartige und ergreifende Illuſtration der Bedeutung des Gebotes und der Möglichkeit der Selbſthilfe in den ſchwierigſten Lagen. Wir haben es hier nicht mit abſtrakten Tugendmenſchen zu thun, ſondern mit Menſchen, von denen uns jeder innerlich verſtändlich und verwandt iſt. Neben den Scenen von tragiſcher Gewalt, die das Herz durch ihre ergreifende Wahrheit erſchüttern, fehlt es nicht an anderen, die das Herz durch befreienden Humor erleichtern. Wie herrlich iſt die Geſtalt des Hansnikel! Wie feſſelnd jede Perſon bis auf das alte Bettelfräle herab! Der Genius Schaumbergers ſtellt ſich hier in Ernſt und Humor dem Fritz Reuters faſt ebenbürtig zur Seite. — — Hätte Schaumbergers ſchwacher Körper mehr Widerſtandskraft beſeſſen, ſo würde ſein Name dank ſeines großen und ſeltenen Talentes in wenigen Jahren zu den gefeiertſten in Deutſchland gehört haben und auch der äußere Erfolg nicht ausgeblieben ſein. Während die Handarbeit ihres täglichen Lohnes gewiß iſt, ſetzt ſich das Kapital des Geiſtes erſt ſpät um und giebt einen ungewiſſen Ertrag für ſeinen Beſitzer, der mit den Schätzen ſeines Geiſtes, die ihn im Leben nicht vor Mangel ſchützten, nach ſeinem Tode ſeine Nation bereichert.“

Auch Rullmann gegenüber beklagte Dr. Leibing das tragiſche Schickſal des Dichters: „Ich kann ihnen nicht ausdrücken, welchen Schmerz ich über das frühe Zuſammenbrechen dieſes Mannes empfand, und zwar gerade in dem Augenblicke, wo ich eine Kraft entdeckt zu haben glaubte, nach der ich für unſere Zwecke ſo lange vergebens geſucht habe.“ Das wurde geſchrieben am 16. März; Leibing wußte noch nicht, daß am gleichen Tage der große Gleichmacher Tod auch dieſes Lebensrätſel gelöſt hatte.

Rullmanns Nachruf, geſchrieben am 21. März, erſchien am 3. April in Nr. 93 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“. Rullmann rühmt an Schaumbergers Talent „den Adel

der Geſinnung, die ſinnige Auffaſſung, deren Stimmung er immer in eigentümlicher Weiſe in den Gang der Handlung hineinſpielen läßt, eine ſichere Darſtellung der Charaktere und endlich eine ebenſo ſchlichte als edle Sprache. Dieſe Sprache hat etwas ſo unendlich Einfaches und Ungekünſteltes und bewegt ſich dabei doch immer mit ſoviel Würde; Schaumberger trifft den naiven Volkston meiſterlich, ohne doch zu weit zur Sprechweiſe des Volkes herabzuſteigen.“ Rullmann, dem Schaumberger einen Einblick in ſeine Lage gewährt hatte, konnte mit Fug und Recht ſagen: „Faſt zwei volle Jahre hindurch hatte der arme Schaumberger ein Martyrium der fürchterlichſten Art durchzumachen. Er hatte Tropfen auf Tropfen der Bitterniſſe dieſer Welt zu koſten, die unſre Optimiſten gedankenlos die beſte aller nur möglichen nennen.“

Auch Dr. Friedrich Hofmann vergaß des Geſchiedenen nicht. Er war es, der den toten Dichter auf ein Piedeſtal ſtellte, wo er vom ganzen deutſchen Volke geſehen werden konnte. Noch zu Schaumbergers Lebzeiten hatte er im Januarhefte des 1874er Jahrganges der „Gartenlaube“ in einer Korreſpondenznotiz „Vater und Sohn“ beſprochen. In Nr. 44 des Jahrganges 1876 führte er in dem trefflich geſchriebenen Artikel: „Der nordfränkiſche Zſchokke“ dem großen Leſerkreiſe der „Gartenlaube“ den Lebensgang des heimgegangenen Dichters vor Augen in einer Weiſe, die überall die Aufmerkſamkeit weckte und allenthalben ein lebhaftes Studium der Schaumbergerſchen Erzählungen anregte. Wiederum nach zwei Jahren, in Nr. 45 des Jahrgangs 1878, kam Dr. Friedrich Hofman abermals in einem Artikel über die Schillerſtiftung auf den Dichter zurück, deſſen Bedeutung unterdeſſen immer mehr im deutſchen Vaterlande, namentlich auch in der deutſchen Lehrerwelt, erkannt und gewürdigt worden war. Keines der größeren pädagogiſchen Blätter Deutſchlands hat es verſäumt, Schaumberger ſeinem Leſerkreiſe nahe zu bringen; der Vorgang hierin gebührt der von Schuldirektor Moritz Kleinert in Dresden trefflich redigierten „Allgemeinen Deutſchen Lehrerzeitung“.

In der 3. Auflage von Meyers „Konverſationslexikon“

hat Schaumbergers Name ſchon vor Jahren eine Stelle gefunden; gleicherweiſe gedenkt das ſoeben von Dr. Adolf Stern herausgegebene „Lexikon der deutſchen Nationallitteratur“ des Dichters. Noch ausführlicher würdigt Schaumbergers Bedeutung das in gleichem Verlage (Bibliographiſches Inſtitut. Leipzig. 1882.) erſchienene „Schriftſtellerlexikon der Gegenwart“ von Franz Bornmüller. Hier iſt u. a. geſagt: „Schaumberger iſt einer der beſſeren Volksſchriftſteller. Die Dorfgeſchichte iſt ſein eigentliches Gebiet, und in ſeinen Erzeugniſſen finden ſich alle Vorzüge, welche den wahren Volksſchriftſteller ausmachen: Geſinnungstüchtigkeit, warmes Herz, Freiſinn und eine kernige, volkstümliche Sprache.“

Heute iſt wohl keine größere Leihbibliothek, die nicht Schaumbergers Werke beſäße. Insbeſondere hat der thüringiſche Erzähler aber auch Eingang gefunden in den allerorten gegründeten Volksbibliotheken. Neben Auerbach, Jeremias Gotthelf, Hermann von Schmid, Melchior Meyr gehört er zum „eiſernen Fond“ dieſer ſegensreich wirkenden gemeinnützigen Inſtitute. In dem vor kurzem ausgegebenen „Muſterkatalog für Volksbibliotheken“ ſind denn auch Schaumbergers Erzählungen mit aufgeführt, mit Ausnahme des Romans „Fritz Reinhardt“, der ſich ſeinem Inhalte nach beſſer für Lehrerbibliotheken eignet.

„Zu ſpät“ geht der 3. Auflage entgegen, die „Bergheimer Muſikantengeſchichten“, „Vater und Sohn“ und „Fritz Reinhardt“ der 4., „Im Hirtenhaus“ der 5.: — hoffen wir, daß unſere Mitteilungen über den Dichter ein wenig dazu beitragen, ſeine gehaltvollen, vom edelſten Geiſte erfüllten Erzählungen immer tiefer hineinzutragen in das Herz des deutſchen Volkes. Jedes Jahr von jedem Werke eine neue Auflage — das wäre der beſte Lohn für den heldenhaften Mann, der ſeinen Dichtungen das Beſte mitgab, was er hatte: ſein Herzblut. Denn wahrlich, wenn je von einem Kunſtwerke, ſo gilt von Schaumbergers Werken:

„In doloribus pinxit.“

XV.

Schaumbergers Werke.

Als einer der jüngſten unter Deutſchlands neueren Dichtern trat Heinrich Schaumberger auf den litterariſchen Schauplatz. Nur wenige von den Berühmtheiten der letzten Zeit, wie Guſtav Kaſtropp, Ernſt von Wildenbruch, Ernſt Eckſtein, Karl Emil Franzos, Fritz Mauthner, ſind jünger als er.

Die thüringiſch-fränkiſche Heimat Schaumbergers hat vor ihm ſchon herrliche Dichtergenien hervorgebracht: Jean Paul, den berufenſten Interpreten deutſchen Gefühlslebens unter unſern Klaſſikern, ſeinen trefflichen Schüler Ernſt Wagner aus Roßfeld, den zarten und edlen Minneſänger Friedrich Rückert aus Schweinfurt, den kraftvollen und originellen Otto Ludwig aus Eisfeld. Wahrlich, das ſind erlauchte Geiſter und edle Namen! Aber man darf ſagen: nicht unwert iſt Heinrich Schaumberger, nach ihnen genannt zu werden.

Seine ſpezielle Begabung äußerte ſich in den kurzen drei Jahren ſeiner dichteriſchen Thätigkeit vorherrſchend auf dem Gebiete des Bauernlebens, ſie fällt alſo in die durch Berthold Auerbach zu einer beſonderen Gattung erhobene „Dorfgeſchichte“. Auch hier hatte er bedeutende Vorgänger, zum Teil große Talente, deren Namen und Werke mit unvergänglichem Glanze in den Annalen der Litteratur prangen werden. Berthold Auerbach, Fritz Reuter, Otto Ludwig, in zweiter Linie Jeremias Gotthelf, Hermann von Schmid, Joſeph Rank, Auguſt Silberſtein, P. K. Roſegger bauten die Dorfgeſchichte mit ebenſoviel Talent als Erfolg an. Fürwahr, es konnte nicht leicht ſein, nach den Leiſtungen dieſer Dichter noch etwas Neues zu bringen, zumal ſchon Otto Ludwig in ſeinen meiſterhaften Erzählungen Land und Leute eines Striches geſchildert hatte, der faſt zuſammenfiel mit dem von Schaumberger erſchloſſenen.

Welche Stelle nimmt Schaumberger, der jüngſte Dorfgeſchichtenſchreiber, neben jenen ein? Verſchwimmt ſein Licht-

lein im Glanze dieſer Sterne? Oder hebt es ſich vielleicht kräftig hervor als ein neuer Planet neben ſchon bekannten, mit andrer Flugweite und andrer Bahn, aber im übrigen von ſelbem Stoffe und gleicher Leuchtkraft?

Zunächſt ſei darauf hingewieſen, daß ſelbſt keinem von jenen anerkannten Vertretern der Dorfgeſchichte bedingungsloſes Lob geſpendet wurde; jeder hat ſich Einſchränkungen gefallen laſſen müſſen in der Anerkennung ſeines litterariſchen Wertes. An Auerbach tadelte man die Durchtränkung ſeiner Dichtungen mit Spinoziſtiſcher Philoſophie, die ſo weit gehe, daß ſelbſt die Bauern tiefgründige philoſophiſche Reden im Munde führten; ferner fand man z. B. in ſeinem „Waldfried“ eine gewiſſe weich- und rührſelige Stimmung, die oft den Eindruck des Manierierten hervorrufe. Auch bei Reuter macht man gefliſſentliche Unterſchiede zwiſchen ſeinen Meiſterwerken „Hanne Nüte“, „Kein Hüſung“, „Ut mine Stromtid“, „Ut mine Feſtungstid“ und den ſchwächeren Produktionen. Bei Otto Ludwig rügt die Kritik das allzuſcharfe Hervortreten dramatiſcher Züge, die Hinneigung zum Grauenhaften. Rank iſt mit Recht einer oft manierierten Darſtellung geziehen worden, die auf die Dauer abſtoßend wirkt; Schmid erging ſich in allzugroßer Breite; bei Silberſtein und Roſegger macht ſich oft eine gewiſſe Kurzatmigkeit der poetiſchen Vorwürfe bemerklich, daneben mancher bizarre, an Leopold Schefer erinnernde Zug in der Wahl und Durchführung pſychologiſcher Probleme; Jeremias Gotthelf verletzt häufig den feineren Geſchmack durch allzuderben Realismus und maßloſe Polemik. Und ſo ließe ſich auch bei allen andern Vertretern der Dorfgeſchichte, bei Robert Schweichel, Heinrich Noe, Ludwig Anzengruber, Artur Bitter, O. W. von Horn u. a., irgend ein Mangel nachweiſen, der abſoluter Anerkennung im Wege ſteht. Es wird demzufolge nicht allzuſchwer ins Gewicht fallen, wenn auch bei Schaumberger ſchwächere Seiten, Irrtümer und ſtellenweiſe Auswüchſe hervortreten. Man kann dieſelben getroſt hervorheben, denn es bleiben daneben genug Vorzüge beſtehen, die auch die peinlichſte Kritik gelten laſſen muß.

Beſonders hervorgehoben zu werden verdient gleich von vornherein der Geiſt der Schaumbergerſchen Schriften. Der Leſer, der zum erſten Male ein Buch des Dichters zur Hand nimmt, wird ſich ſofort angeheimelt fühlen durch das eigenartige Fluidum, das ihm daraus entgegenweht. Im Anfang wird er nicht wiſſen, worin es liegt; er wird nachſinnen, aus welchen geiſtigen Ingredienzien dieſer feine Duft von Schaumbergers poetiſchen Blüten zuſammengeſetzt iſt. Bei näherem Zuſehen erkennt er, daß es die Ausſtrahlung eines edlen, großen Herzens iſt, die ihn feſſelt. Ein wahrhaft guter Menſch redet hier zu uns; ſchöne und erhabene Gedanken werden vor uns entwickelt; vor allem tritt ſiegreich überall die Liebe hervor in ihren herrlichſten Erweiſungen, ihren ergreifendſten Geſtaltungen.

Ein zweiter anheimelnder Zug Schaumbergers liegt in ſeiner Sprache, insbeſondere in den kernigen, ſprichwortähnlichen provinziellen Anklängen und Wendungen. Die Sprache des Volkes, der Dialekt, hat immer etwas Gemütvolles und Trauliches; klingt ſie doch dem Sohne des Volkes, der längſt ſchon ſich gewöhnen mußte an die glatte, geleckte Sprachweiſe der Großſtadt, wie der Ton des Alphorns dem Schweizer. Die altgewohnten, frühgeübten Laute wiegen uns ein in wohliges Behagen; die Urkraft, die darin zum Ausdrucke kommt, imponiert ſelbſt dem blaſierten Bildungsmenſchen. Schaumberger hat es meiſterlich verſtanden, die rechte Miſchung von Schriftdeutſch und dialektiſchen Anklängen zu finden; nicht zu viel und nicht zu wenig von der Volksſprache hat er zugeſetzt, grade genug, um ſeinen Bauern die Worte natürlich, ungekünſtelt, ohne Manier vom Munde fließen zu laſſen.

Wir haben geſehen: ſchon dem Jüngling Schaumberger ſtand als oberſtes Lebensgeſetz das Eine vor Augen: „Sei immer klar und wahr!“ Das wurde ihm zu Fleiſch und Blut, das nahm er auch ſpäter aus ſeinem Leben mit hinüber in ſeine Dichtung. Klar und wahr ſprach er aus, was in ihm lebte; ſelbſt ſeinen Irrtümern und Mängeln lieh er Worte. Klar und wahr ſtellte er auch die Typen ſeines Heimatvolkes

hin, wie er ſie erkannte; er zeichnete ſie in ihrer ganzen realiſtiſchen Schärfe und Kraft, mit allen Rauheiten, ja Roheiten, die er im Leben ſtudiert hatte, aber auch mit dem ſüßen Kern unter der rauhen Schale, mit dem Reichtum an Herzenstugenden, den er unter dem Bauernkleide bei Mann und Weib, bei jung und alt gefunden. Lichtennikele, der Schulbauer und ſein Weib, Anna, Fritz Reinhardt, der Schreinerslorz mit Weib und Kind, der Schreinersjohannes und ſeine Auguſte und viele Figuren der „Bergheimer Muſikantengeſchichten“ ſind beredte Zeugen für die Wahrheit des alten Satzes: daß im Volke die Wurzeln unſrer Kraft liegen, daß das Volksleben die Wiege unſrer großen Männer und Frauen immerdar iſt und bleibt. Der Vaterlandsfreund, der in den heutigen bewegten Zeiten manchmal an der Zukunft des deutſchen Volkes verzweifeln möchte, leſe Schaumbergers Dichtungen, und gewiß: der Reichtum von urkräftigem deutſchen Leben darin wird ihn mit ſtolzer Freude erfüllen.

Klar und wahr ſtellte Schaumberger im Spiegelbilde hin, was er in den Seelen ſeiner Heimatsgenoſſen geleſen. Ihm war die große Kunſt der Seelenkenntnis zu eigen gegeben wie wenigen. Vor dem ruhig prüfenden Blicke ſeines noch jungen, aber durch harte Schickſale früh geſchärften Auges konnte ſich keine ſeeliſche Regung verhüllen; allem ſah er auf den Grund: die erhabenſte Tugend, das verruchteſte Laſter lag in den Wurzeln vor ſeinem Seherblicke. Und wie er es erſchaute, ſtellte er es dar. Bei ihm gab es kein ängſtliches Sinnen und Denken: Wie ſollſt Du das ſchreiben? Ihm quoll das Darzuſtellende nur ſo aus der Feder; ein ungeheurer Drang war in ihm, dichteriſch zu bewältigen, in die rechte Form zu gießen, was ihm unaufhörlich aus der Seele floß. Hundert Hände und Federn hätte er gebrauchen können, um den einmal in Fluß geratenen Strom der Dichtung aufzufangen. Bei wenigen Dichtern tritt dieſes müheloſe Schaffen ſo ſichtbar hervor; man muß ſchon zu den beſten Namen gehen, um Ähnliches zu finden.

Wie die Menſchen und Dinge waren, ſo ſah ſie Schaum-

berger, ſo zeichnete er ſie hin, ſo treten ſie uns aus dem Rahmen ſeiner Erzählungen entgegen. Dieſer Realismus iſt ſo frappant, daß ſchon mancher gewiegte Litteraturkenner davorſtand wie vor einem Rätſel und fragte: Wie konnte dieſer Mann, der kaum die Grenze des Jünglingsalters überſchritten hatte, ſo die Welt erkennen? Man ſtudiere z. B. zwei Geſtalten aus „Fritz Reinhardt“, den Fuchsmüller und den Juſtizrat Stein — welche Tiefe richtiger Lebensanſchauung gehörte dazu, dieſe in ihrer Art überlegenen Charaktere zu ſchaffen!

Man hat nur einen Erklärungsgrund für Schaumbergers Können: ſein großes Talent.

Daß dieſes Talent ſich nicht voll entfaltet hat, iſt nicht Schaumbergers Schuld. Lebte er noch, hätte ſich in ferneren Werken ſein reicher Geiſt weiter ausſchwingen können, wir hätten ſicher heute eine ſtattliche Reihe von Erzählungen erſten Ranges von ihm, und Schaumberger zählte gegenwärtig zu den Koryphäen unſrer Litteratur.

Wie reich ſind aber auch ſchon die Früchte ſeiner „Werdezeit“, wie nahe rückt ſein Beſtes heran an die hervorragendſten Erzeugniſſe der neuern Litteratur! Hat es doch Leſer gegeben, Kenner und Laien, die ausriefen: Schaumberger iſt größer als Auerbach!

Hätte das der Dichter ſelbſt gehört, er würde erſchrocken abgewehrt haben: „Um Gotteswillen, ihr Freunde, nein! Ihr irrt!“ Denn in Auerbach verehrte er einen der Meiſter, von denen er lebenslang lernte. Mit der höchſten Bewunderung ſprach er von den „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“, wie wir ſahen. Ihm ſelbſt, dem beſcheidenen Manne, kam wohl niemals auch nur der Gedanke, ſich mit Auerbach zu vergleichen. Wozu auch dieſes Meſſen und Wägen? Das derbe Goetheſche Wort paßt wohl auch hierher, mit dem er ein- für allemal das kritiſche Gewäſch niederſchlug, ob er oder Schiller der Größere ſei.

Eines bleibt zu beklagen: daß Schaumberger durch den Gang ſeiner Studien nicht auf den großen Briten geführt wurde, der als Meiſter der realiſtiſchen Erzählung daſteht, auf

Dickens. Wie hätte dieſer Dichter mit der beinahe dämoniſchen Spürkraft ſeines Geiſtes auf den geiſtesverwandten Schaumberger wirken müſſen!

Schaumbergers dichteriſche Gebilde zeichnen ſich alleſamt aus durch ihre ſcharfe Plaſtik; nur iſt es bei Schaumberger nicht die „Plaſtik des Wortes“, die z. B bei Goethe, Heyſe, Hermann Grimm, Hopfen, Stifter, Hamerling, Scheffel, Geibel, Lingg, Sacher-Maſoch, Turgenéw, Bret Harte u. a. oft wahrhafte Wunder der Anſchaulichkeit wirkt, ſondern die „Plaſtik der Handlung“. Hätte ſich Schaumbergers vielſeitiges Talent in ſeiner Weiterentwicklung der Bühne zugewandt, was wahrſcheinlich iſt, ſo hätte man da Bedeutendes von ihm erwarten dürfen. An einem gründlichen theoretiſchen Studium der dramatiſchen Dichtungsgeſetze hätte es der intelligente und fleißige Mann ſicher nicht fehlen laſſen. Dem Talente Anzengrubers, der mit ſeinen Stücken ſo große Wirkung erzielt hat, war das ſeinige gleichwertig. Im Scenenbau, im Dialog, in der Steigerung und Zuſpitzung der Handlung, dieſen wichtigen Faktoren der Bühnentechnik, iſt Schaumberger ja immer bedeutend; dabei bleibt er ſtets natürlich, daß man meint, ſeine Erfindung ſei gar keine Dichtung, ſondern die einfachſte Wirklichkeit. Er weiß aber das Einfachſte ſo zu beleben, zu beſeelen, daß es nie platt erſcheint. Seine Bauern brauchen nur den Mund aufzuthun, ſo ſind ſie intereſſant. Sie reden gewiß nichts Außerordentliches; aber in der Art, wie ſie es ſagen, ſpringen immer neue und originelle Wendungen hervor. In Schaumberger lebt etwas von dem eminenten Genie Charles Dickens', um das Gewöhnlichſte einen Schein von Poeſie zu weben. An Björnſon erinnert er oft durch die feine und richtige Pſychologie ſeiner Erzählungen, durch das gelungene „Nachaußenkehren“ des Seelenlebens. Nur iſt es echtdeutſches Gedanken- und Gefühlsleben, dem er Worte leiht; durchaus abhold bleibt er aller Überſchwenglichkeit, von der ſich des Norwegers großes Talent leider in ſeinen ſpäteren „Bauernnovellen“ nicht immer freihält (vgl. „Magnhild“). Man ſetze dieſer Magnhild Schaumbergers Anna entgegen — um wie viel geſunder und an-

mutender erſcheint die deutſche Mädchenblüte gegenüber der outrierten nordiſchen Frauengeſtalt.

Bemerkenswert iſt die Reſerve, in der Schaumberger ſeine weiblichen Figuren hält. Nirgends tritt eine ſtörend in den Vordergrund; ihre Haltung iſt immer echt weiblich. Eine Emanzipierte vollends hat Schaumberger nie geſchaffen. Es entſprach das ſeinem Begriffe von der Beſtimmung des Weibes. Ihm hatte ein gütiges Geſchick edle Frauen zu Gefährtinnen beſchieden; in ſeinem Eheleben hatte ſich ſeine Anſchauung von reinem Frauentum aus eigenſter Erfahrung gebildet, und dieſe Anſchauung wurde Fleiſch und Blut in ſeinen Dichtungen. Wenn man dagegen ſieht, welch' unnatürliche, ja oft widernatürliche Rolle die Frau in vielen neueren Dichtungen ſpielt, die von franzöſiſchen Miasmen infiziert ſind, kann man ſich der geſunden Art Schaumbergers nur freuen. Sind ſeine Männer bisweilen zu rauh und wild, ſeine Frauen halten Probe; ſelbſt die böſen reifen der Beſſerung entgegen, und gegen die edlen Geſtalten ſind ſie überhaupt ganz in der Minderzahl.

Längſt iſt es anerkannt, daß Schaumberger kein bloßer Dorfgeſchichtenſchreiber, ſondern ein wirklicher Dichter, daß er kein Erzähler gewöhnlichen Schlages, ſondern ein Talent von hohem Range war. Iſt der Frühling in ſeinem Blumengewande, in ſeinem herzerfriſchenden Grün, mit ſeinen Sängerſcharen, mit all' ſeinen herrlichen Lüften und Lichtern, mit ſeinem wunderſamen Weben und Wallen — iſt er ſchön? Oder der Sommer mit dem reichen Wechſel ſeiner Scenerie, vom Gewitterſturme bis zu jenen entzückenden Abenden, die unſre Seele erfüllen — iſt er ſchön? Oder der früchteſchwere Herbſt, der im Sonnenglanze eines heitren Tages mit tauſendfachen Kryſtallen prangende Winter — iſt er ſchön? Müßige Frage! Nun: in Schaumbergers Dichtungen haben wir ein Abbild des ewigen Dichterurbildes Natur, ein Nachbild mit allen den Wechſeln und Wandlungen des Vorbildes: vom Heiteren zum Erhabenen, vom Lieblichen zum Furchtbaren, — die Natur

in ihrer freundlichſten, aber auch in ihrer feindlichſten Geſtalt, aber immer und überall — die Natur!

Und hierin liegt Schaumbergers Bedeutung, hierin ſeine Beſonderheit, hierin ſelbſt ſeine Verſchiedenheit von faſt allen anderen Dorfgeſchichtendichtern.

Reale Wahrheit! das iſt die Signatur ſeiner Schriften. Das große Goetheſche Dichtungsprinzip: die Dinge auf ſich wirken zu laſſen, in ſich aufzunehmen und wiederzuſpiegeln im Worte, iſt auch von Schaumberger verlebendigt worden. Er giebt uns Menſchen von Fleiſch und Blut, keine Phantaſiegebilde, lebensvolle, warmblütige Naturen, keine Schemen. Seine Bauern denken, wie eben Bauern denken, reden und handeln wie Bauern. Es ſind keine Philoſophen im Zwillichkittel, die etwa die Weltauffaſſung Spinozas predigen, auch keine fein lackierten Salonbauern, wie ſie ſchriftſtellernde Damen ſo gern paradieren laſſen, friſch gewaſchen und ſauber gekämmt. Es ſind auch keine Heroen der Leidenſchaft; wir finden darunter keinen Hamlet, Othello, Lear, Fauſt oder Manfred. Aber es ſind Menſchen mit allen Regungen der Menſchenſeele, den guten und böſen, Menſchen, vom Dichter mit allen ihren ungemilderten Härten und Zacken hingeſtellt, oft mehr an die Rauheit der Felſennatur erinnernd als an freundlichere Naturgebilde. Sehr wilde Naturen ſind es zumeiſt, in denen die Leidenſchaften in großen Wellen ſchäumen, ja überſchäumen.

Ein Vorwurf kann hier dem Dichter gemacht werden: daß er die finſteren Seiten des Seelenlebens zu oft hervorkehrt, zu grell beleuchtet, daß er zu viel Grau und Schwarz auf ſeiner Palette führt (vgl. „Fritz Reinhardt“, „Vater und Sohn“). Ja, man kann dieſen Vorwurf erweitern und ſagen: hie und da ſind die Ausbrüche der Leidenſchaftlichkeit in einzelnen Charakteren übertrieben (vgl. Walter, Jockenhannes, Wagnerspaule, Herrnbauer, Beckenkarl, Fritz Reinhardt, Schreinersfrieder, Annelies u. a.). Gewiß iſt manches zu ſehr auf die Spitze geſtellt. Aber man verzeiht das dem Dichter, man iſt leicht geneigt, es auf Rechnung ſeines jugendlichen Feuers, ſeines energiſch angelegten, ungeſtümen Naturells, ſeines un-

günſtigen, oft gewaltſamen Entwicklungsganges *) zu ſetzen, wenn man daneben wieder Geſtalten begegnet, die wie aus einem Guſſe erſcheinen, wahrhaft künſtleriſch gedachten und ausgeführten Gebilden voller Maß und Harmonie (vgl. Schulbauer, Anna, Helene, Lichtennikele, Juſtizrat Stein, Schneider, Schreinersjohannes und Auguſte, Lorz mit Familie, die Hirtenhausbewohner, vor allem Hansnikel, die meiſten Figuren der „Bergheimer Muſikantengeſchichten"). Dieſe Zeugniſſe der hervorragenden Begabung des Dichters für Charakterſchilderung gehören meiſt ſeinen erſten Werken an, die etwas verzeichneten Geſtalten dagegen der Dichtung, die er als todkranker Mann in neun Monaten niederſchrieb, dem Roman „Fritz Reinhardt". Iſt es zu verwundern, wenn die Stimmung der Krankenſtube Blick und Hand des Dichters in etwas beeinflußte? Wohl kaum. Man fühlt ſich eher zur Bewunderung hingeriſſen durch die Erwägung, wie Schaumberger in dieſer entſetzlichen Situation ein Werk von ſo großartigem Wurfe, von ſolcher Kraft und teilweiſe auch Schönheit der Ausführung ſchaffen konnte.

Doch in der pſychologiſchen Feinheit und Wahrheit, wie man ſie Schaumberger zuerkennen muß, liegt nicht der hinreißende Zauber, mit dem jeder echte Dichter die Herzen umſtrickt, beſeligt und läutert. Bei dem Dichter ſuchen wir vielmehr inſtinktiv nach jenem undefinierbaren Etwas, das wie ein göttlicher Odem das Gedicht durchdringt. Es iſt ein Inbegriff aller Schönheit, Reinheit und Größe. Überall in der Natur iſt es ausgeſtreut, in der Lieblichkeit des Lenzes wie in den Schauern der Sturmnacht. Im Größten fand es Shakeſpeare, im Kleinſten Stifter. Und aus der Natur zog es hinüber in das weite Gebiet der Kunſt. Aus den Volksliedern aller Nationen weht es uns urkräftig an, mit ehernem Tritte ſchreitet es einher bei Homer und den griechiſchen Tragikern, es quillt uns frühlingsduftig entgegen aus Anakreon, Horaz, Tibull, Catull und ſeitdem zwei Jahrtauſende hindurch

*) Vgl. Kap. XI., Seite 279.

aus den Geiſtesblüten aller Nationen, für uns Deutſche am hinreißendſten aus den unſterblichen Geſängen unſeres Goethe.

Als ſeelenvoller Klang ſchlägt es an das entzückte Ohr aus Bach, Beethoven, Mozart und allen großen Tondichtern bis herab auf Schumann und Wagner; mit überirdiſchem Glanze ſchimmert es dem kunſtliebenden Auge entgegen in Rafaels „Sixtiniſcher Madonna“ und verwandten Kunſtſchöpfungen, in den hehren Bildwerken der Antike. Bei allen großen Dichtern in Wort, Ton, Farbe oder Stein finden wir es, bei allen denen, die als leuchtende Malzeichen die einzelnen Epochen der Kunſtgeſchichte aneinander knüpfen. Wir nennen es — Poeſie.

Daß dieſes erſte und höchſte Merkmal einer echten Dichtung auch in ſeinen Schöpfungen zu finden ſei, glaubte Schaumberger in beſcheidenem Maße. Demütig genug ſprach er davon in dem Briefe an Zwißler vom 18. Oktober 1873 und in dem Schreiben an Doktor Friedrich Hofmann vom 17. Dezember 1873. Und nun leſe man: „Fritz Reinhardt“, Kapitel 1, 2, 9, 13, 20, 23, 24, 32, 35, 44, 49, „Im Hirtenhaus“, Kapitel 1, 17, 28, „Vater und Sohn“, Kapitel 4, 12, 14, 15, 17, „Zu ſpät“, Kapitel 2, 5, 6, 7, 15, 17, 18, „Umſingen“, Kapitel 1, 2, 7, „Glückliches Unglück“, Seite 52 bis 62, „Der Dorfkrieg“, Seite 190 bis 209, „Eine Weihnacht auf dem Lande“, Seite 1 bis 17, Seite 41 bis 58, „Aus dem Krankenzimmer“, Seite 170—176: da ſind genug Stellen, in denen das Gold wahrer Poeſie hell und rein aufglänzt, wie etwa das Bild der Sonne im wallenden Strome. Charakteriſtiſch für Schaumbergers Weiſe iſt, daß ſich dieſe dichteriſch ſchönſten Epiſoden gern anlehnen an die poetiſchen Naturlaute des Volksliedes. Aus der Berührung mit der Volkspoeſie ſchöpfte der Dichter, ein zweiter Antäus, neue Kraft und Belebung.

Schaumbergers Erzählungen machen ſo ſehr den Eindruck des thatſächlich Erlebten, die meiſten der in ihnen geſchilderten Menſchen ſind ſo greifbar nach der Wirklichkeit gezeichnet, daß man ſich unwillkürlich fragt: Welches Fleckchen deutſcher Erde birgt ſie? Die Antwort darauf kann ziemlich genau gegeben

werden. Das faſt in allen Erzählungen wiederkehrende Bergheim iſt in der Hauptſache Weißenbrunn vorm Walde, die Heimat des Dichters. Hier iſt faſt alles zu finden, was Schaumberger an verſchiedenen Stellen mit der Heimatliebe des echten Thüringers ſchilderte: die altertümlich gebauten Gehöfte und Häuſer, die Kirche mit dem ſchlank anſteigenden Turme, der Lindenbach, die üppigen Obſtgärten, die Berge im Weſten, hier Linden- und Koppelsberg geheißen, mit dem vorgelagerten Kulm, dem zwiſchen beiden Bergen ſich hinaufziehenden Steinſchrot, dem Waldbrünnlein in tiefer Schlucht, der „Kanzel", dem Muſikantenplatze; da iſt ferner der Dorfteich, der Heckenweg, die Schlucht des Lindenbaches hinter dem Herrnbauershofe, das von Schaumberger bis ins kleinſte kopierte Hirtenhaus, die Schule mit Vorgarten und Laube, die Kirche mit dem gutgehaltenen, größeren Orgelwerke, das Schuſtershäuschen vor dem Dorfe, über welches der Dichter ſo meiſterhaft die ganze „Poeſie der Armut" auszugießen verſtand („Zu ſpät", Kap. 5). Weißenbrunn benachbart liegt Almerswind mit dem Eiſenhammer, von Schaumberger Sülzdorf genannt, mit dem Kirchdorfe durch den „Sülzdorfer Kirchſteig" verbunden; höher hinauf erſtrecken ſich die fünf Bergdörfer; mit Schottendorf iſt das Städtchen Schalkau, mit Haidach Rodach, mit der Hauptſtadt Coburg gemeint. Noch manche andre lokale Beziehung könnte man bei genauem Nachforſchen in Weißenbrunn und Umgegend auffinden.

Meiſterhaft hat der Dichter in ſeinen prächtigen Naturſchilderungen den Geſamtcharakter ſeiner Heimat getroffen; ſo ſchön er die liebliche Thüringerwaldlandſchaft mit Worten malte, ſahen wir ſie im goldigen Lichte eines klaren Auguſtnachmittages vom Koppelsberge aus vor uns liegen. Gradezu entzückend traten die herrlich geſchwungenen Linien der blauen Waldberge hervor, die ſich um den dominierenden Bleßberg gruppieren! Wie ein Idyll lag das Dörflein Bergheim-Weißenbrunn in ſeinem Baum- und Heckengrün verſteckt. Wahrlich, das iſt ein wunderſames Stückchen deutſcher Erde, wert, von vielen gekannt zu ſein.

Eine recht gute Überſichtskarte des Landſtriches, deſſen

Beſonderheit Schaumberger in ſeinen Erzählungen dem deutſchen Volke offenbarte, giebt „Griebens Reiſebibliothek“ in der neueſten Ausgabe von Thüringen. Hier ſind auch alle Orte zu finden, die in dem Leben des Dichters als äußerliche Markſteine hervortreten: Neuſtadt an der Heide, Weißenbrunn, Coburg, Einberg, Ahlſtadt.

Nicht ganz ebenſo genau decken ſich die von Schaumberger geſchilderten Perſonen mit denen, die in Weißenbrunn lebten oder noch leben. Hier ließ der Dichter vieles ineinander fließen aus allen Orten, wo er gelebt: aus Einberg, Ahlſtadt und Weißenbrunn. Einzelne Perſonen gehören allerdings Weißenbrunn ausſchließlich an, z. B. die meiſten Bauernfiguren und die Muſikanten, wenngleich der Dichter auch bei dieſen manche Charakterzüge aus eigner Phantaſie einſchaltete, ſodaß eine abſolut zutreffende Wiedererkennung ſo gut wie ausgeſchloſſen iſt. Andre Geſtalten ſind nicht auf dem Boden von Weißenbrunn nachzuweiſen, wie der Schulbauer in „Fritz Reinhardt“, deſſen Urbild der Sage nach bei Ahlſtadt gelebt haben ſoll. Die „Waſſermaus“, die im „Hirtenhaus“ ihr Weſen treibt, „giftig wie eine Kröte und biſſig wie ein Kettenhund“, gehört gleichfalls nicht nach Weißenbrunn.

Im allgemeinen bleibt es eine mißliche Sache, Schaumbergers Perſonen deuten zu wollen, ſo ſehr man ſich durch ihre augenfällige Realität dazu verlockt ſieht. Jeder Leſer von Diskretion begreift, daß es ſelbſt für einfache Landleute ein unbehagliches Ding ſein muß, abkonterfeit und ausgeſtellt zu ſein im Bilderſaal der deutſchen Litteratur.

Wie auf einer Reiſe viel darauf ankommt, an welchem Punkte man in eine reizvolle Landſchaft eintritt, ſo iſt es auch nicht gleichgiltig, an welchem Ende man einen Dichter anfaßt. Gerade für die erſte Bekanntſchaft mit einem Poeten iſt es weſentlich, daß man ſein Beſtes zuerſt lieſt. Man will gewonnen ſein für den bisher noch Ungekannten; ſeine Vorzüge ſollen uns auf kleinem Raume zuſammengedrängt entgegentreten. Weiß er beim erſten Bekanntwerden ſchon den Leſer zu elektriſieren, dann hat er gewonnenes Spiel. Immer und

immer wieder kommt das Gedenken an den erſten Genuß aus den verborgenen Tiefen der Seele herauf und mahnt, mehr von der Art zu leſen; dann ruht man ſicher nicht eher, als bis der Brunnen ausgeſchöpft iſt. Und in dieſem Drange, den Dichter ganz kennen zu lernen, nimmt man pietätvoll auch das mit in Kauf, was nicht ganz auf der Höhe der zuerſt geſchauten Schönheiten ſteht. Man achtet den Dichter deswegen nicht gleich gering, weil er einmal matte Stellen hat. Auch die größten Genies, Shakeſpeare, Goethe, Schiller, Jean Paul u. a., haben ja ihre ſchwachen Momente gehabt.

Will man am bequemſten Schaumbergers Eigenart erfaſſen, ſo beginne man mit „Im Hirtenhaus“. Das iſt eine in ſich geſchloſſene, von dem herrlichſten Geiſte erfüllte Novelle, die Schaumbergers Dichterindividualität in nuce offenbart. Kaum geringer iſt „Vater und Sohn“ zu achten. Beide Erzählungen ſind Trauerſpiele aus dem ſozialen Leben unſrer Zeit; hier ſteht dem Dichter die Thräne des Mitleids im Auge; der tiefſte, heiligſte Ernſt ruht über dieſen Dichtungen. Die „Bergheimer Muſikantengeſchichten“ ſind das Gegenbild dazu; ſie verſetzen den Leſer in eine ganz andre Atmoſphäre. Da läßt der Dichter ſeinem Humor, ſeinem Witz, dem ganzen Mutwillen ſeines Thüringer Naturells die Zügel ſchießen; ein herzgewinnendes Lächeln ſchwebt um ſeinen beredten Mund, der Schalk blitzt ihm aus Augen und Mienen. Man kann es kaum glauben, daß der Dichter, der eben erſt jene tragiſchen Stoffe behandelte, aus demſelben Geiſte dieſe urwüchſige, geſunde Komik zu Tage förderte. Was in den angeführten drei Werken geſondert zur Geltung kam, Ernſt und Scherz, das Spiel der tragiſchen und der komiſchen Muſe, das hat der Dichter vereinigt walten laſſen in „Fritz Reinhardt“. Eben der beſtändige Wechſel zwiſchen Tragik und Komik, zwiſchen Schatten und Licht, zwiſchen Gewitterſturm und Sonnenſchein iſt es, der das Intereſſe aufs lebhafteſte wach erhält bis zum letzten Blatte der Dichtung. Nach „Fritz Reinhardt“ bleibt noch „Zu ſpät“ übrig, ein ergreifendes Charaktergemälde, die Geſchichte einer wilden, trotzigen Mannesſeele, die erſt das Unglück läutert.

Im 9. Bande der „Geſammelten Werke“ findet ſich die pſychologiſch intereſſante, teilweiſe mit Stifterſcher Simplizität und Feinheit ausgeführte Kindergeſchichte: „Eine Weihnacht auf dem Lande“, die eine neue Seite von Schaumbergers umfaſſendem Talente offenbart.

Die größtgedachte und gehaltvollſte, die für Schaumbergers mächtige Dichterkraft am beredteſten zeugende Schöpfung iſt „Fritz Reinhardt“. Leider ließ der nahende Tod dem Dichter nicht Zeit, dieſem Romane die künſtleriſche Vollendung zu geben, die beiſpielsweiſe dem „Hirtenhaus“ und „Vater und Sohn“ eigen iſt. Um ein Gleichnis aus einem andren Kunſtgebiete herüberzunehmen: der Erzguß war vollendet; nun wollte der Künſtler die Feile zur Hand nehmen, die Unebenheiten zu glätten, die zufälligen Abſchweifungen zu beſeitigen, welche die Schönheitslinie alterierten. Der Tod nahm ihm die Feile aus der Hand, und „Fritz Reinhardt“ blieb, wenn auch äußerlich fertig, für das feinere Auge ohne letzten Schliff. Der kritiſche Blick des Leſers muß die unterbrochene Arbeit des Dichters fortſetzen. Aus Vergleichung mit „Im Hirtenhaus“, „Vater und Sohn“ und den „Bergheimer Muſikantengeſchichten“ iſt leicht zu erraten, was etwa der Dichter bei nochmaliger Durchſicht und Überarbeitung geändert oder entfernt hätte. Nur auf Nebenſachen, auf ſtiliſtiſche Details z. B., konnten ſich dieſe Korrekturen erſtrecken; vollendet iſt die Dichtung im Weſentlichen, in der Charakteriſtik, im Bau der Scenen, hinſichtlich der Stimmung, die der Dichter darüber ausgoß. Markig und kraftvoll, geſund durch und durch, ſtrotzend von Leben: ſo tritt uns der lange Zug urwüchſiger Menſchen in „Fritz Reinhardt“ entgegen, jede einzelne Geſtalt ein Bild für ſich und alle zuſammen in ihren vielfach verſchlungenen Beziehungen eine unerſchöpfliche Menge von Gruppenbildern ſtellend. Zehn minder begabte Dichter könnten von dieſem Reichtum zehren.

Die anſprechendſten Geſtalten des Romans ſind: der kraftvolle Fritz Reinhardt und ſeine Braut Anna, eine herrliche Geſtalt aus dem Volke; der edle Stadtlehrer Richard Braun und ſein holdes, treues Weib Helene; der Schulbauer, ein

Philoſoph im Bauernkleide, und die Schulbäuerin (nicht zu verwechſeln mit den gleichnamigen Perſonen in „Vater und Sohn“); der Lichtennikele und ſein Weib, die ſtille Dulderin; Juſtizrat Stein; der Lehrer Schneider von Dammsbrück.

In virtuoſer Weiſe tritt ferner das Charakteriſierungstalent Schaumbergers bei den Perſonen hervor, in denen alle böſen Leidenſchaften ſeines Volksſtammes ausgeſtaltet ſind, vom religiöſen Fanatismus bis zu teufliſcher Bosheit und Niedertracht. Wüßte man nicht aus Otto Ludwigs „Zwiſchen Himmel und Erde“ und „Thüringer Naturen“, daß der dortige Volkscharakter ſolch' gewaltige Seelen-Aufregungen und -Ausſtrömungen zuläßt, ſo würde man hier manchmal den Dichter der Übertreibung zeihen. Geſchniegeltes Weſen, Politur, ſogenannte Weltbildung ſuche der Leſer bei dieſen Naturen nicht. Hier platzen elementare Gewalten aufeinander, die machtvoll in den Menſchenſeelen wirken, die der Dichter mit grandioſem Überblick erfaßt, in nahezu genialem Wurfe hinſtellt. Anziehend kann ſolche Malerei der Nachtſeiten im Seelenleben niemals wirken; aber lernen kann man viel daraus. Und ein imponierendes Zeugnis für Schaumbergers intuitiven Scharfblick bleibt es, daß er das zu ſchreiben vermochte in ſo jugendlichem Alter, als ein kaum Dreißigjähriger.

Zu den Charakteren dieſer zweiten Kategorie gehört der Fanatiker Walter, ein durchaus unſympathiſcher, aber meiſterhaft angelegter und durchgeführter Charakterkopf. Viel tiefer als er, weil nicht durch das Medium höherer Geiſtesbildung gemäßigt und in notdürftigen Schranken gehalten, ſtehen die Bauerncharaktere. Der Herrnbauer iſt eine erbitterte, auf der Bahn des Böſen immer weiter treibende Natur. Sein Verführer, der Jockenhannes, nicht ganz ohne gute Züge, iſt durch ſeine grobſinnliche Natur in einen wahren Rattenkönig von Bosheiten verſtrickt. Wagnerspaule, der Mephiſto, der wiederum den Jockenhannes verhetzt, iſt die inkarnierte Verruchtheit. Einen erbärmlichen Heuchler und Zweiachſelträger ſehen wir im „Uhrmacherle“, einen vom böſen Gewiſſen gepeinigten Säufer im Simesſchuſter. Mit dieſen Führern bildet eine ganze Kohorte

ähnlich Geſinnter die Partei der „Wilden“. Das ſind widerliche, abſtoßende Erſcheinungen, denen man etwa die gleichen Empfindungen entgegenbringt wie einem giftigen Wurm; aber doch ſind es wirkliche Geſtalten aus dem Volke in ſeiner abſteigenden Entwicklung. Wir kommen mit all' unſrem Optimismus nicht um die traurige Thatſache herum, daß es Menſchen giebt, die zu Teufeln geworden ſind und nun nach des hohen Dichters Wort „mit dem Entſetzen Scherz treiben“. Faſt noch unmittelbarer und kräftiger als bei Berthold Auerbach ſpringen dieſe verwegenen Charaktere Schaumbergers plaſtiſch hervor auf dem geſchickt gewebten Untergrunde alltäglicher Begebniſſe: markige Reliefs in dem großangelegten Fries der bedeutſamen Romandichtung.

Vortrefflich ſind dem Dichter auch die Perſonen gelungen, welche urſprünglich auf der ſchmalen Grenzſcheide zwiſchen gut und böſe dahinwandelten. Nach ſchweren Kämpfen erſt laſſen ſie ſich hinüberziehen auf die Seite der Guten; ſchließlich gehen ſie aus allen Anfechtungen als geläuterte, abgeklärte Naturen hervor. „Gemiſchte Charaktere“ nennt ſie Gutzkow in ſeiner Vorrede zum „Zauberer von Rom“. Die Mehrzahl der Menſchen beſteht aus derartigen Miſchnaturen. Es gehören in dieſe dritte Gruppe: die Jockenline und ihr ſpäterer Gatte Robert Schulz, der religiöſe Grübler Karl, der in die Schlingen des dämoniſchen Jockenhannes fällt und erſt von Reinhardt daraus befreit wird, ſelbſt ſeine Braut Margarete, deren von Haus aus brave, aber heftige Natur manche Wandlung durchzumachen hat. Andre Charaktere, die mehr oder weniger einer der drei bezeichneten Kategorien angehören, aber weniger in den Vordergrund treten, übergehen wir hier.

Schaumberger war Pädagog; darf es da befremden, wenn in ſeinem Romane das Leitmotiv ein pädagogiſches iſt? Alle ſeine Werke haben eine reale Grundlage. Irgend etwas aus dem wirklichen Leben, zumeiſt einen Übelſtand, faßte er feſt ins Auge, und um dieſen Kern konzentrierte ſich nun ſein Dichten, kryſtalliſierten ſich ſeine poetiſchen Gebilde. Aus dieſem Quellpunkte dichteriſchen Schaffens heraus entwickelte ſich

die Idee, welche bei Schaumberger jedesmal die Dichtung durchzieht von der ersten bis zur letzten Seite; aus dem Verfolge dieser Idee heraus gliederte sich das Ganze, gestaltete sich das Einzelne. Eine überaus reiche Phantasie trug dem Dichter mit spielender Leichtigkeit die Einzelzüge zu für Gestalten und Situationen, wie er sie gerade brauchte. Sein Standpunkt mitten im Volksleben bewahrte ihn meist vor Ausschreitungen und Entartungen der geschäftig thätigen Einbildungskraft und zeigte der schaffenden Phantasie die jedesmalige Grenze. So blieb das dichterische Erzeugnis bei aller drastischen Wucht und Energie immer naturwahr.

In „Fritz Reinhardt“ sind es zum großen Teile die Notstände der Lehrerwelt, welche der Dichter zur Anschauung bringen wollte. Nicht erst Schaumberger hat die Lehrer in die Litteratur eingeführt. Eine ganze Reihe der besten Dichter hat das vor ihm gethan, wenn auch meistens nur episodisch. Früher, im Zeitalter des Litteraturverderbers Kotzebue und auch noch manches Jahr darnach, beliebte es den Herren von der Feder, den „Schulmeister“ als lustige Person, als Prügeljungen u. dgl. hinzustellen. Das ist in der neueren Litteratur anders geworden. Goethe, Jean Paul, Stifter, Gutzkow, Auerbach, Heyse, Stolle, Raabe, Turgenéw, Dickens, Björnson, Bret Harte u. a. haben Vertreter des Lehrerstandes in sehr ehrender Weise dargestellt; dagegen wollen andre Bilder aus der Lehrerwelt, z. B. die von Mosenthal („Deborah“) und Anzengruber („Pfarrer von Kirchfeld“), nicht viel besagen. Gutzkow, der erste Romandichter der Neuzeit, versuchte zuerst, ein Bild des ganzen Standes zu geben in dem geistreichen Roman: „Die Söhne Pestalozzis“. Zwar stellt er ein fesselndes, hochinteressantes Gemälde hin — aber eine erschöpfende Darstellung gab er nicht; er schilderte in der Hauptsache Institutspädagogen, studierte Lehrer, nicht aber Volksschullehrer. Zudem fehlte ihm eins: er stand nicht mitten drin im Lehrerstande, er kannte nicht aus eigenster Erfahrung dessen Freuden und Leiden; das Lehrerblut, die Lehrerseele war nicht in ihm; nur von außen drang das Wehen pädagogischen Geistes an sein Ohr.

Ganz anders Schaumberger. Er hätte ſich wohl niemals mit Gutzkow, dem gewaltigen Geiſteskämpen, verglichen; aber das hatte er in dieſem Falle vor ihm voraus, daß er mitten drin ſtand im Schulleben, daß er es aus eigner Amtspraxis kannte in ſeinen Höhe- und Tiefpunkten, in ſeinen mäandriſchen Windungen und Labyrinthen, in ſeinen Sackgaſſen, ſeinen Ruhe- und Ausſichtspunkten. So konnte er der deutſchen Lehrerwelt das Buch ſchenken, das eine Epopöe ihres Leidens und Ringens genannt werden darf.

Dieſes Wort der Anerkenung gilt von dem Roman im großen und ganzen; im beſonderen muß grade bei dieſem Teile der kritiſchen Betrachtung Proteſt erhoben werden. Sowohl in der Schilderung einzelner Glieder des Lehrer-, als auch des geiſtlichen Standes hat Schaumberger Fehler nicht vermieden: Übertreibung, Einſeitigkeit, ja offenbare Ungerechtigkeit. Das mußte verletzend wirken, mußte der bedeutenden Dichtung gerade da Boden entziehen, wo ſie zu wirken beſtimmt war. Wenn es nun einmal im Plane des Dichters lag, einen Walter zu ſchildern, dann mußte er im Intereſſe der Wahrheit und Gerechtigkeit Gegenbilder aus demſelben Stande ſchaffen; er mußte z. B. den edlen Treumann als Hauptperſon, nicht bloß als epiſodiſche Figur einführen. Die beiden Konferenzen, ſo draſtiſch ſie wirken, konnten wegbleiben, ohne daß das organiſche Gefüge des Romans dadurch Einbuße erlitten hätte. Hier verirrt ſich die Charakterzeichnung denn doch wohl oft zur Karrikatur. Wer Schaumberger nicht aus ſeinen andren Werken kennt, wer nicht von da die Milde, Gerechtigkeit und Humanität ſeines Weſens in ſich aufgenommen hat, muß nach dieſen Partien in „Fritz Reinhardt“ ganz irre an ihm werden. Hätte Bagge, Schaumbergers weiſer Mentor, noch gelebt, er würde eine ſolche polemiſche, verletzende Darſtellung nie haben paſſieren laſſen.

Das Gemälde modernen Lehrertums in „Fritz Reinhardt“ will die Zuſtände am Anfange der ſechziger Jahre ſchildern, einer Epoche alſo, die heute bereits hinter uns liegt, die viele indes mehr oder weniger mit durchlebt haben. Prüfen wir,

wie Schaumberger die hiſtoriſch gewordene Entwicklungsperiode deutſcher Schulverhältniſſe hinſtellt.

Da iſt zunächſt der Held des Romans, Fritz Reinhardt. Einen fertigen Charakter, einen Idealmenſchen in ihm zu zeichnen, hatte der Dichter wohl nicht im Sinne; im Gegenteil war es ſeine Abſicht, den Werdeprozeß eines Mannescharakters darzuſtellen. Auf der einen Seite reiche Geiſtes- und Gemütsanlagen, Sinn und Begeiſterung für alles Gute, Wahre, Schöne, Verſtändnis für die reale Welt und doch ein Streben nach dem Ideale, ein eiſerner Wille, eine unverſiegbare Thatkraft — und auf der andern Seite eine von Vorurteilen und Engherzigkeiten beſtimmte Jugenderziehung, eine auf geiſtige Unfreiheit abzielende Seminarbildung, die denkbar ungünſtigſten Amtsverhältniſſe: das ſind die ſich bekämpfenden, die wie zwei Mühlſteine aneinander ſich reibenden Faktoren dieſes Lehrerlebens. Es iſt ein Heldenkampf auf engem Schlachtfelde, der hier gekämpft wird; aber er endet nicht mit einer Niederlage, ſondern mit dem glorreichſten Siege, nicht mit der Einbuße der edlen Güter, die einem Mannesleben Würde verleihen, ſondern mit der ſtrahlendſten Bewährung derſelben. Fritz Reinhardt iſt ein Typus des nach innerer und äußerer Freiheit ringenden jungen Lehrers.

Mancherlei Schlacken hat auch er auszuwerfen; er irrt; er fehlt in Nebendingen; er ſchießt in allzu ſtarkem Thatendrange, in übermächtigem Rechtstriebe, in ungeſtümem Jugendfeuer manchmal über das Ziel hinaus; er hat ſeine Kriſen. Aber das iſt einfach menſchlich; das Gegenteil wäre die alte Lüge, die wir ſo oft in Dichtungen finden: die bekannte engelhafte Tadelloſigkeit. Überlaſſen wir dieſe Weiſe ſchriftſtellernden Damen, die das Bedürfnis haben, ihre Helden anzuputzen und auszuſtaffieren. Für dergleichen litterariſche Geſchmacksverderbnis kann es kein wirkſameres Gegengift geben als Schaumbergers urkräftige, kerngeſunde, durch und durch natürliche Dichtungsweiſe.

Wir können getroſt die Schwächen in Reinhardts Weſen aufdecken; er verliert deswegen nicht in ſeiner Totalwirkung.

Denn in der Hauptſache geht er die richtigen Wege. Er überwindet die Kriſen; zu immer kräftigerer Geſundheit ringt ſich ſein innerer Menſch durch. Er ſtößt die Schlacken aus; das ſtrahlende Erz eines edlen, großen Charakters blitzt uns zuletzt entgegen. In dieſer Vollendung des inneren Seins, in dieſer Hoheit der Geſinnung und That präſentiert uns der Dichter ſeinen Fritz Reinhardt am Schluſſe von „Vater und Sohn“ und ſchafft damit eine der anſprechendſten Geſtalten der neueren deutſchen Litteratur.

Doppelt lieb gewinnt man das ſchöne Menſchenbild, wenn man zuvor aus der Lektüre von „Fritz Reinhardt“ erfahren hat, wie ſich dieſes klare Leben aufbaute, wie es das Reſultat ernſteſter, entſagungsvollſter Arbeit an ſich ſelbſt geworden iſt. Großen Einfluß auf die Hinanbildung Reinhardts zum idealen Menſchendaſein hat Anna, in „Vater und Sohn“ als Schulbäuerin, in „Fritz Reinhardt“ als Lehrersbraut und -Gattin eingeführt. Anna iſt ohne Frage des Dichters beſte weibliche Figur, eine dichteriſche Leiſtung erſten Ranges, umwoben von dem ganzen Zauber, von der vollen Poeſie deutſcher Weiblichkeit. Wo auch ſie immer auftritt: ſtets iſt ſie anmutend, eine wahrhaft herzerquickende Geſtalt aus der Mädchenwelt des Dorfes. Wer Vautiers reizendes Bild „Tanzpauſe“ kennt, glaubt unwillkürlich in der Schönſten aller Schönen die Herrnbauersanna zu erblicken. Ohne Frage: die Anna-Kapitel des Romans ſind alle von wunderbarer Schönheit, natürlich und einfach aufgebaut und doch hinreißend in ihrer Wirkung.

Man hat geſagt, und dieſe Anſicht hat ſich bis jetzt erhalten und iſt bei ſummariſchen Kritiken Schaumbergers immer wiederholt und betont worden: Fritz Reinhardt ſei Schaumberger ſelbſt, der Roman ſei die Darſtellung ſeines eignen Lebens. Aus unſrer wahrheitsgetreuen, auf lauter unanfechtbaren Dokumenten baſierten Darſtellung erſieht der Leſer, daß dieſe Unterſtellung nicht wahr iſt, wenigſtens nicht in dieſem weitgehenden Sinne. Schaumbergers Lebensgang war viel einfacher, viel weniger romanhaft als der Reinhardts. Daß er ſelbſt gar nicht an eine Autobiographie in „Fritz Reinhardt“

dachte, beweiſt ſchlagend die Thatſache, daß er für die Zukunft eine Darſtellung von ſeinem und Magdalenens Leben plante, zu der ſchon der Titel gefunden war: „Aus unſerm Leben oder: Frauenliebe und -Treue.“ Der Tod hinderte ihn an der Ausführung. Allenfalls könnte man ſagen: „Fritz Reinhardt“ iſt das Gefäß geworden, in das Schaumberger ſeine pädagogiſchen Anſichten, Reſultate und Wünſche niederlegte.

Nun, könnte man kalkulieren, ſo hat der Dichter wenigſtens ſeinen geiſtigen Habitus dem Fritz geliehen. Auch das iſt nicht richtig. Die beiden Perſönlichkeiten decken ſich nicht. Die Wahrheit iſt vielmehr: Wie einſt Jean Paul die zwei Gegenpole ſeines Weſens ausgeſtaltete in Walt und Vult, ſo ſpaltete auch Schaumberger ſein Weſen in Reinhardt und Braun. Nicht Reinhardt, nicht Braun, ſondern Reinhardt und Braun ſtellen ungefähr den wirklichen Schaumberger dar, natürlich auch nur ſoweit, als die Dichtung das Leben kopieren darf.

In „Fritz Reinhardt“ iſt viel gedeutet worden. Es ſind eben ſo ſehr viele ſcharfgeſchnittene, mit allen Zeichen wirklichen Lebens ausgeſtattete Charakterköpfe da, daß man unwillkürlich nach den Urbildern ſuchte. Dieſe inſtinktive Meinung iſt denn auch auf richtigem Wege. In dem Hefte, welches Schaumbergers Dispoſition zu „Fritz Reinhardt“ enthält, giebt der Dichter ſelbſt die Erklärung einiger fingierter Namen. Er nennt die wirklichen Namen von Walter, Treumann, Stolz, Härtel, Reuter, Preſſel, Höhn, Berghold, Hofmann, Althans, Streit, Liebermann, Roth, Richter, Weißbrod, Fiſcher, Dieſherr, Müller. Hier ſei nur nochmals erwähnt, daß Treumann identiſch mit Bagge iſt. Nach dem Leben ſind ferner gezeichnet: Schulz, der Schulbauer, der Herrnbauer, Beckenkarl und Margaret, der Blümlesſchuſter, Jockenhannes und wohl auch ſein Anhang, Schneider von Dammsbrück, der Lichtennikele und ſo manche weniger hervortretende Figur. Doch ſind überall fremde Züge mit eingemiſcht, ſodaß eine Wiedererkennung wirklicher, jetzt noch lebender oder bereits verſtorbener Perſonen ſo gut wie unmöglich iſt. —

Schaumberger war ein Märtyrer ſeines Standes: ſo läßt

ſich mit einem Worte die Summe ſeiner Exiſtenz ziehen. So kurz ſein Erdenwallen war, ſo reich war es an titaniſchem Streben, an machtvoller Talententfaltuug. aber auch an unermeßlichem Schmerze. Frühe mutterlos, in ſeiner Geiſtesbildung gehemmt, nach kurzem Eheglücke am Sarge des geliebten Weibes trauernd, zuletzt in unheilbarer Krankheit lange, ſchreckliche Jahre dahinſiechend, inmitten einer Welt voll dichteriſcher Pläne endlich aus einem qual- und kummerbeladenen Leben ſcheidend: ſo zeigt er uns ſein kampfzerriſſenes, ſchmerzensmüdes Antlitz.

Ein Kämpfer und Dulder iſt er geweſen, dem faſt keine Art des Leides erſpart blieb. Den kraftvollen Kämpfer zeigte er uns in Reinhardt, den Dulder in Braun. Er entnahm ſeinem eignen Weſen gewiſſe Züge und geſtaltete daraus einen neuen, von Reinhardt merklich verſchiedenen Typus deutſchens Lehrertums.

Braun iſt ein vielſeitig gebildeter Geiſt, voll Enthuſiasmus für das Ideale, außergewöhnlich tüchtig in ſeinem Berufe, erfüllt von treuſter Liebe zu Weib und Kind. In ſeinen Anſchauungen über das Lehramt, in ſeiner Begeiſterung für Hebung des Standes, in ſeinem Drange, in der Schule das Höchſte zu leiſten, weht ein herzerfriſchender idealer Hauch. Aber wie alle Idealiſten denkt er zu wenig an ſich; er kennt keine Schonung ſeiner ſelbſt und ruiniert im Eifer des Arbeitsdranges ſeine Geſundheit. Wir ſehen den edlen Mann ringen mit dem alten Lehrerfeinde, der materiellen Not; wir hören die Klage ſeines treuen, hochherzigen Weibes Helene. Es iſt das erſchütternd und zugleich zur Vorſicht mahnend.

Wie manche ſchöne Kraft im Lehrerſtande fällt allzugroßer Begeiſterung zum Opfer! Zwar macht gerade dieſer fortreißende Zug, dieſes titanenhafte Vorwärtsſtreben Lehrergeſtalten wie Reinhardt und Braun unſeren Herzen lieb und wert; dieſer Peſtalozziſche Geiſt der Aufopferung für die erhabene Idee der Menſchenbildung iſt vielleicht der großartigſte Zug im Weſen des echten Lehrers; aber ſolche Berufserfaſſung iſt oft gleichbedeutend mit — Märtyrer ſein. Schaumberger hat das an ſich erfahren. Er fiel als ein wackrer Streiter auf dem

Kampffelde der Volksſchule, und er iſt es wert, daß Deutſchlands Lehrer an ſeinem Grabe die Totenklage anſtimmen.

Brauns treues Weib Helene iſt eine der ſympathiſchſten Figuren des Romans. Sie iſt die Lehrersfrau, wie ſie ſein ſoll. Umfloſſen vom Reize jugendlicher Schönheit, treu wie Gold, aufgehend in der Liebe zu Mann und Kindern, aufopfernd im höchſten Maße — ſo ſteht ihr lichtes Bild vor den Augen des Leſers, wie auf Goldgrund gemalt. Woher der Dichter dieſe Züge nahm, errät jeder Leſer ſelbſt: wiederum aus dem Herzen und Leben Magdalenens; vielleicht wob er auch manches von dem Weſen ſeiner unvergeßlichen Klara hinein. Helene iſt zwar eine der Herrnbauersanna verwandte, aber doch wieder in vielem von ihr abweichende, ſie glücklich ergänzende Geſtalt. Anna erſcheint groß durch ihre hingebende und vertrauende, Helene durch ihre handelnde und ſorgende Liebe.

Dem in Reinhardt und Braun perſonifizierten idealen Streben deutſcher Lehrerſchaft durfte der Gegenſatz nicht fehlen. So ſtellt denn Schaumberger im Lehrer Schneider ein Bild aus dem Lehrerleben auf breiteſter realer Grundlage hin. Dieſe Figur gehört zu den Erfindungen Schaumbergers, die ſein Talent ſchlagend bekunden. Das iſt ein Charakter aus dem wirklichen Leben, wie ihn lebenswahrer Fritz Reuter nicht gezeichnet hätte: ſcharf umriſſen, mit einer Fülle dem Leben abgelauſchter Einzelzüge ausgeſtattet, ein Kabinetſtück originellen Humors. Hier iſt man wieder in der Atmoſphäre der drolligen „Bergheimer Muſikantengeſchichten“. Bei dem guten Schneider liegt der Schwerpunkt der angewandten Pädagogik im — Kuhſtalle; die höchſte Inſtanz für ihn iſt „ſeine Alte“. Es iſt ein guter Kern in ihm; er iſt ein durchaus anſtändiger Menſch. Bildungsgang und Schickſal haben ihn zu dem ängſtlichen, unſelbſtändigen Manne gemacht, als der er anfänglich auftritt, zu dem überpraktiſchen Lehrer, dem die „Stelle“ nichts iſt als die „melkende Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.“ Erſt dem Einfluſſe Reinhardts gelingt es, noch andre Funken aus dieſem verkümmerten Geiſte zu locken; ja, die mächtige Anregung, die von

dem Feuergeiſte Reinhardts ausgeht, bringt ſogar das Kunſtſtück fertig, den triſten „Schulhalter“ Schneider in einen wirklichen Schullehrer umzuwandeln. Natürlich giebt es dann auch keinen begeiſterteren Anhänger Reinhardts, keinen beredteren Apoſtel ſeines Ruhmes als den reaktivierten Schneider. Dieſe Dankbarkeit iſt ein weiterer Zug in ſeinem Charakterbilde; ſie kommt in wahrhaft rührender, aber immer origineller Art zum Ausdrucke; denn ein närriſcher Kauz bleibt Schneider auch nach ſeiner geiſtigen Wiedergeburt.

Schaumberger iſt kein Schönredner und Schönfärber. Nicht bloß die Licht-, ſondern auch die Schattenſeiten des Lehrerſtandes will er malen. Das beweiſt eine Serie von Lehrerfiguren, die hier nur angedeutet werden können. In Robert Schulz von Sülzdorf zeichnet der Dichter einen jungen Lehrer, den maßloſer Leichtſinn von Verirrung zu Verirrung, endlich bis zum Selbſtmordverſuche bringt. Reinhardt rettet ihn; ihm gelingt es, den Verzweifelnden dem Leben wiederzugewinnen, einer würdigen Bethätigung ſeiner reichen Begabung zuzuführen. Am Schluſſe des Romans zeigt ſich Schulz als durchaus geläuterter, tüchtiger Charakter.

Einen Intriganten lernen wir in dem Stadtlehrer Reuter kennen. Intriganten vereinigen immer in ſich eine gewiſſe Begabung, eine oft namhafte Arbeitstüchtigkeit mit vollkommener Charakterloſigkeit. Der nackte Egoismus iſt die Triebfeder ihres Handelns. So kommt es auch dieſem Reuter in allem darauf an, ſo oder ſo eine Rolle zu ſpielen, im Schulweſen wie im geſelligen Leben; im Kielwaſſer der gerade herrſchenden Partei laviert ſein Schifflein gewandt genug; „mit dem Winde“ geht's fröhlich und wohlgemut vorwärts, „gegen den Wind“ ſegeln thut nicht gut.

Eine ganze Gruppe „wunderlicher Heiliger“ marſchiert bei Gelegenheit der Haidacher Konferenz vor dem Leſer auf. Die Schilderung dieſer bewegten Verſammlung iſt von dramatiſcher Lebendigkeit, aber ſie wirkt abſtoßend. Schaumberger, ſonſt ein Meiſter in der Bewahrung dichteriſcher Objektivität, wird hier ſichtlich ſubjektiv. Es grollt und wettert hier wie

lange verhaltner und nun plötzlich explodierender Zorn und Ärger über persönliche Erlebniſſe der miſerabelſten Art. Wenn ſich der Lehrer Schaumberger hier etwas mehr hinter den Dichter Schaumberger verſteckt hätte, es wäre dem künſtleriſchen Werte des Romanes zugute gekommen. Die Erinnerung an manches Erlebte und die aus ſeiner Todeskrankheit reſultierende furchtbare Gereiztheit wirkten zuſammen, um Schaumberger in ſeinen alten Fehler verfallen zu laſſen: in Übertreibung. Man wünſchte im Intereſſe der Verehrung gegen den Dichter, er hätte ſich mehr beherrſcht und ſeinen eignen Stand nicht ſo ſchonungslos bloßgeſtellt.

Wohlthuend hebt ſich aus dem Kreiſe dieſer karikierten Geſtalten der joviale Preſſel ab, der Vertreter ſarkaſtiſcher Lebensanſchauung. Der Vollſtändigkeit wegen iſt endlich noch der ſtädtiſche Schuldirektor Baumbach zu erwähnen, ein Reformator aus der Schule Dieſterwegs. Doch iſt dieſe kernige Figur ganz epiſodiſch gehalten; wir ſehen ſie nur im Reflexe der Reden und Briefe Brauns.

Überblicken wir noch einmal das ganze Gemälde des modernen Lehrerlebens, das Schaumberger mit kunſtgeübter Hand entworfen, ſo gewinnen wir vor allem den Eindruck: auch hier wieder ſpringt die greifbare Realität der Dichtungsweiſe Schaumbergers ins Auge. In engem Kreiſe, in Dorf und Stadt, ſpielt ſich ſo ziemlich alles ab, klingt nahezu alles an und aus, was an Wünſchen und Strebungen, an Plänen und Enttäuſchungen, an Thaten und Leiden das Leben der Volksſchullehrer einer kaum hinter uns liegenden Epoche ausmacht. Für einzelne Staaten Deutſchlands, Sachſen, Baden, Württemberg, Heſſen, Gotha u. a., iſt dieſe Kampfzeit überwunden, ſie ſind im Hafen beſſerer Zuſtände angelangt; alles, was Schaumberger als höchſtes Ziel des Lehrerſtandes hinſtellt, iſt da von wohlwollenden Regierungen gewährt und hat einen Aufſchwung des Schulweſens herbeigeführt, den jeder Menſchenfreund mit inniger Freude betrachtet. Andre deutſche Staaten aber ſtehen noch mitten drin im heißen Kampfe. Immer noch widerhallen von da aus in Lehrerblättern die Töne, die wir in „Fritz

Reinhardt“ hören. Der Dichter hatte ein feines Ohr, ein ſcharfes Auge für das, was in der deutſchen Lehrerwelt vorging; er fühlte ſich eins mit dieſem deutſchen Lehrerleben; alle Schwingungen desſelben gingen durch ſeine Seele. Eine poetiſch verklärte, von der Idee des Fortſchrittes ſichtbar durchzogene Darſtellung dieſes deutſchen Lehrerlebens ſollte das Letzte ſein, an das er ſeine zuſammenbrechenden Kräfte ſetzte. „Fritz Reinhardt“ iſt des Dichters Vermächtnis an alle Geſinnungsgenoſſen im weiten Deutſchen Reiche. Noch einmal leuchten alle Dichtereigenſchaften Schaumbergers in dieſem Schwanengeſange auf, als ſolle an ſeinem Grabe fühlbar werden, was die deutſche Litteratur an ihm verlor.

Der Roman „Fritz Reinhardt“ iſt außerordentlich reich befrachtet mit pädagogiſchen Maximen und Reflexionen, die dem Munde der Hauptperſonen entſtrömen. Man findet ſehr ſcharfe, verurteilende Auslaſſungen über die Seminarbildung einer früheren Epoche (1. Auflage, I, 73 f., 133 f., 143 ff., 457 f., III, 411), Ratſchläge für junge Lehrer (I, 136—142), Bemerkungen über falſche Freiheit junger Lehrer (I, 135), eigne Wege (I, 200 f.), Drang nach höherer Bildung (I, 127 f.). Dann wird geſchildert: ein Lehrerideal (I, 199), der Kampf im Lehrerleben (I, 234 f., II, 256), der Kampf für eine Idee (I, 324 f.). Treffliches iſt geſagt über Schularbeit (I, 299 f., 329 f., II, 12, 141 ff., 144 ff., 300, III, 79 f., 392 ff.), Pflichterfüllung (I, 257, 291 ff., 467, II, 270, III, 374), Idealismus (II, 4, 5, 11, 113, III, 15), Bildung (I, 192 f., 452, II, 4 f., 52), Genie und Pſeudogenie (1, 289 f.). Sodann wird beleuchtet: die Stellung des Volksſchullehrers (III, 17 ff., 22, 24, 207 f., 411), des Lehrers in Dorf und Stadt (I, 237 f., 256, 258—60, 454), das Verhältnis zwiſchen Pfarrer und Lehrer (I, 136 f.), die Lehrerarmut (I, 222, 253—55), das Jahr 1866 in ſeiner Bedeutung für die deutſche Volksſchule (III, 402). Lehrreich ſind die Betrachtungen über den Bauernſtand (I, 452 f.), über des Volkes Elend (I, 466 f.), über Religion (I, 99 — 101), über die Bibel (I, 21), über Luther (I, 274—76). Auch die folgenden Themata liegen dem

Gedankenkreiſe des Pädagogen nicht fern: Humanität (III, 342), Jugend (II, 10 f.), Frauenbildung (III, 28—30), Ideal der Ehe (II, 355), Menſchenleben (II, 209, 297 f., 416), Ergebung (III, 106), die ſchlechte Welt (III, 203—208), Rückkehr zur Natur (II, 179 f.).

Dem Roman „Fritz Reinhardt“ nicht gleich an Kühnheit des Entwurfes und Kraft der Ausführung, aber anſprechender in der Wirkung ſind die übrigen Dichtungen Schaumbergers: „Im Hirtenhaus“, „Vater und Sohn“, „Zu ſpät“ und „Bergheimer Muſikantengeſchichten“. Hier kann man ſich dem Genuſſe überlaſſen, ohne durch polemiſche Auslaſſungen geſtört und verſtimmt zu werden. Dieſe Erzählungen haben dem Talente Schaumbergers Freunde erworben in allen Kreiſen des Volkes; denn hier entfaltete er ohne den Beigeſchmack der Verbitterung alle Eigenſchaften ſeines edlen, großen Herzens, alle Eigentümlichkeiten ſeines lebensfreudigen, vielumfaſſenden, originellen Geiſtes. Wenn im Intereſſe Schaumbergers zu wünſchen iſt, daß „Fritz Reinhardt“ nicht über Lehrerkreiſe hinaus geleſen werde, ſo ſind die übrigen Schriften dagegen der weiteſten Verbreitung im deutſchen Volke wert.

Der warme Schlag eines echt deutſchen Herzens, der hier zu fühlen iſt, wurde ſofort verſtanden und voll gewürdigt. Man beginnt jetzt allmählich wieder der franzöſiſchen und ſarmatiſchen Litteratur des nackten Naturalismus überdrüſſig zu werden; man ſchämt ſich nachgerade der wahnſinnigen Begeiſterung für Zolas „Nana“ und ähnliche Monſtroſitäten; man greift zurück zu den reichen Schätzen der deutſchen Litteratur. Nie wurden deutſche Klaſſiker mehr geleſen als jetzt, wo auch der Ärmſte ſich für zwanzig Pfennige ein Meiſterwerk kaufen kann. Man hat Volksbibliotheken ins Leben gerufen, die in erfreulichſter Weiſe ausgenutzt werden. Da kam denn gerade Schaumberger recht mit ſeiner ehrlichen, ungeſchminkten, kräftigen Art. Man will wieder das einfache, deutſche Familienleben im Spiegelbilde der Litteratur ſehen mit ſeinen kleinen, ſcheinbar unbedeutenden und doch ſo inhaltreichen, ſo ſehr von Schmerz und Weh, aber auch von ſtillem Glück und ſeliger

Freude durchzogenen Momenten. Auch ſolchen Bedürfniſſen kann kein Dichter beſſer entgegenkommen als der einfache Volksſchullehrer mit dem weitausblickenden Geiſte, dem von allen edlen Inſtinkten der Volksſeele bewegten Herzen.

„Im Hirtenhaus“ wird allgemein für Schaumbergers beſtes Werk gehalten. An dieſer ſchlichten und doch ſo ſpannenden Erzählung, die mit den einfachſten Mitteln aufgebaut iſt, hat die Kritik faſt nichts zu rügen gehabt. Die Kompoſition iſt ungemein klar und durchſichtig; alles ſteht am rechten Platze; eins fließt ungezwungen aus dem andern. Die einzige Scene, die etwas geſucht erſcheint, iſt die urſprünglich nicht geplante, erſt ſpäter eingeſetzte Epiſode mit dem Gensdarm im 14. Kapitel.

Trefflich iſt es dem Dichter gelungen, den im Grunde ſehr heiklen Stoff, das Treiben in einem Dorfarmenhauſe, künſtleriſch zu bewältigen. Dieſe Hirtenhausgeſellſchaft, eine wahre Muſterkarte menſchlicher Verworfenheit, wird uns in einer Weiſe vorgeführt, daß wir greifbar deutlich ihre Schlechtigkeit erkennen, aber ohne Ekel und Abſcheu zu empfinden. Die Sippe iſt unübertrefflich geſchildert! Beinahe ehrwürdig iſt die Figur des alten Totengräbers Hansnikel. Schwäche und Rechthaberei, Unterdrücktheit und Anmaßung, dabei eine ſtets bewahrte elementare Bravheit ſind hier zu einem merkwürdigen, durchaus originellen Charakterbilde verſchmolzen. Auf dieſe Geſtalt that ſich Schaumberger ſelbſt etwas zugute; er nannte ſie ſeine Lieblingsfigur. Und nun erſt der Schreinerslorz, der rechtſchaffne Mann, den unverſchuldetes Unglück mit ſeiner Familie hineinſtößt in einen wahren Hexenkeſſel menſchlicher Bosheit und Niedertracht — welch' grandioſe Erfindung des Dichters iſt dieſer Mann aus dem Volke mit den ſchwieligen Händen, dem goldnen Herzen voll reinſter Menſchenliebe, mit dem gewaltigen Willen, der ſelbſt das ſchlimme Geſchick beſiegt. Im Schreinerslorz ſteckt ein gut Teil vom echten Heinrich Schaumberger ſelbſt. Hier iſt ein Abbild des löwenmütigen Kämpfers, der drei furchtbare Jahre mit ſeinem harten Loſe rang und als Überwinder aus dem Kampfe her-

vorging, deſſen gewaltiger Geiſt es vermochte, mitten aus den Trümmern ſeiner Exiſtenz neues Leben aufblühen zu laſſen, eine ganze Welt von Geſtalten und Erſcheinungen, „maßvoll und ſchön“. In dieſem Schreinerslorz liegt etwas Ergreifendes, Packendes, Anſpornendes. Mancher wird ſich ſagen: So ſchwebte dir's auch vor — ſo wollteſt du auch leben, handeln, wirken! Der Lorz gehört in die Familie Schaumbergerſcher Charaktere, in die auch der Schulbauer, der Lichtennikele, Fritz Reinhardt, Juſtizrat Stein, der Schuſtersbernhard, der Schreinersjohannes und mancher andre wackre Mann zu zählen ſind. Das ſind aktive Naturen, keine Wehleider, die mit Händeringen und reich an Thränen dem Unglück gegenüberſtehen; ſie greifen zu, bauen wieder auf, verteidigen ihren Poſten bis zum letzten Hauche. Dieſe Vollblutmenſchen hat Schaumberger genährt mit ſeinem beſten Herzblute.

Wie der Lorz, ſo iſt auch ſein Weib, das Muſter einer frommen, treuen Hausfrau aus dem Volke, ſo ſind auch ſeine Kinder, obenan das herzige Mariele. Das Kind Marie, deſſen geiſtige Reife den Jahren vorangeeilt iſt, aus deſſen Kinderaugen ſchon der bittere Ernſt des harten Lebens ſchaut, dieſes kluge und treue Kind, das ſeinen Beruf darin ſucht, Stütze der bedrängten Eltern zu ſein, iſt eine dichteriſche Erfindung erſten Ranges. In der Ausgeſtaltung dieſes Charakters, in der Ausſtattung desſelben mit ſo vielen dem Leben entnommenen, ungezwungen am rechten Orte ſich einſtellenden Einzelzügen ſteckt eine außerordentliche pſychologiſche Wahrheit. Welche Schärfe der Beobachtung, welche Vertiefung in das Kindesgemüt, welches leiſe, zarte Anſchmiegen an die Natur! Hier darf kein Titelchen dazu- oder davongethan werden; der Leſer hat das Bewußtſein: dieſes Mädchen lebt; nicht um eine Linie geht das Bild des holdſeligen Geſchöpfes über die Möglichkeit oder Wahrſcheinlichkeit hinaus. Auerbachs „Barfüßele“ iſt mit Recht berühmt; aber Schaumbergers „Schreinersmariele“ iſt ihm ebenbürtig.

Daß Schaumberger auch die Schattenſeiten im Kinderleben und Kindescharakter nicht überſah, beweiſt die Schilderung der

Armenhauskinder. Doch ist es tröstlich, daß diese verkommenen Seelen endlich für ein besseres Leben gerettet werden. Das ist überhaupt ein Kennzeichen der Schaumbergerschen Dichtungsweise, ein Merkmal der tief ethischen Bedeutung seiner Werke, daß überall die finstren Mächte dem Lichte weichen müssen, daß das Gute stets den Sieg erringt über alles Böse.

Fragt man sich nach der Idee, die im „Hirtenhaus“ zum Ausdrucke kommt, so muß man sagen: es ist die Idee der helfenden, rettenden Liebe, es ist die Humanität in ihrer edelsten Erscheinung. Der Dichter schrieb diese Erzählung in der Heimat, kurz vor und nach seiner Verheiratung. Da hat man den Schlüssel zum Verständnisse der Dichtung. Wenn ihm nicht selber die helfende, rettende Liebe in Gestalt seines hochherzigen Weibes entgegengetreten wäre, er würde wohl nie dieses Buch geschrieben haben. So aber war seine Seele voll, ja übervoll von dem Bewußtsein, daß ihm Großes widerfahren sei. Diese Überfülle in seinem Seelenleben drängte nach außen, sie ergoß sich in die Dichtung, in der Schaumbergers edler Geist am reinsten, ungetrübt und wahrhaft hoheitsvoll, aufgefangen ist. Kein Mensch wird diesem Geiste echter Samariterliebe seine Anerkennung versagen; selbst wer auf einem andren religiösen Standpunkte als der Dichter steht, wird zugeben: hier weht ein Hauch der wahren Heilandsliebe, hier ist echtes und rechtes Christentum, das Christentum der That, der selbstlosen Aufopferung.

Dieselbe Idee der selbstverleugnenden Liebe, nur in andrer Form, behandelte der Dichter in seiner ersten Erzählung „Vater und Sohn“. Hier ist es die Sohnesliebe, die rettend sich erweist gegen Vater und Mutter. In oft meisterhaften Zügen schildert der Dichter das eheliche Unglück von Frieder und Annelies, den finstren, fast tückischen Trotz der ungeliebten Frau, die starre Verzweiflung des um sein Herzensglück heimtückisch betrogenen, in die Fesseln einer gezwungenen Ehe geschmiedeten Mannes, sein stufenweises Sinken, den allmählichen Verfall und Zerfall seiner Existenz. Wie fremde und eigne Schuld einen von Haus aus tüchtigen Charakter erdrücken, zerbröckeln, aufreiben — das ist hier mit einer

beinahe grauenerregenden Naturwahrheit, mit einer furchtbaren Deutlichkeit dargelegt. Aber ebenſo überzeugend iſt der unermüdliche, unentwegte Kampf geſchildert, in dem die guten Elemente der Erzählung, Johannes und ſeine Freunde, gegen alles Böſe vorgehen, es entwurzeln, niederwerfen und bis auf die letzte Spur verwiſchen. Bücher von ſolcher Art müſſen für Volksbibliotheken ein wahrer Gewinn und Segen ſein, wie ſchon Doktor Franz Leibing hervorhob, viel mehr als die faden Abenteurer-, Räuber- und Vagabundengeſchichten aus aller Herren Ländern, die man unbegreiflicherweiſe oft für das richtige Material hält zur Volksbildung.

„Zu ſpät“ ſtellt im Anfange ebenfalls das Sinken eines Charakters dar von Stufe zu Stufe. Hier iſt es eigne Schuld, ein berſerkerhafter Jugendübermut, der eine von Natur reich ausgeſtattete Seele abwärts zieht. Das Leben im Hauſe des bösartigen Türkenhenners zeigt uns einen Abgrund von Familienelend. Die dämoniſche Art, in welcher der Türkenfritz ſeinen treuen Schatz, das Veitenbärble, quält durch tolle Streiche, iſt pſychologiſch frappant; hier haben wir wieder ein glänzendes Zeugnis für Schaumbergers eminente Kenntnis des Seelenlebens. In der harten Schule des Lebens, unter allen Schrecken der Heimatloſigkeit, des Ausgeſtoßenſeins, der perſönlichen Gefährdung, der harten Arbeit, der Todeskrankheit wird das Erz dieſes Charakters geläutert, und am Schluſſe der Erzählung ſteht in dem aus Amerika zurückgekehrten Fritz ein Menſchenbild da, dem man vollſte Sympathie nicht verſagen kann. Geſchickt ſind dem Helden gegenüber die andren Perſonen gruppiert: der arme, aber tüchtige, charaktervolle Schuſtersbernhard, der edelmütige, ſelbſtloſe Gottfried, die ſtill leidende, den alten Heimtücker Türkenhenner durch die Macht ihrer Mutterliebe entwaffnende Bäuerin. Die Zeichnung des Bauers iſt in ihrer Schärfe und Tiefe ein Meiſterſtück. Das Veitenbärble erſcheint etwas weich, zu thränenreich, zu ſchwach, ſtark nur in dem Einen: dem unwürdigen Geliebten den Rücken zu kehren und die Stätte ihres vernichteten Glückes

zu verlaſſen.*) Eine treffliche Geſtalt iſt die Schuſtersroſine, in Rembrandtſcher Manier gemalt, ein trübes Menſchendaſein auf dunklem Lebenshintergrunde.

Zwiſchen dem 8. und 12. Kapitel der Erzählung macht ſich eine gewiſſe Verſchleppung der bis dahin raſch und energiſch fließenden Handlung bemerklich. Trefflich geſchrieben ſind die erſten ſieben Kapitel, das 12. und 13.; brillant geradezu, tief gemütvoll, echt deutſch im Grundton, gelang dem Dichter Kapitel 17. Ganz ergreifend wirkt Kapitel 18. Das iſt ein wundervoller Schluß; in herrlichen Akkordfolgen kommen hier die Regungen reinſten Menſchengefühles zum Ausklingen. Man ſagt ſich: Wenn Schaumbergers Talent ſich bis heute in dieſer Weiſe fortentwickelt hätte, auf welcher Höhe müßte der Dichter jetzt ſtehen!

Eine Eigentümlichkeit der Schaumbergerſchen Dichtungsweiſe tritt auch in „Zu ſpät“ wieder hervor: daß das Aufeinanderplatzen menſchlicher Leidenſchaften, daß die Kampf- und Streitſcenen zu viel Raum wegnehmen. Es fehlen für den Leſer die Ruhepunkte; der Dichter hätte im Intereſſe harmoniſcher Wirkung mehr idylliſche Scenen, die er doch ſo lebenswahr und poetiſch ſchön hinzuſtellen wußte, einſtreuen ſollen. „Im Hirtenhaus“ hat dadurch den herrlichen Geſamteindruck erzielt, der es zu einem Lieblingsbuche der Leſewelt erhob. Jene Eigentümlichkeit floß aus Schaumbergers Weſen. Seine Dichtungen ſind ein Bild ſeines Lebens, in dem auch die poeſievollen Momente allzuſehr zurücktreten gegen die Überfülle von Not und Drang.

In den „Bergheimer Muſikantengeſchichten“ zeigt der Dichter ſein zweites Geſicht: das gutherzige, frohmütige Lächeln des echten Thüringers, der immer den Schalk im Nacken hat und ſtets aufgelegt iſt zu allerlei Schelmenſtreichen. Damit

---

*) Als Schaumberger „Zu ſpät“ zum Abſchluſſe brachte, drang Magdalene in ihn, „das Bärble leben zu laſſen!“ Er hätte ihr gern den Gefallen gethan, mußte aber doch aus künſtleriſchen Gründen dabei beharren: „Es geht nimmer, ſie muß ſterben; es iſt eben auch für ſie — zu ſpät!“

iſt nicht geſagt, daß hier lauter Sonnenſchein herrſche; auch in dieſe luſtigen, ja tollen und übermütigen Geſchichten läßt der Dichter ab und zu die tiefen Schlagſchatten menſchlichen Leides fallen; auch da ringen junge und alte Menſchenherzen oft genug einſam mit ihrem Jammer.

Wir lernen in dieſen „Bergheimer Muſikantengeſchichten“ die Choradſtanten kennen, unter und mit denen ſchon der Knabe Heinrich lebte und muſizierte, originelle Geſellen, deren poetiſche Verherrlichung ſich Schaumberger zum Ziele ſetzte. Mit dem Auftreten dieſer vom Dichter bewundernswürdig in lebenswahren Linien gezeichneten Volkscharaktere beginnt das Sprühfeuer von Witzreden, beginnen die ergötzlichen Schalks- und Narrenſtreiche, welche, außerordentlich gewandt, ſtimmungsvoll und gemütlich erzählt, den Leſer von Anfang bis zu Ende in Spannung erhalten. Der kleine Schneidershannikel, der „himmellange“ Michelsveit, der Schmiedsjakob und der Schneiderskaſper, Hansaden, der Zimmerdick, der Hanshenner, der Bergkaſper, Schneidersheiner, der Schulzenjörg von Tiefenort, der Mühljohann, der Eckenpeter — das ſind die Träger des köſtlichen Humors, den der Dichter in ſeinen „Bergheimer Muſikantengeſchichten“ in unverſiegbarer Fülle und Friſche ſprudeln läßt.

„Umſingen“ iſt die populärſte dieſer Erzählungen. Sie ſcheint ohne alle Kunſt erzählt; es iſt, als trüge der Dichter „in Hemdsärmeln“ die Abenteuer ſeiner Freunde, die Liebesgeſchichte des „Präzeptors“ vor. So etwas wie „Umſingen“ meint man gleich ſelber erzählen zu können — ſo einfach, leicht und natürlich ſcheint das. Freilich, wenn man's nachmachen wollte, würde man merken, daß hinter dieſer naiven Erzählungsweiſe denn doch auch wieder eine Kunſt ſteckt, die angeboren ſein muß. Die Kunſt auf ihrer höchſten Stufe tritt hier hervor — in ihrer vollkommenen Rückkehr zur Natur. Wie würde ſich der Altmeiſter Goethe über dieſe Erzählungsart gefreut haben!

Grade an der Behandlung des ganz alltäglichen Stoffes erkennt man, welch' originelle, große Darſtellungsgabe Schaum-

berger beſaß, wie ihm die richtigen Formen und Farben für ſeine Bilder, die richtigen Stimmungen für die einzelnen Scenen nur ſo zufloſſen. Naturwahrer kann ein Dichter nicht darſtellen. Man vergleiche einmal damit die Manier, mit der Jean Paul und ſeine neueſten Jünger unter unſren Novelliſten Geſchichten aus dem Bauernleben erzählen mit einer gradezu raffinierten, aus Bizarre und Barocke anſtreifenden Künſtelei — der Gegenſatz iſt grell!

Schaumberger brauchte keine Stelzen, er ging gern auf ſeinen eignen, feſten Füßen, und ſo ſchritt er hinein ins friſche, volle Leben. Die Menſchen, die er hier zu ſchildern hatte, kannte er gründlich: ſeine eignen Eltern, deren Herzen er hier ſich finden ließ, die Dorfmuſikanten, mit denen er ſo manches Mal Freud' und Leid beim Umſingen geteilt hatte, mit denen er ſtand auf „Du und Du", die ihn betrachteten als einen der Ihrigen und heute noch nicht anders nennen als: „der Heinrich".

Die Muſikantengeſtalten gehörten zu dem Wenigen, woran der Dichter ſelbſt wahrhafte Freude, volles Genügen empfand. Wenn er in den letzten Wochen ſeines Lebens manchmal mit der Feder auf den Deckel ſeiner blauen Mappe in flüchtigen, aber charakteriſtiſchen Umriſſen irgend einen dieſer Muſikantenköpfe gezeichnet hatte, da flog das alte ſchelmiſche Lächeln über ſeine Züge, da mochte er ſich das Zeugnis geben: „Alterle, das haſt du nicht ſchlecht gemacht!"

Zu den beſten Charakteren, die Schaumberger geſchaffen, iſt der alte Kantor von Ebenfelden nebſt ſeiner Gertrud zu zählen. In ihnen ſtellt der Dichter ein Stück altes Schulmeiſtertum dar, ein Idyll aus dem Lehrerleben früherer Zeit, ein Seitenſtück zu Jean Pauls gemütstiefem Maria Wuz von Auenthal. Hier ſpüren wir nichts von dem bewegten Leben, von der Kampfatmoſphäre des Lehrerromanes „Fritz Reinhardt"; die Klänge der Tuben und Streithörner jenes Buches tönen nicht herein in dieſe ſtille Welt. Was jenſeit ſeines Dörfleins in der großen Welt vorgeht, das kümmert den Patriarchen des Schulhauſes wenig; all' ſein Sinnen und Denken, ſein Wollen und Streben umſchreibt den Kreislauf in den

engen Bezirken eines glücklichen Familienlebens, der fleißigen und tüchtigen, immerhin aber auch dornenvollen und keineswegs kampfloſen Arbeit in Schule und Kirche, des intimen Verkehrs mit der Gemeinde.

Es ſind Stifterſche Töne und Weiſen, die wir manchmal hören in dieſer überaus einfachen und doch ſo feſſelnden Darſtellung. Man muß ſtaunen, daß derſelbe Poet, der den gewaltigſten Leidenſchaften der Menſchenſeele Ausdruck lieh, ſein für das Größte befähigtes Darſtellungstalent wiederum auch herabzuſtimmen weiß zu ſolchen zarten und innigen Schilderungen des Kleinlebens. Iſt „Fritz Reinhardt“ ein leidenſchaftgeſättigtes, die tiefſten Tiefen ſeeliſcher Erregungen aufwühlendes Allegro aus der großen Sinfonie Leben, ſo iſt dieſes Lehreridyll in „Umſingen“ ein ſanftes, empfindunggeſchwelltes, leisbewegtes Adagio dazu. In Goethes „Hermann und Dorothea“, bei Jean Paul und ſeinen Jüngern Leopold Schefer, Adalbert Stifter, Wilhelm Raabe und Wilhelm Jenſen, bei Theodor Storm und Edmund Hoefer, bei Roſegger und Hermann von Schmid, bei Dickens, Björnſon, Erckmann-Chatrian finden wir oft wahrhaft koſtbare Genrebildchen dieſer Art; aber ſelbſt neben dieſen Muſtern und verglichen mit ihnen kann ſich Schaumbergers alte Schulmeiſterfamilie ſehen laſſen.

„Der Dorfkrieg“ leidet einigermaßen an innerer Unwahrſcheinlichkeit. Entſchieden übertrieben ſind die Folgen dargeſtellt, die der Zwieſpalt der Dörfer nach ſich zieht. Hier ging wohl die Phantaſie ein wenig mit dem Dichter durch. Gut gelungen iſt dagegen die große Schlacht im Walde. Schaumberger beſaß ein außerordentliches Geſchick, dergleichen Maſſenſcenen lebendig und effektvoll aufzubauen. Dieſe Wahrnehmung läßt den Schluß zu, daß der Dichter auch auf der Bühne große Erfolge hätte erzielen können, umſomehr, als er den Dialog ſpielend handhabte und nie um neue, intereſſante und originelle Wendungen verlegen war.

Der Zipfelſchneider, der Held der Novelle, präſentiert ſich als eine trefflich gelungene Figur aus dem Vollen und Ganzen. Prächtig geſchildert iſt namentlich die Freundſchaft zwiſchen

ihm und dem Schulzen. Da klingen Herzenstöne an, wie sie wirklich im Gefühlsleben des Volkes vorkommen. Hier ist wieder einmal überzeugend ausgesprochen worden, welch' zarter Regungen auch die Seele des sogenannten gemeinen Mannes fähig ist, mit welch' rührender Innigkeit seine Gefühlsäußerungen zum Ausdrucke kommen. Ergreifend ist ferner erzählt, wie Karoline, das einfache Dorfkind, Abschied nimmt vom Geliebten; der Trennungsschmerz, die unverbrüchliche Treue, die Kindesliebe sind ebenso schlicht als wahr dargestellt, und diese Motive gießen in ihrer glücklichen Mischung eine poetische Färbung über die kleine Scene, daß eine ganz bedeutende Wirkung damit erzielt wird. Die Versöhnung zwischen Heiner und Karoline und das darauf folgende Idyll, die alten Schustersleute in ihrer Häuslichkeit, zeigen den Dichter auf der Höhe seines Könnens. So etwas schreibt nur ein Talent hohen Ranges.

„Gesalzene Krapfen" ist ein flott geschriebener Schwank mit höchst ergötzlicher Charakteristik einer bösen Sieben und ihrer heiratslustigen Tochter; der Held ist der Eckenpeter, männiglich bekannt als der Autor der berühmten Redensart: „Nur nicht grand gethan!"

Die Novelle „Glückliches Unglück", das Letzte, das Schaumberger vollendete, unterscheidet sich hinsichtlich der Komposition merklich von den früheren Musikantengeschichten. Man merkt, daß der Dichter unterdes seine größeren Werke geschrieben; im Dichten selbst hat er sehr viel von der Technik des Dichtens zugelernt. Er geht viel sichrer zu Werke als früher, weiß scheinbar kleine, unbedeutende Motive sehr glücklich auszunutzen. Um es musikalisch auszudrücken: es ist mehr Kontrapunkt zu spüren. Der Hauptcharakter, der Musiker Schülzle, ist eine tief angelegte Natur, gezeichnet mit psychologischer Wahrheit. Er gehört neben dem Beckenkarl in „Fritz Reinhardt" zu den Bauerncharakteren Schaumbergers, hinter denen mehr steckt, als man gemeinhin dem Stande zutraut. Poesievoll ist sein Traum auf dem Tanzboden, die Rückerinnerung an sein verlornes Liebesglück, dichterisch schön empfunden die darauf fol-

gende Stelle von den ſeelenvollen Tönen, die der Schülzle in einem geweihten Momente ſeiner geliebten Trompete entlockt. Hier iſt das Weſen wahrer Muſik, die in der Menſchenſeele emvorblüht und nach Ausdruck ringt, höchſt glücklich erfaßt und wiedergegeben. Schaumberger nahm das aus ſich ſelbſt. Ihm klang und ſang es auch immer im Innern. Wie er einſt von dem Sänger des Nibelungenliedes annahm, er müſſe ſelbſt ein Muſikkenner geweſen ſein, da er das Spiel Volkers ſo herrlich ſchildern konnte, ſo können wir von ihm ſagen: er hätte ſeinen Schülzle nicht ſo zeichnen können, wenn ihm nicht auch der Strom der Töne aus tiefſter Seele quoll.

Zwiſchen den größeren Erzählungen dichtete Schaumberger eine Kindergeſchichte: „Eine Weihnacht auf dem Lande.“ Der Leſer ſuche aber nicht darin, was man gewöhnlich unter der Rubrik „Jugendlitteratur“ findet. Schaumbergers Novelle gehört nicht zu den ſündflutartig die Märkte überſchwemmenden „Jugendſchriften“, in denen ſich nach dem bekannten Worte „pädagogiſche Männlein und Fräulein zu den Kindern herabneigen“, in denen ein kindlich ſein ſollendes Geliſpel und Geflüſter ſäuſelt und das bekannte ſüßliche Spielen mit Diminutiven getrieben wird. Dieſe Erzählung iſt im Gegenteile ſo geſund, kernig und gehaltvoll, daß auch jeder feinſinnige Erwachſene ſie mit Genuß leſen kann. Für jedermann iſt das allerdings nicht; die Schönheiten darin wollen geſchätzt ſein. „Eine Weihnacht auf dem Lande“ iſt ungefähr ſo gemeint und ſo zu nehmen wie Stifters „Bunte Steine“, jene ausgewählte Sammlung meiſterhaft, ja mit antiker Plaſtik vorgetragener Erzählungen aus dem Kinderleben, die eine wahre Schatzkammer pſychologiſcher Feinmalerei, ein Juwel der deutſchen Litteratur bilden. Unſre Zeit iſt ſolchen aus den tiefſten Tiefen eines hervorragenden Dichtergeiſtes entſproſſenen Dichtungen nicht beſonders günſtig. Das mußte auch Schaumberger erfahren; ſowohl Hallberger als Dr. Rullmann wieſen ihn darauf hin, und ſie, als Kenner des litterariſchen Zeitgeſchmackes, konnten es wiſſen.

Der kleine Karl und im Hintergrunde ſein Freund, der

Schustershanfrieder, sind Porträts, wie sie ein Maler nicht lebenswahrer auf die Leinwand zaubern könnte. Da ist Gesundheit, Kraft, Freude am Dasein, und auch jener prächtige Übermut der seligen Kindertage fehlt nicht, den der verständige Erzieher an sonst wohlerzogenen, gutartigen Kindern gar nicht ungern sieht, den nur der Pedant mit der landläufigen Roheit in einen Topf wirft.

Vielleicht schilderte der Dichter in dem Knaben Karl nicht bloß sich, sondern auch sein eignes Kind, wie er es sich in seiner Weiterentwicklung dachte? Wenigstens ist soviel gewiß: die Liebe zur Kinderwelt, die so herzig aus jedem Blatte der kleinen Dichtung spricht, konzentrierte sich in ihrer ganzen Schönheit auf den eignen einzigen Sohn. Ergreifend spricht das aus der eigenartig schönen, gleichsam die Poesie des alles versöhnenden Todes ausströmenden Skizze: „Aus dem Krankenzimmer.“ Das kann man nicht lesen, ohne im Innersten erregt zu werden. Es könnten Leser Schaumbergers genannt werden, die diese wenigen Blätter für sein Meisterstück erklären.

„Die Zerstörung der Schaumburg“, Schaumbergers erster dichterischer Vorwurf, der noch aus der Ahlstadter Zeit herrührte, ist in der letzten Bearbeitung unvollendet geblieben. Von Zeit zu Zeit nahm der Dichter die angefangene Novelle immer wieder vor, obwohl er während der Bearbeitung erkannte, daß „derartige Sujets sein Feld nicht seien“. Wenn er trotzdem auf seinem letzten Leidenslager aufs neue die Hand daran legte, so lag es wohl daran, daß ihn die Sage anwehte wie ein wehmütiger Gruß aus der entschwundnen Jugendzeit, da er mit noch unsicherer Hand zuerst die alte Mär zu gestalten versuchte, zugleich als eine liebe Erinnerung an die traute Heimat, deren Gefilde er nimmer wiedersehen sollte. Aus den vollendeten fünf Scenen ersieht man, daß Schaumbergers markiges Talent auch für die Schilderung entlegener Zeiten und Zustände die geeigneten Farben zu finden wußte.

Es ist schon die Frage aufgeworfen worden: Würde sich Schaumberger, wenn er bei weiterem Schaffen nun doch einmal

ſein ſpezielles Gebiet der Thüringer Dorfgeſchichte erſchöpft hätte, der Darſtellung andrer Lebenskreiſe gewidmet haben? Dieſe Frage läßt ſich unbedingt bejahen auf Grund eines von ſeiner Hand niedergeſchriebenen Verzeichniſſes anderweiter Entwürfe, die in ihren Umriſſen ſchon völlig ausgeſtaltet, ja im Geiſte des Dichters teilweiſe ſchon im Scenenbau vollendet waren. Schaumberger nennt da folgende Titel:

„Gefangen“,
„Leben und Tod“, } zwei „Bergheimer Muſikantengeſchichten“,
„In niedrer Hütte“,
„Verlaſſen im Alter“,
„Hohes Streben und ſein Lohn“,
„Erinnerungen eines alten Lehrers“,
„Aus unſerm Leben oder: Frauenliebe und -Treue“.

Die fünfte und ſiebente dieſer geplanten Erzählungen hätten augenſcheinlich das Bereich der Dorfgeſchichte überſchritten, ebenſo wie der fertig geſtellte Entwurf einer achten Novelle, der ſich in Schaumbergers Nachlaß vorfindet und wörtlich lautet:

Ein Entwurf.

A., ein junger Mann, vielleicht Baron, mindeſtens aus ſehr guter Familie, ſehr gut erzogen, jedoch von einer überzärtlichen Mutter verzärtelt, die ihn am liebſten immer unter ihren Flügeln halten möchte, durch treffliche, ideale, ſittliche Hauslehrer herangebildet auf dem Lande, erſt ſpäter ein berühmtes Gymnaſium in einer kleinen Stadt beſuchend, wird kurz vor ſeinem Abiturus krank, ſeine Mutter ſtirbt vorher— einſam macht er den erſten Ausflug in die Welt nach einem berühmten Kurort (Davos?).

Dort lernt er, der nie geliebt, M. H. kennen, die ihren alten, kranken Mann dahin begleitet hat und ihn pflegt, ſo ſagt man — freilich geht auch ein anderes Gerücht. A., erſt durch ihre Schönheit überraſcht, geht ihr trotzdem gleichgiltig vorüber. Einmal trifft er ſie im Wald allein, in Thränen ꝛc. Sie iſt natürlich das unſeligſte Geſchöpf der Welt, wird von ihrem Manne zu Tode gepeinigt. A.s Mitleid erwacht, ſeine

Idealität entflammt ſeine Phantaſie, romantiſche Ideen ꝛc. Die Frau weiß ſich gebildet zu ſtellen — genug, ihre Abſicht gelingt, A. fällt 'rein. — — Glück! — — — Enttäuſchung! — Verzweiflung, durch Freundesuntreue u. ſ. w. vermehrt. — Finſterſter Peſſimismus. Lebensverachtung.

Sein Onkel erſcheint, reißt ihn heraus; er macht Reiſen. Paris, London, Rom, Ägypten. Er wird geſund, ſehr gegen ſeinen Willen, bleibt ein Menſchenfeind.

Geneſen kehrte er an den Ort zurück, wo er ſo glücklich geweſen war, wo ſein Unglück begann. Sein Lebensüberdruß kehrt zurück, jetzt durch ſeine Weltkenntnis verſtärkt.

Da lernt er ein armes Mädchen kennen, F. Z., die erſt ihren kranken Bruder pflegt. Zufällig tritt er ihr näher, ihre Aufopferung rührt ihn, aber er glaubt nicht an Liebe und Treue. Der Bruder ſtirbt, das arme Mädchen iſt hilflos, ihr Vermögen aufgezehrt. Sie wird Geſellſchafterin bei einem adligen Fräulein, die A. gewinnen möchte. Er kommt dem wunderſchönen Mädchen näher, er liebt ſie, aber ſein Menſchenhaß ſcheidet ſie, er ſagt ihr ins Geſicht, daß er ihr mißtraue, glaube, ſie verlange nach ſeinem Reichtum ꝛc. Das Mädchen ſucht ihn vergebens zu überzeugen, kehrt ſich endlich gänzlich von ihm ab.

A. tiefer im Peſſimismus als je. Der Liebesſchmerz untergräbt ſeine Geſundheit, er kränkelt; nun kommt das Unglück Schlag auf Schlag. Sein Bankier macht Bankrott, ſein Vermögen iſt hin, ſein Onkel erſchießt ſich, da er ſeinen Gläubigern nicht gerecht werden kann.

Hilflos, verlaſſen liegt A. auf dem Krankenbett in D., denkt auch an Selbſtmord.

Plötzlich erſcheint Frl. Z. wieder. Sie hat eine alte Dame nach Italien begleitet, die in Mentone ſtarb und ſie zur Erbin einſetzte. Auf ihrer Rückreiſe nach Deutſchland hört ſie von einer Freundin A.s Geſchick. Sofort reiſt ſie nach Davos, ſucht eine Unterredung mit A. Durch die That zeigt ſie jetzt ihre Treue. Sie giebt ihm die Mittel, ſeine Herſtellung abzuwarten. Er weiſt ſie ab, wird kränker. Sie, unter

irgend einer zu erfindenden Form, vielleicht als barmherzige Schweſter, pflegt ihn. Solche Bewährung rührt ihn. Er wird geſund, geiſtig und leiblich. Verlobung. Bedingung der Braut: er muß ſich erſt eine Stellung erringen, die ihn befähigt, eine Frau zu erhalten und die Verpflichtungen ſeines Onkels einlöſen. Er wird Kaufmann, ein „rechter Kerl!“ —

Dieſer Entwurf, der jedenfalls mit dem von Eliſe Bagge (vergl. Kap. XIII.) erwähnten identiſch iſt, beweiſt zur Genüge, daß Schaumberger bereits daran dachte, weitere Lebensſphären in den Kreis ſeiner Darſtellung zu ziehen. Man kann nicht zweifeln, daß ſein Talent auch darin ſich bewährt hätte, wenn man die Scenen in „Fritz Reinhardt“ ſtudiert, die gleichfalls außerhalb der bäuerlichen Verhältniſſe liegen. Vor allem die meiſterhaft durchgeführte Charakteriſtik des Juſtizrats Stein beweiſt evident, daß ſein eminenter Scharfblick für die Eigentümlichkeiten einer Menſchenſeele, ſein pſychologiſches Genie den Dichter zur Darſtellung jeder Art von Charakteren befähigte. Ein gleiches Urteil ergiebt ſich aus der Betrachtung andrer Partien in „Fritz Reinhardt“, in denen er ſtädtiſche Schul-, Kunſt- und Verwaltungsverhältniſſe ſchildert, insbeſondre auch aus der trefflichen Audienzſcene, wo Schaumberger den Miniſter und den Generalſuperintendent in vollkommen überzeugender Weiſe darzuſtellen verſtand.

Die Gedichte Schaumbergers, die im 9. Bande ſeiner „Geſammelten Werke“ abgedruckt oder in vorliegendem Buche mitgeteilt wurden, ſind ſeinem eignen Urteile zufolge ohne litterariſchen Wert. Sie können nicht beſtehen neben den lyriſchen Glanzleiſtungen unſres Jahrhunderts; ſie ſollten auch keineswegs eine neue Seite in Schaumbergers dichteriſchem Talente repräſentieren, ſondern einzig als Zeugniſſe ſeiner inneren Entwicklung, als Naturlaute einer oft gewaltſam nach hohen Zielen ringenden Menſchenbruſt auftreten. Eines haben ſie in ihrer ſchlichten, ans Volkslied anklingenden Weiſe voraus vor manchem formvollendeten Spiel mit Vers und Reim: Wahrheit der Empfindung. An ihnen wie an ihrem Dichter iſt nichts Gekünſteltes und Geſuchtes. —

Neun ſtattliche Bände hat Schaumberger in ſeiner kurzen Schriftſtellerlaufbahn geſchrieben, neun Bände, reich an innerem Gehalt — und doch war er erſt 30 Jahre alt, als der Tod ihm die Feder aus den Händen wand. In dieſem Alter beginnt für den Mann eigentlich erſt die Periode des wirkungsvollſten Schaffens. Der Sturm und Drang der Jünglingsjahre iſt verflogen, die Schule der Täuſchungen und Irrungen abſolviert; alle Kräfte ſind geübt und erprobt, und in ihrer ruhevollen, zielbewußten Anwendung zeigt ſich der Mann, zeigt ſich der Meiſter. Die nun folgenden zwei Jahrzehnte ſind für den geſunden, kraftvollen Geiſt die Höhepunkte ſeiner Wirkſamkeit. In dieſen Jahren häufen ſich in raſcher, ſicherer Folge die Markſteine des Schaffens; nun vollbringt der gereifte Mann ſein Beſtes.

Um dieſe zwei ausgiebigſten Jahrzehnte iſt Schaumberger gekommen. Was wir von ihm beſitzen, gehört ſeiner „Strebezeit“ an; ſeiner Meiſterleiſtungen mußte die deutſche Litteratur entraten. Wenn wir das von ihm Geſchaffene meſſen und wägen und der vielen Züge eingedenk werden, die auf Großes hindeuten, Großes im Keime enthalten oder auch ſchon entfaltet zeigen, ſo kommen wir ganz von ſelbſt dahin, zu ſchließen auf das, was etwa der Dichter in zwei weiteren Jahrzehnten ſeiner Laufbahn noch hätte ſchaffen können. Nicht leere Hypotheſe iſt es, wenn wir ſagen: Vorzügliches wäre dieſer Kraft gelungen. „Fritz Reinhardt“ iſt Schaumbergers letzte Dichtung. Aber der Strom der Erfindung, der hier rinnt, iſt ſo ungeſchwächt, kommt ſo voll und friſch und urkräftig aus ſeinem Quellborn, daß er ſicherlich nachgehalten hätte noch für viele Werke. Der Eindruck iſt nicht, als ob ein Wäſſerlein aufhörte, weil es im Sande verſiegt, ſondern als ob ein Strom endete, indem er ſich ins Meer ergießt — ins endlos weite Meer der Ewigkeit. Der Dichtergeiſt, der eben „Fritz Reinhardt“ vollendet hatte, war noch lebenskräftig und ſchaffensmächtig, reich und tief, wie nur je zuvor; doch ſein armes Haus zerfiel.

Sollen wir Klage anheben, daß dieſe naturfriſche Siegfriedsgeſtalt unter Deutſchlands jüngeren Dichtern ſo frühe ge-

fällt wurde? Wozu hälfe das? Aber aufnehmen wollen wir den vollen und ganzen Eindruck dieſer mächtigen und doch ſympathiſchen Individualität in uns, nachgehen wollen wir den Wegen, die dieſer hochgeſinnte, edle Geiſt gewandelt.

In ſeinen Schöpfungen führt er durch Nacht, aber zum Licht! Die treuſte Liebe zu ſeinem Volke trug er in der Seele. Nicht ſeine Ehre ſuchte er, ſondern allein des Volkes Wohl. Darum hob er den Schleier ab vom Leben der Verachteten und Ausgeſtoßenen, der Armen und Elenden. In raſchen, kühnen, kräftigen Zügen warf er herzerſchütternde Bilder aus dem Volksleben hin, daß jedermann ſie ſähe und Kunde gewänne von des Volkes Leid und hingehe und Hilfe ſchaffe.

Und wiederum auch ſchuf er jene ausgelaſſenen, lebensheiteren Scenen aus dem Volksleben, damit die Welt erkenne: das Volk giebt ſich nicht auf in ſeinem Elend, es hilft ſich ſelbſt, ſo gut es kann, und hat für jede Wunde einen Balſam, für jeden Schmerz ein Heilkraut.

Ja, das Leben, wie es iſt—mit allen ſeinen ungeheuren Rätſeln, mit der finſtern Nacht ſeiner Not, aber auch mit der hellſtrahlenden Sonne Liebe, die endlich doch ſieghaft alle wallenden Nebel teilt: das ſtellt uns Heinrich Schaumberger vor, und das würde er uns vorgeſtellt haben in allen Werken, die ſchon geplant, zum Teil ſchon ausgeſtaltet, in ſeinem reichen Geiſte lebten.

Eine Summe von Fähigkeiten iſt in dieſem Dichter dem geiſtigen Leben der Gegenwart verloren gegangen. Lange genug werden wir zu warten haben, bis eine Dichterindividualität von gleich ſtrotzender Kraft, Fülle und Geſundheit wieder eintritt in unſre ſchöne Litteratur.



